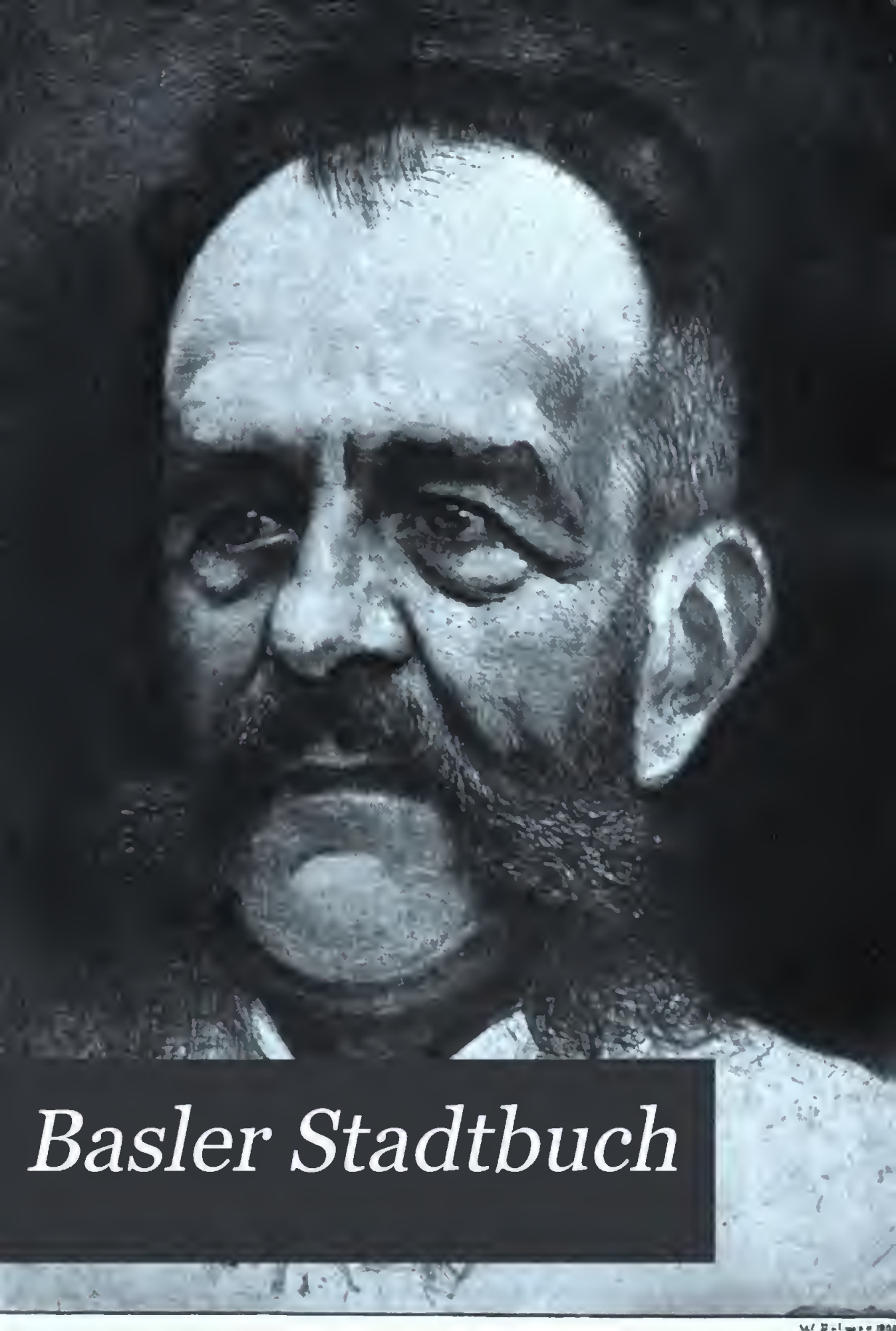
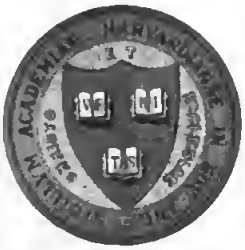


Basler Stadtbuch

Suri 28.1.6

Harvard College Library



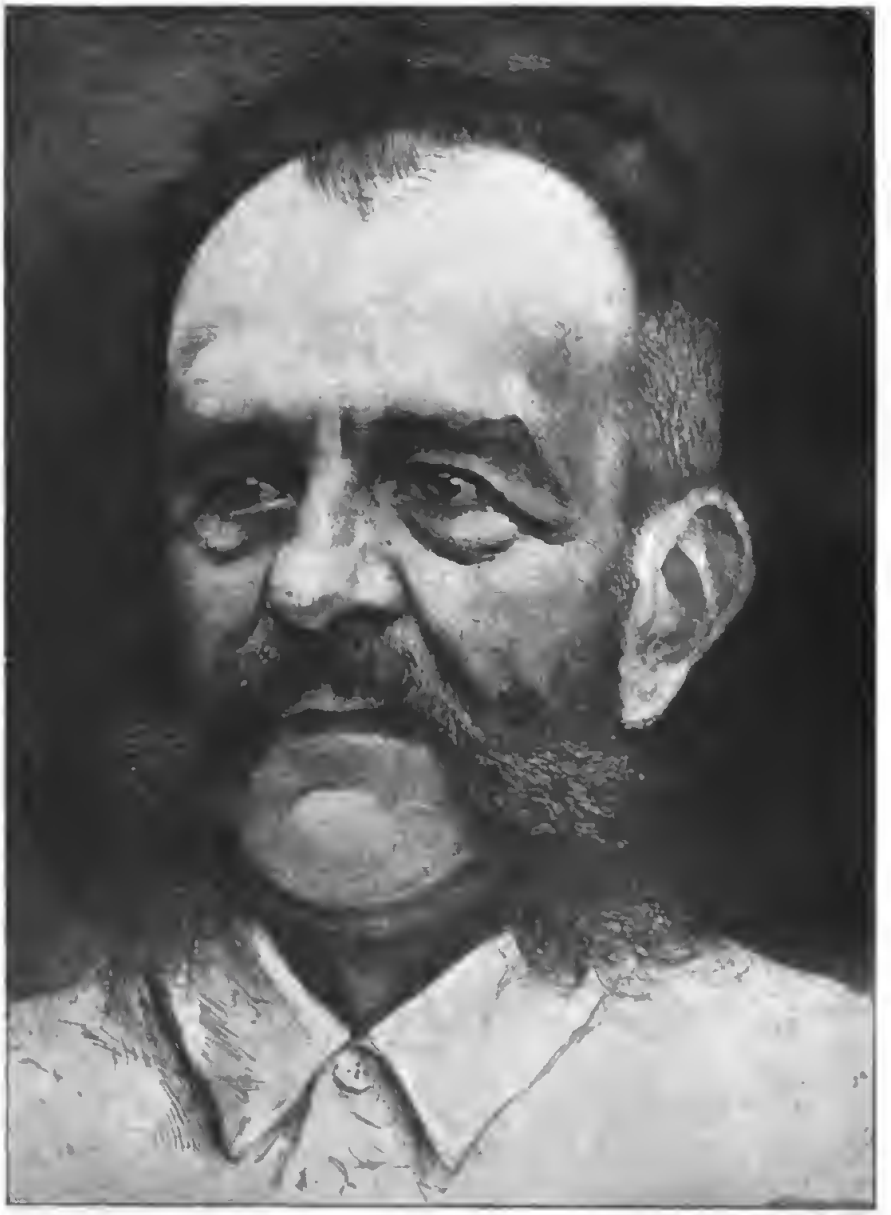
THE GIFT OF

WILLIAM BAYARD CUTTING, JR.

(Class of 1900)

OF NEW YORK

FOR BOOKS ON SWITZERLAND



Basler Jahrbuch

1900.

Herausgegeben

von

Albert Burckhardt, Rudolf Wackernagel

und

Albert Geßler.

Basel.
Verlag von R. Reich, vormals C. Detloffs Buchhandlung.
1900.

HARVARD COLLEGE
JUN 15 1910
LIBRARY

Gift of

W. Bayard Cutting, jr.

Basler Druck- und Verlags-Anstalt.

Vorwort.

Die Centennarfeiern der helvetiſchen Revolution, welche ſo manche hiſtoriſche Forſchung veranlaßt haben, ſind vorbei und die Geſchichtsſchreibung wendet ſich wieder gerne friſchen Epochen zu, nachdem ſie eine Zeitlang ſich vornehmlich mit der neuern Geſchichte abgegeben hat.

Unter dieſem Eindruck ſteht auch die Redaktion des Basler Jahrbuches, die ihren Freunden in erſter Linie eine Anzahl Arbeiten aus dem ſechszehnten Jahrhundert darbietet. Wir ſehen vor uns einen Mann, der in reformatoriſchen Kreiſen eine angeſehene Stellung eingenommen hat; er wird uns geſchildert durch einen leider zu frühe dahingeſchiedenen Mitarbeiter des Jahrbuches, ein Umſtand, welcher uns die Veröffentlichung dieſer Biographie ganz beſonders angelegen ſein ließ. In einer weitern Abhandlung tritt uns der mächtige Förderer der Gegenreformation, der Biſchof Jakob Chriſtoph von Baſel, entgegen, der unſern Voreltern ſehr vielen Kummer bereitet und den eben erblühenden Proteſtantismus im Birseck für immer geknickt hat. Der Briefwechſel des Felix Plater mit dem Luzerner Stadtſchreiber Renward Cyſat hingegen beweist, daß auch in den Zeiten der ſchärfſten konfeſſionellen Gegenſätze ſtets eine Anzahl Gebildeter den Verkehr über die weite Kluft des Glaubens aufrecht erhalten hat.

Ins achtzehnte Jahrhundert führt uns die Reiſebeſchreibung des Herrn Achilles Ryhiner, der die Kunſtſtätten Italiens aufgeſucht, bedeutende Bekanntſchaften daſelbſt gemacht und auf ſeiner Reiſe reichen Genuß in dem klaſſiſchen Lande gefunden

Digitized by Google

hat. Endlich verbreitet eine aus Pariſer Quellen geſchöpfte Abhandlung Licht über die manchmal mehr als zweifelhafte Handlungsweiſe des Geſchäftsträgers Mengaud. Dazu kommt eine Reihe von Miscellen, die uns größtenteils Züge aus dem Leben des vorigen Jahrhunderts vorführen.

Aber auch unſere Zeit kommt nicht zu kurz. Zwei Männer, welche in dem nun zerrinnenden Jahrhundert zu den erſten Zierden unſerer Univerſität gehört haben, Chriſtian Friedrich Schönbein und Auguſt Socin, haben hier ihre Darſteller gefunden, und auch die Poeſie iſt bei dieſem Anlaß zu ihrem Recht gekommen.

Den Schluß bildet die Chronik, eine ebenſo mühevolle als lehrreiche Zuſammenſtellung alles deſſen, was im verfloſſenen Jahre die Gemüter unſrer Bürger und Einwohner bewegt, erfreut oder auch nicht erfreut hat.

Doch was wollte alles das bedeuten, wenn dieſe Arbeiten aus alter und neuer Zeit nicht in einer graziöſen Umrahmung geboten würden. Dafür hat Künſtlerhand geſorgt, indem uns Fräulein Marie La Roche eine Anzahl reizender Vignetten zur Verfügung geſtellt hat.

Ebenfalls einem Basler Künſtler, Wilhelm Balmer, verdanken wir das treffliche Porträt Socins.

Die Redaktion ſpricht allen Mitarbeitern, die mit Wort und Bild auch dieſen Band ſo erfreulich ausgeſtattet haben, den beſten Dank aus, und wünſcht ihnen und allen weitern Freunden und Leſern des Jahrbuches ein recht glückſeliges neues Jahr.

Baſel, den 10. Dezember 1899.

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

Carl Haegler: August Socin 1

Karl Gauß: Der Abschluß der Gegenreformation im Birseck . 26

Bernhard Riggenbach: Martin Borrhaus (Cellarius), ein Sonderling aus der Reformationszeit 47

Theodor von Liebenau: Felix Plater von Basel und Rennward Cysat von Luzern 85

Italienische Reise von Achilles Ryhiner 110

Hans Barth: Mengaud und die Revolutionierung der Schweiz . 136

Georg W. A. Kahlbaum: Aus Christian Friedrich Schönbeins Leben 205

Albert Geßler: Christian Friedrich Schönbein (Festspiel) . . 229

Miscellen 247

Fritz Baur: Basler Chronik vom 1. Nov. 1898 bis 31. Okt. 1899 273

August Socin.

Am 24. Februar 1899 sah Basel ein Leichenbegängnis, wie es in unserer Stadt selten ist. Der endlose Trauerzug bewegte sich durch eine dichtgedrängte Menge — Leute aller Berufe und Stände —, deren Physiognomie nicht das Gepräge der Neugierde, sondern des schmerzlichen Impulses und der Teilnahme trug, daß dem, der es nicht schon länger wußte, klar werden mußte, wie innig der Verstorbene mit Basels Bevölkerung verwachsen war.

Solch eine allgemeine Teilnahme erringen nur politische Persönlichkeiten, deren Name auf aller Lippen ist, Denker und Dichter, die mit dem gedruckten Wort den breiten Schichten des Volkes näher treten oder — gottbegnadete Aerzte, die durch ihre Kunst und ihr Herz es verstanden haben, sich so mit der Bevölkerung zu verweben, daß durch ihr Scheiden bei Vielen ein Stück der eigenen Persönlichkeit weggerissen wird und mit der Liebe und Anhänglichkeit auch der egoistische Schmerz, das Gefühl der Verlassenheit und Hilflosigkeit, mächtig zum Ausdruck kommt.

Das Leben eines Arztes, auch wenn er die Spitzen der akademischen Laufbahn erklimmt, verläuft für seine weitere Umgebung meist geräuschlos und ohne in die Augen fallende Ereignisse; seine wissenschaftliche Thätigkeit entzieht sich der Beurteilung und auch dem Interesse bei der Allgemeinheit und die Ausübung seines Berufes, diese schwerste aber dankbarste Aufgabe, hat etwas so Intimes,

daß Jeder, der seine ärztliche Kunst nachsucht und dem er geholfen hat, den Gedanken in sich trägt, er gehöre ihm mehr als einem Andern.

Wenn es daher gilt, an diesem Ehrenplatz ein Lebensbild von August Socin zu geben, so ist die Aufgabe, trotzdem dieser Mann zu den bekanntesten und geachtetsten Figuren unserer Stadt gehörte, eine sehr schwere; ein Arzt gehört dem Einzelnen mehr als der Allgemeinheit und das beste Stück des Lebensbildes muß ungeschrieben bleiben; es reflektiert in zahllosen kleinen Lichtern aus den Herzen derjenigen, denen er mit Rat und That, mit Hand und Herz geholfen hat.

August Socin entstammt einem edeln, alten Geschlecht; im Jahr 1413 wanderte ein Zweig desselben aus dem Stammsitz Siena, wo der Palazzo Socini jetzt noch steht, nach Bellinzona aus und siedelte im Jahr 1555 nach Basel über. Zahlreiche Glieder der Familie, meist ursprünglich Kaufleute, hatten in Basel hohe politische Stellungen inne. Am bekanntesten wurde wohl Emanuel Socin (1628—1717), der nach einer wechselvollen militärischen Laufbahn in fremden Ländern als Bürgermeister während einer sehr bewegten Zeit an der Spitze unseres Gemeinwesens stand und den Mitbürgern seine energische, kriegsgewohnte Faust zeigte. Doch auch Vertreter der friedlichen Künste finden sich in der Familie: ein Arzt, Abel Socin geb. 1751, der sich durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten weit bekannt machte.

August Socin wurde am 21. Februar 1837 in Vivis geboren. Sein Vater, der junge Pfarrer der deutschen Gemeinde, hatte eine Tochter aus derselben, Elise Friederike Johannot, heimgeführt, konnte sich aber seiner glücklichen Ehe nicht lange erfreuen; er starb zwei Tage nach der Geburt seines zweiten Sohnes

Auguſt. Mit großer Energie fand ſich die Mutter in die ſchwierigen Verhältniſſe; ſie errichtete im väterlichen Haus ein Töchterpenſionat, das bald in hoher Blüte ſtand.

Dieſe Mutter muß eine ſeltene Frau geweſen ſein und, wie Socin immer bekannte, war der Einfluß ihrer Erziehung für ſein ganzes Leben maßgebend. Mit großer Energie und Thatkraft begabt, behielt ſie bei aller Strenge die gewinnende Liebenswürdigkeit, die auch Auguſt Socin zu eigen wurde. Ohne daß ſie gelehrt war, weckte Alles ihr Intereſſe und ihr lebhafter Geiſt trieb ſie dazu, dieſes Intereſſe auch bei Andern wach zu rufen; es lebte in ihr der warme Glaube, der all ihr Thun beeinflußte, der ſie aber weder kopfhängeriſch noch engherzig machte.

Als ihre Söhne zwölf und zehn Jahre alt waren, ſchickte ſie dieſelben für den Schulbeſuch nach Baſel, wo ſie der Großvater, Ratsherr Socin-Heusler, aufnahm. Ohne ihre Kinder, in deren Gedeihen ſie ihre ganze Lebensaufgabe ſah, hielt es ſie nicht mehr lang in der eigenen Heimat; bald zog ſie ſelber nach Baſel, nahm die Söhne zu ſich und widmete ſich nun ganz ihrer Erziehung.

Auguſt Socin hing aber auch mit unendlicher Liebe an dieſer Mutter. Er konnte in ſpätern Jahren ſagen: „Ich weiß nicht, ob ich es ſo weit gebracht hätte, wenn der Vater am Leben geblieben wäre; der Sporn für meine ganze Entwicklung war die Liebe zur Mutter und die Achtung vor dieſer Frau, die den harten Kampf nicht ſcheute, um ihren Söhnen eine ſorgfältige Erziehung angedeihen zu laſſen.“ Der Mann, der täglich große Operationen mit der Ruhe ausführte, welche die Sicherheit verleiht, war wie ein Kind, als die Notwendigkeit an ihn herantrat, bei ſeiner Mutter eine kleine Geſchwulſt zu entfernen — eine kurze und durchaus ungefährliche Operation — und nur die wiederholten Einwürfe ſeiner Umgebung, daß die Frau unter ſeiner Hand doch am ſicherſten geborgen ſei, konnten ihn ſchließlich bewegen, das Meſſer

zu ergreifen. Als dieſe Mutter hochbetagt nach langer Krankheit im Jahr 1878 ſtarb, bricht er in einem Brief in die ergreifende Klage aus: „Meine Mutter iſt tot. . . . . Mit ihr verliere ich Alles, was andere Menſchen mit dem Begriff Familie und trautem Heim verbinden.“

Einen nachhaltigen Einfluß auf ſein ſpäteres Fühlen hatten ſeine Jugendjahre, die er in ziemlicher Ungebundenheit in Vivis verlebte. Das feine Empfinden für die Schönheit und Größe der Natur in allen ihren Ausdrücken, beſonders aber in der Gebirgs- und Waldlandſchaft war ein Schatz, den er — vor Andern faſt verborgen — ſein ganzes Leben hindurch bewahrte, und dieſe oft ſehnſüchtige Liebe zur Natur ſchrieb er hauptſächlich den Eindrücken zu, die er an den ſonnigen Geſtaden des Leman in reicher Fülle aufnehmen konnte.

Frau Socin lebte mit ihren beiden Söhnen ziemlich abgeſchloſſen, ohne die Geſelligkeit ganz zu meiden, aber immer war die kleine Familie beiſammen; es war, wie Auguſt Socin ſpäter oft beſtätigte, nicht das Machtwort der Mutter, ſondern die Anhänglichkeit und das Gefühl der abſoluten Zuſammengehörigkeit, das es mit ſich brachte, daß die Söhne dem geſelligen Verkehr Gleichaltriger meiſt fernblieben und ſich immer im Mutterhauſe aufhielten.[1]) Dabei waren ſie aber nichts weniger als Kopfhänger. Ein Zeugnis dafür bilden die Schulaufſätze des 14 und 15-jährigen Auguſt, die von geiſtreichen Beobachtungen und humoriſtiſchen Wendungen ſprudeln, ſo daß man oft den ſpätern witzigen Geſellſchafter zu hören glaubt. In einem ſolchen Aufſatz mit dem Thema: „Wer

[1]) Dieſe relative Abgeſchloſſenheit mag der Grund geweſen ſein, warum Socin — der Basler — während ſeines ganzen Lebens nicht Dialekt ſprechen lernte. Er ſprach ein vollendetes Deutſch, das aber immer einen leichten franzöſiſchen Accent behielt. Am liebſten drückte er ſich franzöſiſch aus und beim Rechnen z. B., inſoweit wenigſtens die Zahlen halblaut dabei geſprochen werden, benützte er nur die franzöſiſche Sprache.

die Wahl hat, hat die Qual" ſchreibt der 15-jährige Schalk z. B.: — — „man wählt das Eine, aber ſobald man ſich entſchloſſen hat, ſo glaubt man immer auf das Schlechteſte gefallen zu ſein (hier iſt — wie ich bemerken muß — keineswegs von der Wahl der Ratsherrn, National- und Ständeräte die Rede)."

Nachdem er die Schulen unſerer Stadt durchlaufen und im Frühjahr 1854, alſo 17-jährig, das Maturitätsexamen abgelegt hatte, immatrikulierte er ſich in der mediziniſchen Fakultät zu Baſel. Dem ſtudentiſchen Treiben hielt er ſich hier wie auch ſpäter in Würzburg vollſtändig fern; die Urſache dafür lag weniger in ſeiner Natur, welche für die Geſelligkeit wie geſchaffen war, als in der Art ſeiner Erziehung, die nicht nur durch die Sprache (im Mutterhaus wurde nur franzöſiſch geſprochen), ſondern auch im Geiſt der korrekten franzöſiſchen Art ſich anſchloß, ſo daß der junge Mann für das Burſchenleben kein Verſtändnis hatte.

Im Herbſt 1855 zog er zur Univerſität Würzburg über, wo das friſche Leben der ſproſſenden neuen Aera in den Lehrern Virchow, Scanzoni und Koelliker pulſierte. An ſeinem 20. Geburtstag fand dort ſeine Doktorpromotion ſtatt und es iſt dies kein Zufall, denn nach den Inſtitutionen der Univerſität war zur Erwerbung dieſes Grades das 20. Lebensjahr erforderlich.

Die nächſten Jahre verbrachte er in Prag und Wien, deren große Spitäler ſeiner Fortbildung ein reiches Material boten; neben ſeinen Studien aber ließ er der Jugendluſt mehr die Zügel ſchießen als dies bisher der Fall war; Theater, Konzerte und beſonders das geſellſchaftliche Leben zogen ihn ſehr an und überall war er als liebenswürdiger, luſtiger, oft übermütiger Geſellſchafter gerne aufgenommen.

Im Juni 1859 ſtellte er ſich in Baſel zum Staatsexamen. Der junge, überall ſattelfeſte Examinand, der nicht nur Vieles geſehen, ſondern auch das Geſehene geiſtig verarbeitet hatte, erwarb

ſich raſch die Achtung und die Zuneigung der Examinatoren und Profeſſor Mieg trat mit ihm in Verbindung und ſchlug ihm die Aſſiſtentenſtelle an der chirurgiſchen Abteilung des Bürgerſpitals vor. Socin ergriff mit Freuden die Offerte und nachdem er noch während einiger Monate die Spitäler von Paris beſucht hatte, betrat er im Herbſt 1859 als Aſſiſtenzarzt von Profeſſor Mieg die chirurgiſche Abteilung des Bürgerſpitals, die bis zu ſeinem Tode ſein Arbeitsfeld blieb.

Die Offerte war nicht nur entſcheidend für ſeine Carriere, ſondern für ſeine mediziniſche Richtung überhaupt. Auch nach dem Doktorexamen in Würzburg war bei ſeinen bisherigen Studien noch keine beſondere Neigung zu einer Spezialität hervorgetreten; erſt als er Paris aufſuchte, und zwar mit dem Gedanken an die ſpätere Stellung, wandte er ſeine Aufmerkſamkeit beſonders auf die chirurgiſchen Spitäler und Lehrer und da war es hauptſächlich Pirogoff, der einen nachhaltigen Einfluß auf ihn ausübte. „Die Spezialität liegt im Arzt und nicht in der Krankheit," ſchrieb er ſpäter einmal in ſein Merkbuch und er ſelber hat die Wahrheit dieſes Wortes am beſten bewieſen: ohne eine chirurgiſche Vorbildung genoſſen zu haben, brachen bei ſeinem Eintritt in den Bürgerſpital nicht nur ſeine Neigung ſondern beſonders ſeine Befähigung zu dieſer Spezialität ſich frei die Bahn. Der Chirurg lag ihm im Blut; nicht derjenige, wie ihn die ältern Repräſentanten der damaligen Zeit darſtellten, wo interne und externe Medizin ſich faſt nur durch die Art der Krankheit unterſchieden. Die operative Thätigkeit, die heute den Chirurgen ſo weſentlich vom internen Mediziner unterſcheidet, beſchränkte ſich damals auf einzelne kleinere Eingriffe und Amputationen verletzter oder brandiger Glieder. Zum Chirurgen aber, wie wir ihn jetzt kennen, war der junge Aſſiſtenzarzt geboren, denn er beſaß in reichem Maße Alles, was dazu gehörte: das ſcharfe Auge zum Erkennen des Leidens, hauptſächlich aber den raſchen

Entſchluß, der auf der Sicherheit, mit dem das Ziel ins Auge gefaßt wird, baſiert und die leichte geſchickte Hand.

Mieg erkannte die Bedeutung ſeines Aſſiſtenten bald und ließ ihn ſchrankenlos ſchalten und walten. Trotzdem aber ſich der junge Arzt in verſchiedener Beziehung ſeinem Chef überlegen fühlte, bewahrte er zeitlebens eine große Hochachtung für ihn; an der ruhigen und ſichern Art in der Diagnoſtik, die nur eine große Erfahrung giebt, wie ſie Mieg in hohem Grad zu eigen war, konnte er noch Vieles lernen. Mieg aber fühlte ſehr wohl den neuen, kräftigen Geiſt, der mit Socin's Eintritt in den Spital einzog und gab im November 1861 zu Gunſten ſeines Aſſiſtenten ſeine Stellung als Oberarzt ab, „weil — wie er ſich ſarkaſtiſch ausdrückt — er unter einem ſolchen Aſſiſtenten nicht mehr Oberarzt ſein könne."

So ſtand nun der 24-jährige Arzt, ſeit einem halben Jahr Privatdozent, an der Spitze einer großen Spitalabteilung und er fand da ein reiches Feld für ſeinen Thätigkeitsdrang: außer den chirurgiſchen Krankheiten im engern Sinn, wurden damals auch die Augenkranken dort verpflegt und überdies fielen auch Geburtshilfe und Frauenkrankheiten in den Bereich ſeines Wirkens. Am beſten wird der Einfluß dieſes neuen Geiſtes, der im Spital wehte, illuſtriert durch die Krankenbewegung und die Zahl der chirurgiſchen Eingriffe:

Während in den fünfziger Jahren der Krankenbeſtand auf der chirurgiſchen Abteilung gleichmäßig zwiſchen 300 und 400 ſchwankte, betrug derſelbe im Jahr 1861: 497 und im Jahr 1864: 677, er hatte ſich in den vier Jahren von Socin's Wirken alſo faſt verdoppelt.[1])

Noch charakteriſtiſcher aber für die Aktivität des jungen Leiters ſind die Zahlenverhältniſſe der operativen Eingriffe: in den fünf-

[1]) Jetzt beträgt der Krankenſtand 11—1200.

ziger Jahren wurden jährlich durchschnittlich acht Operationen ausgeführt; eine Operation war also ein Ereignis, das auch von der Spitalleitung gehörig berücksichtigt wurde, indem man Operateur und Assistenten je eine Flasche Operationswein bei dieser Gelegenheit zur Stärkung verabreichen ließ. Außer den Amputationen geschädigter Gliedmaßen, die in erschreckender Häufigkeit vorgenommen wurden, waren diese Operationen meist unbedeutender Natur, d. h. solche wie sie jetzt zum Teil auch in der Sprechstunde vorgenommen werden.

Schon 1860 stieg die Zahl der Operationen auf 22; 1862 wurden 71 und 1865: 82 größere Operationen ausgeführt [1]) und zwar wurden dabei die Amputationen relativ seltener; trotz des energischen aktiven Vorgehens strebte Socin schon damals mehr und mehr zu erhalten, was gerettet werden konnte. In seiner Thätigkeit wurde er neben dem ordentlichen Assistenzarzt durch Dr. Schieß, der sich damals vor kurzem in Basel niedergelassen hatte, unterstützt; er überließ ihm mit der Zeit den größten Teil der Augenoperationen. Bald wurde aber den Augenkranken ein eigenes Heim in der Augenheilanstalt eröffnet und unter die Leitung von Dr. Schieß gestellt und 1868 mit Bezug des neuen Merian'schen Spitalflügels wurde auch für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe eine besondere Abteilung im Bürgerspital geschaffen und dieselbe dem bisherigen Assistenzarzt Socin's, Dr. J. J. Bischoff, unterstellt.

Die Verantwortlichkeit, die Socin mit der selbständigen Spitalstellung auf seine jungen Schultern nahm, war eine außerordentlich große, aber er zeigte sich ihr vollständig gewachsen; wohl kamen Augenblicke, wo er in der Behandlungsweise seiner Patienten sich etwas unsicher fühlte; wie er später erzählen konnte, reiste er hie und da Nachts nach Zürich, um bei Billroth, mit dem ihn eine enge Freundschaft verband, Rates zu holen; aber sein klarer

[1]) Jetzt beträgt die Zahl der größeren Operationen 3—400 (1897: 341); „Operationswein" wird nicht mehr verabreicht.

Blick und seine eiserne Energie halfen ihm über die Schwierigkeiten hinweg. Technisch als Operateur war er vollständig Autodidakt, denn während zu Leitern chirurgischer Abteilungen schon damals gewöhnlich nur Aerzte gewählt wurden, die durch längere Assistentenzeit bei bekannten Chirurgen an großen Krankenhäusern in die Spezialität eingeführt waren und sich besonders die operative Fertigkeit angeeignet hatten, gelangte Socin von einer ganz universell benutzten Studienzeit weg zur Spezialität, und wenn er während seiner kurzen Assistentenzeit von Professor Mieg in der Diagnostik noch manches lernen konnte, so war er für die operative Technik ganz auf sich selber angewiesen. Wie sehr er zum Chirurgen geeignet war, zeigen besonders die ersten Jahre seiner Thätigkeit, während welcher er größere chirurgische Eingriffe unter eigener Verantwortung vornahm, die er vorher vielleicht hatte ausführen sehen, selber aber unter der Anleitung eines Lehrers nicht ausgeführt hatte.

Neben dieser großen Thätigkeit im Spital und einer rasch zunehmenden Privatpraxis, wozu ihm hauptsächlich der ihm sehr wohlgesinnte Professor Jung und in uneigennütziger Weise auch sein Chef, Professor Mieg, verhalf, vernachlässigte Socin seine Stellung als akademischer Lehrer keineswegs. Im Februar 1862 wurde er zum Extraordinarius und zwei Jahre später zum Ordinarius ernannt. — Die Lehrthätigkeit bestand damals im theoretischen Unterricht und in dem Abhalten von Krankenvisiten mit den Studenten. Schon im Jahr 1822 erhielten die Spitalärzte vom Pflegamt die Bewilligung, daß den täglichen Krankenbesuchen auch Studenten beiwohnen durften, insofern sich keine Inconvenienzen aus solchen Besuchen für das Spital entwickelten. Wenn nun Socin bei diesen Gelegenheiten auch längere Vorträge abhalten konnte, so boten einerseits die gewöhnlichen Spitalkranken, die sich ausschließlich aus der Stadt rekrutierten, nur ungenügendes Lehrmaterial und anderseits machte sich — besonders im Interesse der Kranken — der Mangel eines

geeigneten Operationslokales, wo die Studierenden ſowohl dem Vortrag als der Operation folgen konnten, fühlbar. Nach langem Zaudern wurde auf die energiſche Betreibung von Bürgermeiſter C. F. Burckhardt und Stadtſchreiber G. Biſchoff und wohl unter dem gewichtigen Druck einer Berufung Socins nach Bern im Jahr 1865 zwiſchen Staat und Pflegamt ein neuer Klinikvertrag abgeſchloſſen, der durch Schaffung von Freibetten und durch Staatsbeiträge zu den Unterrichtskoſten die Stellung des kliniſchen Lehrers im Spital weſentlich verbeſſerte und im Jahr 1867 wurde Socin ein nach ſeinen Angaben erſtellter und eingerichteter Operationsſaal übergeben.[1]) Mit 9 Studenten begann er im Winter-Semeſter 1865 eine eigentliche Klinik. Er war damals ſchon ein ſehr beliebter Lehrer und die Frequenz ſeiner Klinik ſteigerte ſich raſch; 1876 hatte dieſelbe 32, 1886: 44 Zuhörer. —

In dieſer Thätigkeit im Stillen als akademiſcher Lehrer und Oberarzt im Bürgerſpital verblieb Socin bis ihn der Tod abrief. Verſchiedene Berufungen an andere, größere Univerſitäten des In- und Auslandes lehnte er ab. Was ihn in Baſel feſthielt war einmal die Anhänglichkeit an die hieſigen Verhältniſſe und andererſeits das Bewußtſein, daß hier an Univerſität und Spital für ihn Aufgaben und Ziele vorlagen, die zu verfolgen ihm ſeine Gewiſſen-

[1]) Es war dies der erſte. 10 Jahre ſpäter durfte er ein neues Operationslokal beziehen, deſſen geiſtiger Schöpfer er war und das lange Zeit für eine ganze Anzahl von ähnlichen Bauten des Auslandes als Muſter diente. Die Entwicklung der Chirurgie war aber eine außerordentlich raſche; neue Erkenntniſſe ſtürzten die alten Anſchauungen um und auch ein ſolches Operationslokal veraltete und entſprach den Forderungen der Neuzeit nicht mehr. — Nach ſeinen langjährigen Wünſchen in dieſer Beziehung wurde ihm vom Pflegamt mit Unterſtützung des Staates in liberalſter Weiſe der Bau eines großen Operationsgebäudes bewilligt und ihm für Aufſtellung und Einrichtung vollſtändig freie Hand gelaſſen. Es entſtand eine Schöpfung, wie ſie bisher wohl einzig in ihrer Art iſt. Socin aber, der ſie ins Leben gerufen, hat das Gebäude nicht mehr bezogen.

haftigkeit gebot. „Ich habe die Ueberzeugung, daß meine Dienſte in Baſel wichtiger ſind als in Würzburg und daß meine Aufgabe hier größer iſt als dort;“ äußerte er ſich anläßlich einer Berufung, „eine große Klinikfrequenz, die nach hunderten zählt, halte ich auch bei glänzenden äußern Verhältniſſen für den Lehrer weniger für wünſchenswert, weil der Kontakt mit dem Schüler, d. h. das Verſtändnis für den Einzelnen dort unmöglich iſt.“

Von ſeinem Thätigkeitsfeld in Baſel entfernte er ſich nur zweimal auf längere Zeit, beidemal um ſein Können in den Dienſt der Opfer des Krieges zu ſtellen: 1866 eilte er mit ſeinem Aſſiſtenten Burckhardt (ſpäter Prof. A. Burckhardt-Merian) während des öſterreichiſch-italieniſchen Krieges nach Verona, wo er in den Lazaretten Arbeit genug fand. Sein Wirken wurde aber bald durch eine ſchwere Dyſenterie unterbrochen und im Zuſtand äußerſter Erſchöpfung, dem Tode nahe, wurde er unter mannigfachen Hinderniſſen nach Wien transportiert, wo er ſich relativ raſch wieder erholte. Den zweiten Anlaß gab der deutſch-franzöſiſche Krieg; mit einem Stab von Aſſiſtenten zog er auf den Ruf des badiſchen Frauenvereins hin nach Karlsruhe und leitete dort das ſogen. Bahnhoflazarett, wo während der Zeit ſeiner Wirkſamkeit ca. 700 Verletzte (meiſt aus der Schlacht von Wörth) verpflegt wurden.

Mit der beruflichen und der akademiſchen Thätigkeit war ſeine Leiſtungsfähigkeit nicht erſchöpft; eine ganze Anzahl von Kommiſſionen, die zum Teil mit ſeiner Lehrthätigkeit zuſammenhingen, wählte ihn zum Mitglied und auch im großen Rat ſaß er während 12 Jahren, wo er zuſammen mit Dr. Fritz Müller für ſanitariſche Forderungen beredt und energiſch eintrat; politiſch trat er ſonſt nicht hervor; es fehlte ihm nicht das rege Intereſſe am Gedeihen unſeres Gemeinweſens, aber die ihm eigene Gewiſſenhaftigkeit geſtattete es ihm nicht, ohne gründliches Studium, für welches ihm die Zeit fehlte, in den politiſchen Tagesfragen eine hervortretende Rolle zu ſpielen.

Soweit die Stellung Socin's nach außen und nun noch einige Worte über ſeine Bedeutung als Arzt und als Lehrer.

Socin beſaß vor Allem zwei Dinge, die alle hervorragenden Aerzte charakteriſieren: einen Schatz von praktiſcher Pſychologie und große Herzensgüte. Er behandelte den Kranken und nicht die Krankheit und dazu gehört eben das ſcharfe innere Auge, das dem Andern raſch in die Seele zu blicken vermag, eine Fähigkeit, die nur von denen erworben werden kann, welche eine beſondere Gabe dafür beſitzen. Die ärztliche Pſychologie erfordert aber noch eine beſondere Eigenſchaft: die Fähigkeit, nicht nur mit den Andern zu fühlen, ſondern auch mit den Andern leiden zu können und dieſes Verſtändnis der Leiden Anderer ſetzt — wenn man nicht in körperlichen Leiden groß geworden iſt — viel Herzensgüte voraus. Dieſe ſeine Herzensgüte trug Socin nicht zur Schau, wenn dies nicht etwa durch ſeinen Humor geſchah, er ließ ſie einen oft ſuchen oder erraten; ſie zeigte ſich aber im Verkehr mit ſeinen Patienten, in ſeinem milden Urteil über Andersgeartete und hauptſächlich auch in ſeinen Briefen, wo er ſein Inneres überhaupt mehr erſchloß als bei dem perſönlichen Verkehr.

Selbſt eine ausgeprägte Individualität individualiſierte er auch Andere, beſonders aber ſeine Kranken. Auch im Spital, wo für den Oberarzt und beſonders für den akademiſchen Lehrer die Patienten leicht zu Nummern oder zu Trägern einer Diagnoſe werden, war ihm der Kranke nie Material, an dem er ſeine Diagnoſtik oder ſeine ſichere Hand bewähren konnte oder wo ihm Gelegenheit geboten wurde, einen glänzenden Vortrag zu halten; er blieb ihm ſtets der Mitmenſch, der litt, und wenn bei ungeberdigem oder unvernünftigem Benehmen der Patienten ein rauhes Wort auch nicht ſelten war, ſo verwiſchte er ſofort jede Kränkung durch eine meiſt humoriſtiſch gefärbte, liebevolle Bemerkung.

Trotz ſeiner Stellung als akademiſcher Lehrer blieb er in erſter Linie der Arzt. In einer Rede an ſeine Studenten ſagte er einmal:

„Die Naturwiſſenſchaft hat die Medizin aus dem Pfuhl weſenloſer und willkürlicher Spekulationen gerettet und daher wohnt in uns Medizinern ſtets eine grenzenloſe Verehrung und Dankbarkeit gegen die Naturwiſſenſchaften und deren Träger. Allein die Medizin kann und darf nicht ausſchließlich wiſſenſchaftliche Aufgaben löſen, ſie hat auch praktiſche Verpflichtungen; ſie ſoll nützlich und hilfbereit ſein. Sie iſt einem praktiſchen Bedürfnis entſprungen und ſie ſoll ſich dieſes ihres Urſprungs nicht ſchämen. Und das iſt eben das Schwere: der Mediziner ſoll auch dann ſeine Pflicht erfüllen, wenn ihn die naturwiſſenſchaftliche Methode verläßt; mit einem Wort: der Mediziner darf nicht der Zukunft allein, er muß der Gegenwart dienen.“ In vier Worten faßt er am Schluß das zuſammen, was einen guten Mediziner ausmacht — und er charakteriſiert dabei unabſichtlich ſich ſelber — „wiſſen, können, denken, fühlen.“

Seine operative Technik war, wie oben ſchon bemerkt wurde, ſeine eigenſte Errungenſchaft; er gehört in dieſer Hinſicht keiner Schule an. Die angeborene Geſchicklichkeit der Hand, die ſich auch in ſeinem Talent zum Zeichnen äußerte, hat natürlich dieſe ohne Schulung erworbene operative Fertigkeit gefördert, aber dieſe Fertigkeit wurzelt viel weniger in der Hand als im Kopf; ſie iſt mehr Gehirnthätigkeit als Handarbeit und ihre Motoren ſind: eine genaue Kenntnis des Gefüges und Getriebes unſeres Körpers zu geſunden und kranken Zeiten, ein klarer Kopf, der das Ziel deutlich vor Augen ſieht und den raſchen nie wankenden Entſchluß erzeugt.

Es iſt dabei hervorzuheben, daß Socin den ungeahnten Aufſchwung der Chirurgie miterlebt hat, als er ſchon längſt in Amt und Würden ſtand, daß er alſo die große Veränderung der Anſchauungen in ſich verarbeiten mußte. Es kann nicht verwundern, daß er auch ſelbſt thätigen Anteil an der glänzenden Entwicklung der Chirurgie hatte. Außer einer Anzahl von Operationsmethoden die er angegeben hat, charakteriſiert es ſeinen weitſchauenden ungetrübten Blick beſonders, daß

er die von Liſter angegebene neue Wundbehandlung zu einer Zeit adoptiert und energiſch durchgeführt hat, als ſeine Kollegen dieſelben entweder noch nicht kannten oder ſich mißtrauiſch abwartend verhielten. Es war dies kein Kleines, denn die Adoption dieſes Syſtems, welches die Entwicklung der Chirurgie überhaupt ermöglichte, bedeutete nicht nur einen äußerlichen Wechſel der Behandlungsweiſe, ſondern einen Bruch mit den meiſten bisherigen Anſchauungen von ſolcher Schärfe, daß ſelbſt der Altmeiſter Billroth in ſeinen Briefen über die Schwierigkeit klagte, in ſeinem Alter Begriffe, die ihm in Fleiſch und Blut übergegangen waren, in dieſer Weiſe umzuwerten.

Zum Lehrer war Socin in hervorragendem Maße ausgeſtattet. Nicht große Erfahrung allein oder ein oratoriſches Talent machen den guten Lehrer aus, ſondern die Fähigkeit, die Schüler für das Fach und die Krankheit zu intereſſieren und ihnen Alles ſo klar zu legen, daß der ſchwierigſte Fall den Schülern in der Beurteilung einfach vorkommt. Es gehört zum guten Lehrer alſo nicht nur ein umfaſſendes Wiſſen, das Socin, der nie raſtete, ſeine Weiterbildung zu fördern, in vollem Maße beſaß, ſondern die ſeltene Fähigkeit, ſich in den Geiſt und das Auffaſſungsvermögen der Schüler hineinzuverſetzen, herabzuſteigen vom Piedeſtal der Autorität und dem Gedankengang der Jungen, Unerfahrenen mit feinem innern Ohr zu lauſchen.

Auch das oratoriſche Talent beſaß Socin übrigens in hohem Grad; wer aber in der Klinik die elegante Redeweiſe und den geiſtſprühenden, oft mit feinem Humor gewürzten Vortrag bewunderte, der wußte nicht, wie ſehr — in frühern Jahren wenigſtens — Socin ſeine Klinik vorbereitet hatte: der Vortrag war Wort für Wort aufgeſchrieben, oft verbeſſert und zwar nicht bloß im Sinn und in den Ziffern, ſondern auch in Ausdrücken und Satzwendungen.

Trotz der hohen Meinung, die er von ſeiner Stellung als akademiſcher Lehrer hatte und trotzdem er die allgemein von Kollegen

und Schülern ihm entgegengebrachte Verehrung wohl fühlte und nicht unempfindlich dafür war, blieb er doch sehr bescheiden. „Unsere Hochschulen sind nicht Institutionen, welche an Einzelne gebunden sind"; — rief er den Studenten zu, als sie ihm und seinem Kollegen, Professor Hagenbach-Bischoff, am 25. Professorenjubiläum einen Fackelzug brachten und der Sprecher Socins Verdienste hervorgehoben hatte — „so lange dieselben ihren heiligen Verpflichtungen, den geistigen Besitz der Menschheit zu wahren und zu mehren, treu bleiben, so lange werden sie ungefährdet und unangetastet frisch und ewig jung über ganze Generationen hinwegschreiten," und in sein Merkbuch schrieb er a. 1892: „Eine Universität ist nicht nur etwas Materielles; was ihren Wert macht, sind nicht nur Gebäude und Sammlungen, es ist nicht einmal das Lehrtalent der Professoren und die Lernbegierde der Studenten — sondern der Geist, welcher beide vereinigt zu einer ideellen Gemeinschaft. Der Student soll nicht studieren, um „fertig" zu werden, d. h. um das Examen zu bestehen, der Lehrer soll nicht lehren um „fertige," d. h. examentüchtige Schüler heranzubilden. Beide sollen sich nicht in der frivolen Hoffnung wiegen, daß sie etwas „Endgültiges" besitzen. Beide sollen sich bescheiden, nicht am Ziel, sondern auf dem richtigen Weg zu sein, mit andern Worten, die richtige Methode zu haben. Auf der Universität soll man lernen; — richtig zu lernen. Letzteres selbst dauert das ganze Leben."

Gerade seine Persönlichkeit aber war es, der ein Hauptverdienst für das Blühen und die Entwicklung der medizinischen Fakultät in Basel zukommt; bei Neubesetzung von Lehrstühlen war sein Rat maßgebend und er scheute selber in uneigennütziger Weise weder Mühe noch Zeit, um durch Korrespondenz und Reisen den richtigen Vertreter des Faches zu finden; der Erfolg hat gezeigt, wie sich auch hier sein klarer Blick bewährt hat.

Bekannt und geachtet bei allen seinen Kollegen des Kontinents verdankte er dies vorzüglich seiner Persönlichkeit, seinen praktischen

und organisatorischen Leistungen und vielleicht weniger seiner publizistischen Thätigkeit. Er trat in dieser Weise auffallend wenig hervor, auffallend, weil er Alles besaß, was dazu gehörte: die Erfahrung, das Wissen und die Leichtigkeit der Feder. Was ihn davor abhielt war eine gewisse Scheu vor dem gedruckten eigenen Wort, die in seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit fußte; er haßte alles Halbe und Unfertige und bei seinen Arbeiten rückte der Text nur sehr langsam vor, weil er nie genug daran feilen konnte.

Außer einem Abschnitt in einem größeren chirurgischen Sammelwerk, dessen Umarbeitung er unter den Händen hatte, als ihn der Tod abrief und einer Anzahl kleinerer Mitteilungen, sind es hauptsächlich zwei Werke, die sein Denkmal bilden und auf seine Art und Denkweise ein charakteristisches Licht werfen. Es sind dies: „Kriegschirurgische Erfahrungen," die Socin als Frucht seines Wirkens während des deutsch-französischen Krieges anno 1872 herausgab und die „Jahresberichte der chirurgischen Abteilung des Bürgerspitals," die seit dem Jahr 1871 regelmäßig erschienen sind und vom Pflegamt des Spitals, in richtiger Würdigung des Wertes einer solchen Publikation, schenkweise an Chirurgen und Aerzte verschickt wurden.

Beiden Werken, so verschieden sie sich äußerlich präsentieren, ist neben den genauen Beobachtungen, die eine Unsumme von Arbeit und Zeit darstellen, das Eine gemeinsam: „das Bedürfnis nach Wahrheit und Klarheit über das, was wir wissen und nicht wissen" (Billroth). Das Wirkungsfeld des Chirurgen wird darin durch Krankengeschichten mit und ohne Kommentar aufgedeckt bis in jeden Winkel, nichts wird vertuscht; Socin gab in dieser Weise nicht nur rückhaltlos der medizinischen Welt Rechenschaft von seinen Leistungen, sondern die sachlich wiedergegebenen Beobachtungen aller Krankheitsfälle und deren Verlauf ergaben ein Material, das der Klarheit im Denken über die physiologischen und patholo-

giſchen Prozeſſe im Organismus eine weſentliche Stütze verlieh. Socin war unter den Chirurgen mit Billroth (wohl nach einer Ausſprache mit demſelben) der Erſte, der ſolche Jahresberichte herausgab; er blieb auch bis jetzt der Einzige, der ſolche Berichte regelmäßig und gleichmäßig Jahr für Jahr erſcheinen ließ. — Beide Werke: „Kriegschirurgiſche Erfahrungen“ und die „Jahresberichte“ entſprangen aber beſonders dem eigenen Bedürfnis, dem Beſtreben, für ſich ſelber dieſe Wahrheit und Klarheit zu erringen, auch wenn das Reſultat bitter ſchmeckt. „Dein Handeln ſei ſtets durchſichtig, damit den Umſtehenden die Motive, Dir ſelbſt das Ziel nie verdunkelt wäre. Dies ſetzt allerdings voraus eine hell erleuchtete Bahn, ein hochgeſtelltes Ziel und — gute Augen,“ dieſen Rat gab er einmal in einer Rede einigen ſeiner Schüler mit, die das letzte Examen abſolviert hatten. Sein ſittlicher Ernſt trat wohl nirgends ſo klar und ſcharf hervor, wie gerade in ſeinen wenigen, äußerlich beſcheiden ſich präſentierenden publiziſtiſchen Leiſtungen.

Hiemit hätte eigentlich die Biographie ihr Ende erreicht: ein reiches Leben, deſſen Thätigkeit ſich aber in der Stille abſpielte; eine Entwicklung, der nie äußere Schwierigkeiten entgegenſtanden, die im Gegenteil, durch die günſtigſten Umſtände unterſtützt, ſich ruhig und gleichmäßig vollzogen hat; eine reiche Begabung, der man zur rechten Zeit den rechten Platz anwies und die den großen Erwartungen, welche an ſie geſtellt wurden, glänzend entſprochen hat.

Wer aber Socin kannte, dem werden die ſpärlichen biographiſchen Notizen nicht genügen. Hinter dem gediegenen Bild, das uns Socin als Arzt und akademiſcher Lehrer zeigt, ragt er hervor als Menſch und wenn ein guter Arzt auch vor Allem ein guter Menſch ſein muß, ſo trat bei Socin das rein Menſchliche doch in den Vordergrund.

Viel beſchäftigte Aerzte gehen leicht in ihrer Berufsarbeit mit allen ihren Sorgen und Kümmerniſſen vollſtändig auf und es wird andrerſeits vom Publikum kein Beruf von der Perſönlichkeit ſchwerer getrennt, als dies beim Arzt der Fall iſt. Beim Beginn ſeiner Praxis klagt Socin in humoriſtiſcher Weiſe brieflich einem Freunde gegenüber, der ihm für ärztliche Bemühungen ein Geſchenk geſchickt hatte: „Es iſt überhaupt unter den vielen eine der peinlichſten Schattenſeiten des mediziniſchen Berufes, daß der Arzt, ſo bald er zu praktizieren anfängt, vollſtändig darauf verzichten muß, als Menſch betrachtet und behandelt zu werden. Macht er irgendwo einen freundſchaftlichen Beſuch, ſo dankt man ihm „einſtweilen,“ und grüßt er jemand auf der Straße, der zufällig geſund ſein will, ſo glaubt ſich der Begrüßte ſehr kompromittiert. Noch viel ärger wird es, wenn der junge Praktikus in ſeiner Unſchuld Glaube, einen kranken Freund als Freund beſuchen will oder glaubt, einen am Abgrund ſtehenden Bekannten auf die Gefahr aufmerkſam machen zu dürfen. Der Arme, der den Rat weder wünſchte noch befolgte, glaubt ſich verpflichtet und flucht. Neujahr naht, die Schuld liegt ihm zentnerſchwer auf dem Herzen und er rennt in alle Läden und fragt Alle nach des Arztes Wünſchen, denn er hat die Ueberzeugung, daß dieſer jeden Pulsſchlag, jeden Händedruck, jedes im Laufe des Jahres gewechſelte Wort in ſeinem Krankenjournal ſorgfältig aufgezeichnet, etiquettiert und numeriert hat und daß er bei Ankunft des Geſchenkes ſchätzen und rechnen wird.“

Der Mann, der mit ſeiner hohen, eleganten Figur ſeine ariſtokratiſche Abſtammung nicht verleugnen konnte, mit den klaren blauen Augen, welche alle Nüancen der Empfindung, beſonders aber der warmen, widerſpiegelten, mit der peinlichen Sorgfalt für ſein Aeußeres, die ſo gar nichts Geziertes hatte und den gewinnenden Umgangsformen, that es Allen an, die mit ihm in Berührung kamen.

Der Zauber ſeiner Perſönlichkeit lag aber nicht nur im Aeußeren, für welches wir Menſchen ja nicht unempfindlich ſind und worauf er ſelber auch, — wenigſtens was die Umgangsformen anbetrifft — großen Wert legte, wie die folgende draſtiſche Notiz in ſeinem Merkbuche zeigt: „Es giebt knorrige Klötze, an welchen jeder Hobel ſtumpf und jede Axt ſchartig wird. Sie erfordern den Keil und den Hammer, dienen nicht zu polierten Möbeln und glatten Parquetböden; ſondern wandern ins Waſchhaus und leiſten gute Dienſte, wenn viel ſchmutzige Wäſche aufgehäuft iſt.“ — Korrekt und liebenswürdig in ſeiner Art des Verkehrs mit Andern, oft mit einem Anflug von Sarkasmus, verſtand er es, ſein Temperament auch in unangenehmen Situationen zu zügeln. Die kriegeriſche Natur ſeiner Vorfahren brannte auch in ihm; er war der Mann, der Schwierigkeiten friſch entgegentrat, wo er ſolche erkannte, und dem kein Kämpfen zu viel war, bis er erreichte, was er für gut und zweckmäßig fand. Die äußere Form aber blieb dabei eine gemeſſene und für den Wortſtreit war er nicht zu haben; hier war er im Gegenteil der Mann der Verſöhnung, der ſtets in geiſtreicher und humoriſtiſcher Weiſe ein Wort fand, das die Gemüter wieder beruhigte und zuſammenführte. „Man muß mit allen Leuten zu leben wiſſen, auch wenn man nicht mit ihnen übereinſtimmt.“

Es war aber vorwiegend etwas Anderes, was ihm die Macht gab, ſich Vertrauen und Zuneigung der Menſchen im Flug zu erobern: ein Schatz von Gemüt und Humor, den ihm ſeine aufreibende Thätigkeit, die der bitteren Erfahrungen genug bot, nicht rauben konnte. Gemüt und wahrer Humor ſind wohl untrennbar; erſteres iſt wenigſtens immer die Vorausſetzung für den letzteren. Sein unverwüſtlicher Humor äußerte ſich aber nicht in derben Witzen; es war mehr die Fähigkeit, die Augen für die heiteren Seiten des Lebens — auch bei unangenehmen Situationen — offen zu halten, und den Eindruck kurz und treffend in einer vielleicht ſarkaſtiſchen, aber

immer liebenswürdigen Form wiederzugeben. Die Franzoſen nennen dies „esprit“; überſetzt werden kann der Ausdruck deswegen nicht, weil den Germanen dieſe Fähigkeit gewöhnlich abgeht. Das „Geiſtreiche“ wendet ſich mehr an den Verſtand als an das Gemüt.

Aber gerade das Gemüt ſpielte bei Socin eine hervorragende Rolle. Wie jeder Gemütsmenſch, bewahrte er, ſo wenig dies bei dem ſicher auftretenden, weltgewandten Manne hervortreten mochte, ein vollſtändig naives Empfinden. Auch den ſchönen Künſten ſtand er durchaus naiv gegenüber, und er beurteilte ſich ſelber dabei ſehr richtig. „Sagen Sie Devrient doch,“ ſchrieb er in einem Briefe zu Handen des bekannten dramatiſchen Künſtlers, „daß meiner Anſicht nach die Kunſt auf mich deswegen demoraliſierend wirkt, weil ich ſie nur mit dem Gemüt erfaſſen kann. Wer hinlänglich künſtleriſch gebildet iſt, um bei einem Kunſtgenuß mit dem Verſtand folgen zu können, der iſt vor dieſer demoraliſierenden Wirkung ſicher. Die Mittel, deren ſich gerade die Muſik und auch die dramatiſche Kunſt bedienen, wenden ſich zu direkt an die Leidenſchaften, als daß nicht die Einbildungskraft des rohen Barbaren mit ihnen durchbrennte! Zu einem ſolchen muß ich mich wenigſtens für dieſe beiden Kunſtzweige ſtempeln, obgleich ich doch zu ahnen wähne, wie herrlich es wohl den Griechen dabei zu Mute ſein mußte.“

Bei ſeinem autoritären Auftreten, das ſich aus ſeiner früh erworbenen hervorragenden Stellung und vielleicht auch aus ſeinem Bewußtſein von der Macht erklärte, die er gewohnter Weiſe auf Andere ausübte, blieb dieſe Gemütstiefe den Meiſten ſeiner Umgebung verborgen. Am deutlichſten trat ſie hervor in ſeiner Korreſpondenz und bei ſeinen Jagdausflügen. Seine Briefe, die mir in liebenswürdigſter Weiſe von verſchiedenen Seiten ſind zur Verfügung geſtellt worden, und aus denen hier einige Proben wiedergegeben ſind, werfen auf ſeine warme, große Denkweiſe charakteriſtiſche Schlaglichter und überall ſprüht der Geiſt in kurzen und treffenden Bemerkungen.

Er war ein paſſionierter Jäger, der ſeine einzige Erholung in dieſer Liebhaberei ſuchte; aber es war im Grunde wohl weniger der Sport, der Socin in die Wälder trieb, als die Liebe zur Natur und zu dem naiven Naturempfinden. Seiner Umgebung gegenüber freilich gab er ſich ſtets und vor Allem als der waidgerechte Jäger; ſeinen Jagdtagebüchern allein vertraute er ſeine Eindrücke ganz und rückhaltlos an:

„Meinen Gedanken nachhängend, eilte ich meinen Begleitern voraus und ſchritt einſam fürbaß. Doch bald mußte ich ſtehen bleiben, um hier bei einer Biegung des Weges den herrlichen Anblick des zwiſchen turmhohen Felsblöcken ſich herabſtürzenden Bergbaches zu genießen, da einen alten Bekannten in der ſtark ausgeprägten Perſönlichkeit einer mächtigen Tanne und einer maleriſch über dem rauſchenden Waſſer ſich neigenden alten Weide zu begrüßen. Die ſchönſte von ihnen hat der letzte Winterſchnee geknickt, ſie liegt, eine Leiche, am Wege! — Eine unausſprechliche Klarheit liegt über der Landſchaft. Unter den ſchiefen Strahlen der niedergehenden Sonne erglüht der Wald in buntem Farbengemiſch; golden flattert das Laub des Ahorns, rot flammen die Kuppeln der Buchen, während die beſtändigen, treuen Fichten und Tannen den ernſten Grundton angeben. Darüber hinaus leuchten in unendlicher Klarheit die weißen Häupter, die Schroffen und Wände — auch lauter traute Bekannte von den ſommerlichen Gemsjagden her. Giebt es etwas Entzückenderes, als einen ſolchen ſchönen Herbſttag im Gebirg? Er kommt mir vor wie das ernſte Lächeln eines geprüften Mannes, welcher etwas Großes vollbracht hat und ſich nun daran freut. Und wenn gar noch der drohende, wilde und doch ſehnſuchtsvolle Schrei des werbenden Brunſthirſches von den Wänden widerhallt, wo bleibt da die herkömmliche Herbſtlyrik mit ihren Todesgedanken und ihrem Verweſungsduft? — Verkündet nicht dieſer Schrei denſelben Trieb nach Leben und Schaffen nur noch ernſter und ein-

dringlicher, als der ſchmachtende Schlag der Nachtigall im Roſenhag zur Maienzeit? — Die Natur altert nie; unter Blüten ebenſo gut wie unter welken Blättern, unter Schnee und Eis erbebt ihr ewig junger Leib von Liebeswonne und Schaffensdrang. — Die innige Berührung mit dieſer ſich verjüngenden Natur, das iſt der edelſte Reiz der Jagd, wie ich ſie verſtehe. Auf ſtillen und einſamen Pirſchgängen eröffnet ſich vor uns ein myſtiſches Buch, das uns bisher verſchloſſen und verſiegelt war, und in dem wir nun plötzlich zu leſen lernen. Dieſer wunderbaren Größe gegenüber lernt man erſt ſein eigenes Menſchengewicht nach dem richtigen Maß ſchätzen. Wohl fühlt man ſich ihr gegenüber recht klein; aber ohne innere Bedrückung oder Demütigung. Im Gegenteil, man kommt zur Klarheit und Ruhe, man wird allen ſpekulativen Unſinn los und verwandelt ſich ſelbſt in ein Stücklein geſunder Natur."

Und ein anderes Beiſpiel ſeiner poetiſcher Naturbetrachtung, die er frühmorgens bei der Jagd auf den Auerhahn in ſich aufnahm: „Wie dämmerig dunkel der endloſe Dom mit ſeinen zahllos blitzenden Himmelslichtern und der vollen Mondampel! Wie zart die Vorhänge der dünnen Nebelſtreifen! Wie feierlich die heilige Ruhe, unterbrochen nur vom feinen Rieſeln der verborgenen Waldwäſſer! Hie und da ein ſchüchterner Frühſänger — dann der Soliſt mit ſeinem heimlichen Knacken; nach und nach fällt der Chor ein: vielſtimmiger Droſſelgeſang und Finkenſchlag, begleitet vom Rauſchen der majeſtätiſchen Waldorgel im friſchen Morgenhauch; — und über der Altarſeite im Oſten, immer roſiger angekündigt, erſcheint zum Schluß die Herrſcherin und ergießt das allgewaltige belebende Sonnenlicht über die erwachende Erde."

Wie gegenüber der Kunſt, ſo blieb ſein Empfinden auch gegenüber der Natur vollſtändig naiv. „Hoffentlich," — ſchreibt er in einem Briefe, — „ſeid ihr Beide Menſchen, die das Schauen an ſich verſtehen, als eine unvermiſchte Empfindung. Das Bild allein,

das unmittelbare Bildgefühl, ist der ästhetische Genuß. Alles Reflektieren dabei hat nur sekundären Wert. Wenn der Mensch beim Schauen denkt, so verfällt er in die Romantik und trübt sich den Genuß. Es giebt Menschen, die nicht an einem Abgrund vorbeigehen können, ohne an die Hölle zu denken; eine schöne Ruine ist für sie nur Anlaß zu Reflexionen über die Vergänglichkeit; sie sind sehr zu bedauern, oder — zu jung."

Ein Gemüt, das so tief wurzelt, muß seinen Untergrund in dem Glauben haben. Wie aber Socin sein Gemütsleben überhaupt vor Anderen verhüllte, so erschloß sich auch sein warmer Kinderglaube, dem die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse nichts anzuhaben vermochten, fast nur durch Bemerkungen in seinen Briefen oder in seinen Tagebüchern. „Ohne Glauben hängt die Seele am Rande des Abgrundes, den der Gedanke gegraben hat." — „Die Gedankenarbeit, die in materialistischer Weise die letzten Fragen beantworten will, bringt eine Unruhe, die nie eine innere Befriedigung gewähren kann. Die Ruhe kommt erst wieder, wenn man den kritisierenden Verstand schlafen schickt und dem Glauben bedingungslos die Thür öffnet" — oder (a. 1875): „Der Glaube muß etwas Unverständliches zum Gegenstand haben, sonst ist er kein Glaube; wer nichts mehr glauben kann, ist impotent und unproduktiv; das beweist die Geschichte jedes Individuums und jedes Volkes. Produktive Menschen sind gläubig, ebenso wie produktive Volksepochen. Es liegt so tief gewurzelt in der Natur des Menschen, an etwas zu glauben, daß selbst religiöse Nihilisten sich davon nicht befreien können. Sie negieren die Göttlichkeit Christi, glauben aber dafür an die Homöopathen oder an den Magnetismus oder an eine Krankheit, die sie nicht haben, oder an Schopenhauer, den sie nicht verstehen. Ohne Glauben, d. h. Festhalten an Unverständlichem, keine Einbildungskraft, keine Produktivität!" — (a. 1887): „Skepticismus ist Scheidewasser; manche Flecken kann er zum Schwinden bringen; aber — der Stoff geht mit!"

Socin's Naturell, aber hauptsächlich die große Ausdehnung seiner Verpflichtungen als Arzt und Lehrer mit all den Aufregungen, die gerade ein Chirurg dabei zu durchleben hat, gestalteten sein Leben zu einem äußerst unruhigen. Eine regelmäßige Tageseinteilung, oder gar regelmäßige Essenszeiten gab es für ihn nicht. Diese Unruhe entsprang allerdings zum Teil seinem Thätigkeitstrieb: „Das Leben hat im Grunde nur Wert, so lange es thatenreich und rastlos dahinstürmt." Und doch empfand er immer — schon als junger Arzt — das Bedürfnis nach der Ruhe, „wo man sich selber wieder einmal Herz und Nieren prüfen kann," und dieses Ruhebedürfnis findet in seinen Briefen mannigfachen Ausdruck: „Die Chirurgie verschlingt immer mehr den ganzen Menschen." — „Meist bin ich in der Stimmung eines auf lange Zeit Abreisenden zehn Minuten vor Abfahrt des Blitzzuges." — Von Zeit zu Zeit faßte er, wie aus seinem Merkbuche und seinen Briefen hervorgeht, energische Vorsätze, für sein Menschentum etwas mehr Zeit frei zu halten; er abonnierte Plätze in Theater und Konzertsaal: die Plätze blieben meist leer, und vor den vielen Verpflichtungen zerstoben alle Vorsätze im Wind.

„Ich besitze leider nicht die Kunst, meine Zeit einzuteilen. Dazu gehört — lachen Sie nicht — eine Rücksichtslosigkeit, die ich nicht besitze."

Trotz dieser aufreibenden Thätigkeit aber hat Socin bis in sein Alter seine jugendliche, geistige und körperliche Elastizität bewahrt. „Wann wird der Mensch alt?" schreibt er, — „beim ersten grauen Haar, wie die Frauen, die noch keine haben, wohl sagen? — wenn die Stirn sich runzelt? das Haar erbleicht und das Auge nur noch in die Ferne sieht? — mit 40, 50 oder 60 Jahren? — Der Mensch wird alt, wenn er aufhört, vorwärts zu schauen! Es giebt zwanzigjährige Jünglinge, die zum Grausen alt sind." — Doch, trotz dieser Energie, jung zu bleiben, klagt er seinem

Tagebuch, während er einsam am Frühmorgen im Wald saß: „Wie jetzt die Sterne weit glänzen! Nur in der Jugend beugt sich der Himmel so nah auf uns herunter, daß wir die Sterne mit ausgestreckter Hand pflücken könnten."

Der Gedanke eines nahen Todes aber beschäftigte ihn seit einem Influenzaanfall, der ihn ein Jahr vor seinem Tode befiel und körperlich schwächte; doch hatte dieser Gedanke für ihn nichts Peinliches. Als er, mitten aus der vollen Thätigkeit heraus, sich fiebernd im Januar 1899 zu Bette legte, sagte er zu einem Freund, der ihn aufsuchte und seine Besorgnisse wegscherzen wollte: „Ich fühle es, von diesem Bett werde ich nicht mehr aufstehen; doch der Tod hat für mich nichts Bitteres. Ich suchte zu leisten, was zu leisten in meiner Kraft war und ich könnte es nur mit großem Schmerz erleben, wie ich im eigenen Bewußtsein des allmählichen körperlichen und geistigen Zerfalls, bemitleidet von der Umgebung, meinen Verpflichtungen nicht mehr voll nachzukommen vermöchte."

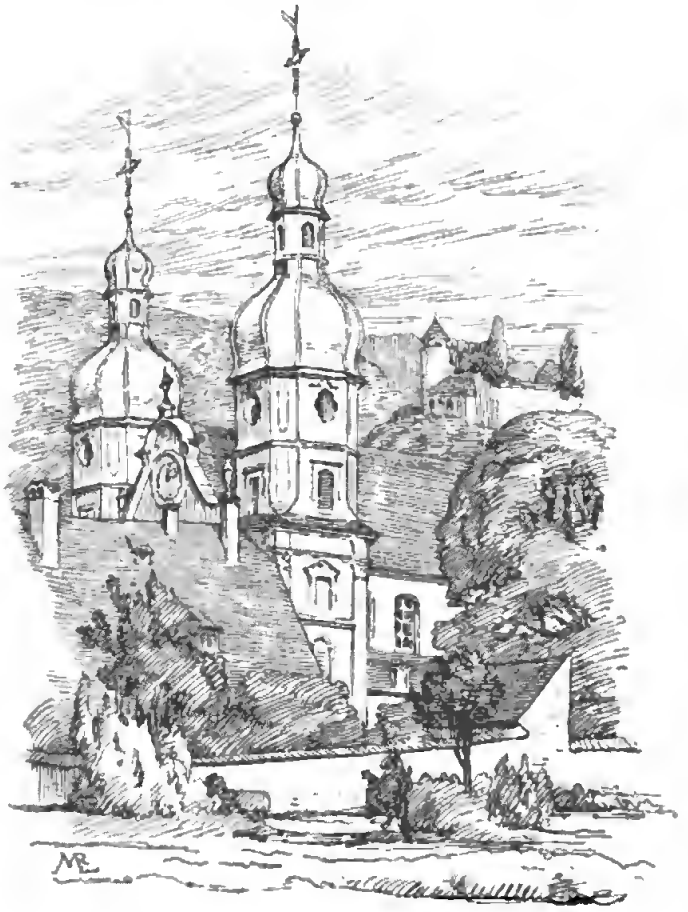
Sein Wunsch, sich nicht zu überleben, ist erfüllt worden. Er starb nach kurzer Krankheit am 22. Januar 1899.

Obgleich August Socin in der großen, allgemeinen Geschichte unseres Gemeinwesens keine Rolle gespielt, hat seine markante Persönlichkeit mit sicherer, kräftiger Hand selbst Geschichte gemacht: in unserer medizinischen Fakultät, im Bürgerspital, und nicht zum mindesten in den Herzen seiner zahlreichen Patienten und Freunde.

Carl S. Baegler.

Der Abschluß der Gegenreformation im Birseck.

Von K. Gauß.



In den Jahren 1582 bis 1595 waren die Ortschaften der ehemaligen Vogteien Zwingen, Pfeffingen und Birseck, die in der Reformationszeit schon sehr frühe für das neuverkündigte Evangelium sich entschieden hatten, nach langem Widerstande von ihrem Landesherrn, dem Bischof von Basel Christoph Blarer von Wartensee in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt worden.[1]) Die Mittel waren die üblichen: Zwang, Einschüchterung, endlose Plackereien, Absetzung von Predigern und Anstellung von Priestern. Neu war vielleicht das eine, daß man einzelnen Gemein-

[1]) Vergl. die Gegenreformation in den ehemaligen Vogteien Zwingen, Pfeffingen und Birseck des untern Bistums Basel am Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Aus den Akten dargestellt von Jakob Burckhardt, Antistes.

den heterodoxe Prediger aufdrängte. Damit schnitt man ihnen die Verbindung mit Basel ab, ohne welche die Gemeinden auf die Dauer bei ihrem Glauben sich nicht zu erhalten vermochten; sodann brachte man die Gemeinden in Verwirrung, daß sie zuletzt selbst nicht mehr wußten, welcher „Sekte" sie angehörten.[1]) In Laufen wählte der Bischof aus eigener Machtvollkommenheit einen Schulmeister aus Weil in der Markgrafschaft, Sebastian Schmidt, der sich zur Augsburger Konfession bekannte. Bald darauf wurde er nach Therwil versetzt, und zuletzt amtete er lange Zeit bis zu seinem Tode im Jahre 1611 in Allschwil. In Oberwil war ein zürcherischer Geistlicher Johannes Wirt angestellt worden, der als Professor in Basel bei seinen Kollegen „in der Leer den artigkel daß würdige Sakrament unseres lieben Herren Jesu Christi betreffendt zu etwas ungnaden gefallen" und darum der Regenz entsetzt worden war.[2]) Als im Jahre 1595 der größere Teil der Gemeinden Reinach, Therwil, Oberwil und Ettingen dem Bischof sich unterworfen hatte, konnte im allgemeinen das Werk als abgeschlossen betrachtet werden. Immerhin stieß auch nachher der Bischof noch auf mancherlei Widerstand. Freiheits- und andere Strafen, sowie Landesverweisung vermochten die Saat nicht so bald zu ersticken, die in der Zeit der Reformation aufgegangen war. Mag immerhin die Klage des Bischofs begründet gewesen sein, daß Oberwil, da es keinen eigenen Pfarrer habe, schlecht mit Meßlesen und Predigt versehen sei, es

[1]) Bischöfliche Akten XXXIV. 13. Im Juni 1634 wurde in Basel ein Mann verhört, der im katholischen Glauben geboren und erzogen worden war, aber seinen Aberglauben längst hatte fallen lassen. Er erklärte: „alweil er zu Alschweyler gewesen, wiewohl die Vnderweisung selbiger Orten sehr schlecht gewesen, habe er doch so viel gefaßt, welches er noch immer für wahr gehalten und noch behalte, daß wir mit empfahen des brotts und weins des Herrn mit unserm Geist und Glauben den leib und blut des Herrn empfangen." Kirchenakten A. 7 Fol.. 170.

[2]) Kirchenakten A. 7 Fol. 29.

war schließlich doch auch die Treue am Bekenntnis, welche dem Landesherrn das Urteil abnötigte, daß seine Unterthanen in Oberwil „schier wiederumb zu der Lutherischen Sekt sich neigen“ wollten.[1]) Ja noch ein Menschenalter später wurde geklagt, daß in Oberwil die Ketzer noch recht zahlreich seien.[2])

Eine Gemeinde aber hatte den Zumutungen des Bischofs erfolgreichen Widerstand geleistet. Allschwil hatte sich beim alten Glauben zu halten vermocht. Der Bischof hatte diesem Dorfe die Augsburger Konfession offiziell zugestanden, nachdem sein Pfarrer Sebastian Schmidt die unterthänige Bitte eingereicht hatte, der Bischof möge „die Evangelischen wie bisher zu dem Prädikanten zu Allschwyl zu gehen und die evangelische Religion zu üben und zu gebrauchen, gnädig zulassen.“[3]) Allschwil war also der Zufluchtsort aller Evangelischen des Birsecks, die treu geblieben waren, und der markgräfische Schulmeister der für sie bestellte Hirte. Was dieses Dorf vor weitern Zwangsmaßregeln bewahrt hat, ist nicht ganz deutlich zu erkennen. Jedenfalls aber waren die Treue zum Bekenntnis, das weitere Bemühungen als fruchtlos erscheinen ließ, sowie die Furcht des Bischofs vor Basel, das ihm zu nahe lag und von dem er darum stets eine Einmischung befürchtete, nicht ganz ohne Einfluß auf die Entschließungen des geistlichen Herrn gewesen. Thatsache ist jedenfalls, daß bis Ende des Jahres 1611 kein ernsthafter Versuch gemacht worden ist, das Dorf zu reformieren. Damals aber bot der Tod des Prädikanten Schmidt dem Bischof Wilhelm den erwünschten Anlaß, den Plan, den er so wenig wie sein Vorgänger aus dem Auge gelassen hatte, wieder aufzunehmen.

---

[1]) Liestal. Altes Archiv L 114 B Lit. A. 3.

[2]) Bischöfliches Archiv XXXIV. 21.

[3]) Vergl. Burckhardt, a. a. O. 162 und die später angeführte Relation Rinecks von Baldenstein, wo von der interimsweisen Konzession des Bischofs geredet wird.

Gleich nach dem Tode ihres Pfarrers zeigten der Meyer und die Geſchworenen dem Obervogt auf Birseck das Ereignis an und ſtellten die Frage, wer über die Feiertage — es war in der Weihnachtszeit — den Kirchendienſt verſehen ſolle. „Darüber ich ſie gleich woll nur ſchimpfweiß beantwurttet — berichtete der Obervogt an den Biſchof —, weille Inen Hegenheim am nechſten gelegen, ſollen ſie dahin in die Kirchen gehen; hierüber ſie gelechlet und darauſſen ich leichtlich abgenommen, daß ſie eine ſchlechte Luſt zu der catholiſchen Religion haben.“ [1]) Die Vorſteher der Gemeinde erklärten nun, ihr alter Pfarrer habe während ſeiner Krankheit einen Vikar gehabt, der im Wieſenthal daheim und noch vorhanden ſei; der könnte die Gemeinde verſorgen.

Der Obervogt berichtete den Stand der Dinge an den Biſchof und dieſer forderte nun unverzüglich das Domkapitel in Freiburg auf, die nötigen Schritte zu thun, um den Prädikanten durch einen katholiſchen Prieſter zu erſetzen. Das Domkapitel hielt dafür, daß das „angedeut gut Chriſtenlich werkh lenger nit einzuoſtellen, ſunder den armen Leuthen, da ſie ſich anderſt dahin willig ergeben, zu befürderung Irer Seelen ſeeligkheit helffen zulaßen.“ [2]) Die Gelegenheit ſei jetzt um ſo günſtiger, als man dem Biſchof nicht den Vorwurf machen könne, den Pfarrer verſtoßen zu haben. Freilich konnte ſich das Domkapitel nicht entſchließen, mit der Schnelligkeit vorzugehen, welche der Biſchof erwartet und gewünſcht hatte. Seine Meinung war vielmehr, man müſſe in der Angelegenheit behutſam vorgehen, die Gemüter der Unterthanen, wenn auch nicht aller („wie deren zweiffels ohne viel halsſtarrig ſich widerſezen werden“) vorerſt gewonnen und durch Zuſpruch eingenommen werden. Um das zu erreichen, ſollte der Biſchof die vornehmſten und einflußreichſten Männer nach Pruntrut beſcheiden und ihnen die Notwendigkeit des

[1]) Lieſtal. Archiv L 114 B Lit. a. 8.

[2]) Biſchöfliches Archiv XXXIV. 1.

Glaubenswechſels perſönlich, nicht etwa durch Patres, vor Augen ſtellen. Die Leute würden dann nach ihrer Heimkehr viel von der „affection“ des Biſchofs zu erzählen haben. Mit der Einſetzung eines katholiſchen Prieſters ſei darum noch ſo lange zu warten, bis der Biſchof „deren Unterthanen etlich oder den mehrertheils zu der Catholiſchen Religion affectioniert“ wüßte. Vorläufig könnte der Pfarrer von Hegenheim Allſchwil dergeſtalt bedienen, daß er „an Sonn- und Feiertagen allein zu Allenſchweiler predigte und zu Hegenheimb Meß hielt und celebrierte, Seine Predigen auch dahin richte, damit Er anfangs allein Moraliſierte“ und jeder Polemik gegen die augsburgiſche Konfeſſion ſich enthielte.

Jedoch die Bemühungen des Biſchofs blieben erfolglos. Der Vikar aus dem Wieſenthal, mit Namen Rapp, blieb, heiratete die Tochter ſeines Vorgängers und die Gemeinde war froh, einen Pfarrer nach ihrem Herzen zu haben.

Mehr als ein Jahrzehnt ging dahin. Aber den Biſchof ließ der Gedanke an Allſchwil nicht ruhen. Und das um ſo weniger, als ihm im Jahre 1623 gelungen war, Großhüningen katholiſch zu machen. Seit der Reformation nämlich, war dieſer Ort von Baſel aus kirchlich bedient worden. Zuletzt amtete dort ein Andreß Stöcklein. Derſelbe wurde nun vertrieben, fand aber ſogleich wieder eine Stellung in Siſſach. Denn der Siſſacher Pfarrer war eben ſeines Amtes entſetzt worden. Es war ihm nämlich verboten worden, Weinhandel zu treiben. Er wußte ſich aber zu helfen. Er fuhr als Bauer verkleidet an den Weinmarkt nach Luzern. Die Sache kam jedoch aus und der Pfarrer mußte ſeine Stelle verlaſſen.[1]) Zum großen Aerger und Verdruß der öſterreichiſchen Regierung wurden aber auch nach der Vertreibung des Pfarrers aus Großhüningen noch viele Kinder reformiert getauft. Sie wurden nach

[1]) Vaterländiſche Bibliothek Baſel. Baſleriſche Geſchichten O. 6.

Baſel gebracht. Die Wirren des Krieges geſtatteten nicht, energiſch gegen die Ungehorſamen vorzugehen. Darum berichtet Hotz in ſeiner Chronik: „Es ſolle der tyranniſche Teuffliſche Juncker von Flachslandt, ſo vor dieſem zu großen Hüningen geregieret, ausgoſſen haben gegen ſeinen Bauersweibern, wann der Krieg ein endt habe, wolle Er alle diejenigen Weiber, ſo ihre Kinder alhier haben tauffen laſſen, verbrennen, Ihre Vätter vierthailen, die Gfatteren hencken und die Kinder ertrenckhen laſſen. O du abtrünniger Junckher, es wird dir zu ſeiner Zeit der Lohn werden.“ [1])

Der Erfolg in Großhüningen war für den Biſchof ein neuer Anſporn. Bei Gelegenheit der Jahresrechnung im Herbſt 1624 brachte er den Deputaten gegenüber die Sache wieder zur Sprache und gab ſeinen Entſchluß kund, das Werk jetzt durchzuführen. Dem Domkapitel ließ er die Aufforderung zukommen, ſich „umb einen dahin Basliſcher nähe halben qualificierten Pfarherrn zuo bewerben, denſelben auch mit rechtmäßiger Portion und ſonderbarem Pfarhaus zuo verſorgen.“ [2]) Das Domkapitel ging auf die Suche, fand aber den geeigneten Mann nicht; es erklärte ſich jedoch bereit, die Frage noch weiter im Auge zu behalten. Im ganzen macht das Verhalten des Domkapitels eher den Eindruck, als ob ihm die Sache nicht ſo ſehr am Herzen gelegen hätte, wie dem Biſchof. Denn es ſchrieb am 24. September 1624: „Ob E. Fl. Gn. ahniezo gleich diß werkh fürnemen oder aber biß man ſehen khan, wie ſich die Sachen mit dem im Landt einquartierten Kriegs Volkh anlaſſen, noch etwas innhalten wöllen, das thuon E. Fl. Gn., denen alle circumstantiae beſſer alß uns bekhandt, wir underthänig haimbſtellen.“ Sollte der Biſchof mit der Aenderung nicht mehr länger warten wollen, ſo ſollte er „ex sua diöcesi einen dem Ortt nächſtgeſeſſnen Prieſter oder Pfarrer dahin gnediglich vermögen, der ſich

[1]) Vaterländiſche Bibliothek O. 84. 23. Februar 1633.

[2]) Biſchöfliches Archiv XXXIV. 7.

der Sachen ein Anfang zu machen ein Zeit lang daſelbſten aufhalte, deſſen Pfarr oder ſtell inmittelſt durch einen andern verſehen werde, bis man einen beſtändigen qualificierten Pfarrer dahin bekhommen khan."

Die Bemühungen des Domkapitels blieben ohne Erfolg. Man fand zwar eine geeignete Perſönlichkeit, allein dieſelbe ließ ſich nicht überreden, ſich auf die Bekehrung Allſchwils einzulaſſen.[1]) Man verſchob alſo die Reformation auf gelegenere Zeit. Und ſie kam.

In Deutſchland wütete der große Krieg. Das Glück hatte ſich auf die Seite der Katholiken geneigt. Die proteſtantiſchen Mächte waren überall unterlegen. Die Hände waren ihnen gebunden. Jetzt war die Zeit zu handeln. „Solches alles deſto beſſer zu effektuiren, köndte khein beſſere Gelegenheit, bey welcher die Catholiſche Religion in anſehung von Gott dem allmechtigen unterſchiedlich aufeinander verliehener Viktorien halber florirt vund die Verfolger deroſelben gedempt, zur einführung erfunden werden, alß eben bey dieſer Zeith." [2]) So hatte ſich der Biſchof in einer Inſtruktion an den Suffragan und Vikar zu Handen des Rats von Luzern am 28. September 1626 geäußert. Zuvor hatte er auch dem Erzherzog Leopold von Oeſterreich ſein Vorhaben eröffnet. Er redete eine entſchiedene Sprache, die etwas von dem Hochgefühl ſpüren läßt, welches die wiederholten Siege in den Katholiken wach gerufen hatten. Er erklärte nämlich, er ſei „deß genzlichen willens vund der meinung die unkatholiſche Religion der endts forthzuſchicken vund hingegen die Römiſch Catholiſche mit Gottes Hilff und Gnaden in Kurzem einzupflanzen." Was den Biſchof in ſeiner Hoffnung beſtärkte, war einmal der Umſtand, daß die Bewohner Allſchwils außerhalb Baſels und von katholiſchen Chriſten umringt ſeien und „bei ihrem Lawen und Kalten Predicanten mehrers zu Catholiſch als Lutheriſchen Glaubens be-

[1]) Biſchöfliches Archiv XXXIV. 8.
[2]) Biſchöfliches Archiv XXXIV. 9.

thantnuß ercleren und neigen," ſodann daß wohl Baſel unter den gegenwärtigen Verhältniſſen kaum im ſtande ſei, ſich der Allſchwiler anzunehmen. Der Tag der Einführung war bereits feſtgeſetzt.

Beim Biſchof liefen von allen Seiten, wohin er ſich gewendet hatte, zuſtimmende Antworten ein. Luzern als Vorort der katholiſchen Stände war mit dem Plane des Biſchofs vollſtändig einverſtanden,[1]) wünſchte nur, daß auch an Solothurn Mitteilung gemacht werde, ſtellte es aber im übrigen dem Biſchof anheim, ob er ſofort einſchreiten oder noch abwarten wolle. Ebenſo rät der Nuntius von Luzern aus zu thatkräftigem Vorgehen und verſpricht ſeine Unterſtützung.[2]) Am längſten ließ der Erzherzog von Oeſterreich auf eine Aeußerung warten. Erſt Ende Oktober ſchrieb er von Innsbruck, er habe darauf gerechnet, daß der Biſchof ohne eine Antwort abzuwarten, auf die von ihm vorgeſehene Zeit ſein heilſames Vorhaben ins Werk ſetzen werde, und wünſchte dem Biſchof von dem Allmächtigen allen glücklichen Fortgang. Der vorderöſterreichiſchen Regierung erteilte er den Befehl, „daß Sye ihr ebenmeßig uffſehen darauf legen und wo Sye darumb von E. G. erſucht, demſelben zuo deſſen Fortſetzung alle mögliche Hilff und beyſtand zuo erweyſen nit underlaſſen ſollen."[3])

Jedoch der feſtgeſetzte Tag ging vorüber, ohne daß das Vorhaben des Biſchofs durchgeführt worden wäre. Man gewann alſo Zeit, ſich bis auf weiteres allerlei Betrachtungen hinzugeben über „bevögliche und gleichſamb nottringente Urſachen vnd Motiven, warumb daß fürſtliche Baßliſche Dorff Allenſchweiler zue reformiern oder zuer Röm.-Catholiſchen nemblichen Ires Landtsfürſten Religion zue bringen."[4])

---

[1]) Biſchöfliches Archiv XXXIV. 10.
[2]) Biſchöfliches Archiv XXXIV. 11.
[3]) Biſchöfliches Archiv XXXIV. 12.
[4]) Biſchöfliches Archiv XXXIV. 13.

Es ist nicht ohne Interesse, einige von den sechszehn aufgeführten Gründen etwas näher ins Auge zu fassen. Zuerst wird besonders hervorgehoben und als vornehmlicher Grund an die Spitze gestellt, daß etliche aus der Gemeinde vor vielen Jahren und auch jetzt noch die Einführung der katholischen Religion begehrten mit Rücksicht darauf, daß „Sye nemblichen selbsten nit mehr wüßen oder judicieren künden, ob Sye Luteri, Calvini oder Zwingliani Religion aigentlichen beygethan oder anhengig syen." Sodann wird geklagt, daß die Allschwiler den Katholiken mehr zusetzten als alle andern angrenzenden widrigen Religionsverwandten, indem sie ihre katholischen Dienstboten zum Fleischessen und zum Besuch des evangelischen Gottesdienstes „wider daß herkhommen" zwängen, die Tage der zwölf Apostel und andere gebotene Feiertage nicht hielten, sondern durch „wöschwäschen" und andere Arbeiten schändeten. Weiterhin wird ihnen der Vorwurf gemacht, daß sie eine nicht geringschätzige Adelsperson ohne Begrüßung des Obervogts in Arrest genommen hätten, daß viele sich hätten anwerben lassen, daß man allerlei leichtfertigem Gesindel Unterschlupf gewähre, sich gegenseitig verpflichte, nichts „gräuelbares" über den andern zu sagen, daß sie, wenn man sie examiniere, „alle ganz glaß rein und vnnschuldig sein" wollen.

Für alles das wird nun der Prediger verantwortlich gemacht, der „mit einem Vnnschicklichen Prädig schlechtlichen aedificiert und von Inen gar Vbel respektiert vnnd für ein einfalt tractiert württ," der in stetigem Zank und Hader lebe und dazu dem Weine ganz und gar ergeben sei, daß er teils schon anderwärts Vermählte, teils auch „mit andern impedimentis canonicis behaffte" zusammengegeben habe. „Letzlichen ist unläugbar, ja müssen es selbstens bekhönnen, daß under Inen, sonderlich dem Jüngsten Volkh das Laster der Unzucht und andere öbbigkeiten also öberhandt genommen, daß wo solchen nit durch ein Exemplarisch Leben Thon vnd lassen eines rechten seelsorgers geholffen wirdt, die samentliche Gemeinde

anders nit als den unaußbleibten Zorn und ſtraff des gerechten Gott zu gewarten."

Alle die Gründe, welche der Biſchof für ſein Vorhaben ins Feld führte, waren aber nur für den überzeugend, bei dem es für die Notwendigkeit der Reformation überhaupt keines Beweiſes mehr bedurfte. Denn es tritt klar aus ſeinen Worten zu Tage, daß die Leute einen Glaubenswechſel durchaus nicht begehrten, daß es ferner in ſittlicher Beziehung wenn nicht beſſer, ſo jedenfalls nicht ſchlimmer ſtand als in den katholiſchen Dörfern. Aber wenn man auch alle Anſchuldigungen mit Erfolg zurückgewieſen hätte und ſämtliche Gründe in ihrer Richtigkeit und Unhaltbarkeit aufgezeigt hätte, der Biſchof hätte doch nur geantwortet: Thut nichts, Allſchwil muß wieder katholiſch werden.

Bis im April des folgenden Jahres blieb nun wieder alles ruhig. Nun aber ſchickte der Biſchof den Kapuzinerpater Rudolfus an den Rat von Solothurn. Aus der Inſtruktion, die dem Manne mitgegeben wurde, erfahren wir, welches Bedenken die Durchführung des ſchon ſo lange erſtrebten Werkes immer noch verzögert hatte. Der Biſchof befürchtete immer noch eine Einmiſchung Baſels. Da nun die Stadt die Religionsänderung ungleich aufnehmen, „vermutlich nachbaurſchafft vnnd des Predicanten halber intuitu religionis" ſich widerſetzen und „den unterthanen mit allerhandt ſcheinbaren unſtatthaften Defenſionen verhilfflich ſein" könnte, ſo möchte doch der Rat „den widrigen querulanten kein Gehör und Beyfall" geben, ſondern „bei vnnverhoffter impugnation vnnd widerſetzung dem Biſchof alle mögliche aſſiſtenz und hilfflichen beyſprung" leiſten. Um dem Rate die Entſchließung zu erleichtern, ſollte der Geſandte daran erinnern, daß der Nuntius den Biſchof wiederholt zu ſeinem Vorhaben aufgefordert und Luzern als Vorort der katholiſchen Stände dem Plane ſeine Zuſtimmung erteilt habe.[1]) Am

[1]) Biſchöfliches Archiv XXXIV. 14.

21. April antwortete der Rat von Solothurn, daß er „mit höchſten Freuden“ den Plan vernommen habe. Falls Baſel ſich wirklich widerſetzen ſollte, möchte der Biſchof unverzüglich an den Rat berichten, damit ſie ſich darnach zu verhalten wüßten.[1])

Allein mit allem dem kam man nicht aus dem Stadium der Beratungen heraus. Nun aber warf der Obervogt auf Birseck, Johann Jakob Rineck von Baldenſtein einen neuen Gedanken in die Verhandlungen. Seiner Meinung nach wäre das beſte, ſchrieb er am 7. Mai 1627, wie er übrigens ſchon früher ausgeſprochen habe, „wenn die Reformation ex improviso geſchehe“ und finde kein anderes Hindernis, „als warumb ſelbige nit khöndte uff nechſtkünfftigen Sountag Exaudi“ angefangen werden, als etwa das, daß in ſo kurzer Zeit und wegen des Kriegsvolks in der Markgrafſchaft nicht ſo leicht ein Altarſtein herbeizuſchaffen wäre, daß man erſt vor kurzer Zeit in der Steingrube angefangen habe zu graben, „anjetzo aber einen abzuholen ſich meine Ampts- oder auch lothringiſchen Unterthanen in anſehen ſie zu glatte ſchueroß dazu nit gerne wöllen gebruchen laſſen, welches impedimentum aber durch ein altare portabile (ſo ich ſelbſt im hauß) leichtlichen kann remediert werden.“

Schwerer hielt es freilich, einen Prieſter zu finden, der ſich zu dem Werke bereit erklärte und beſtändig an Ort und Stelle bleiben könnte. Für den geeignetſten hielt man den Pfarrer von Therwil, Joſeph Liechtin. Allein dieſer antwortete auf die offizielle Anfrage, ob er auch die Pfarrei Allſchwil bedienen könne, mit einem entſchiedenen Nein.[2]) Die Rückſicht auf die Ehre Gottes, das Heil der Nächſten und den Gehorſam gegen die Obern ſowie die Ausſicht, ſich durch die Bekehrung der Ketzer Verdienſte zu ſammeln,

---

[1]) Biſchöfliches Archiv XXXIV. 15.

[2]) Biſchöfliches Archiv XXXIV. 17. 9. Mai.

ließ ihn einen Augenblick fragen, ob er nicht doch der Aufgabe ſich unterziehen ſollte. Allein wenn er die Frage näher ins Auge faßte, ſo waren der Gründe doch ſo viele und ſo gewichtige, daß er, ohne der Arbeitsſcheu bezichtigt werden zu dürfen, dieſe Seelſorge glaubte von der Hand weiſen zu können. Da er kränklich ſei, könnte er die vermehrte Arbeit nicht auf ſich nehmen. Er habe keine Verwandte, die ihm in Allſchwil den Haushalt führen könne. In Therwil habe er eine alte Mutter, die viel darnieder liege und ſeiner Gegenwart bedürfe, und eine Schweſter, die, noch jung und unerfahren, nicht allein bei den beiden Vikaren könnte gelaſſen werden, da ihr ſonſt, wenn nicht Gefahr, ſo doch zum wenigſten Schande drohe (si non periculum saltem infamia). Für ihn ſelbſt ſei die Gemeinde mit 900 Seelen ohnehin ſchon zu groß und die Seelſorge durch die große Zahl von Ketzern in Oberwil noch beſonders ſchwierig. Die Unerfahrenheit der beiden jüngern Geiſtlichen, deren Verpflegung in ſeiner Abweſenheit Schwierigkeiten bereite, ihre Uneinigkeit, ihr Ungehorſam, außerdem die Klagen der Pfarrkinder, daß ſie die franzöſiſch ſprechenden Vikare nicht verſtänden, ſchließlich auch der Bau der neuen Kirche, der ſeine Anweſenheit und Aufſicht verlange, alles das mache es ihm unmöglich, dem Rufe zu folgen. Man ließ jedoch höheren Orts dieſe Entſchuldigungen nicht gelten und der Prieſter mußte ſchließlich dem Geheiß der Obern gehorchen.

Der Biſchof war nämlich auf den Vorſchlag ſeines entſchiedenen Obervogts eingetreten und hatte am 7. Mai an die vorderöſterreichiſche Regierung die Mitteilung gemacht, daß er auf den Sonntag Exaudi in Allſchwil die katholiſche Religion einführen wolle. Einige Tage ſpäter erhielt der Biſchof die Antwort, ſie wollten die gewiſſe Verfügung thun, „das uf beſagten Sontag in nechſt darbei gelegenen öſterreichiſchem Dorff Blodeligheim (Blotzheim) Landtſer Ambts biß in 200 wehrhaffter Mann ſambt Iren bevelchshabern auch einem

Landtſeriſchen beampten ſich befinden vnd in bereitſchafft ſelbig tag über aufhalten ſollen, auf den fahl man Irer bedörffte.“ [1])

Den kirchlichen Teil der ganzen Aktion zu leiten, hatte der Kapuzinerpater Rudolfus von Delsberg übernommen. Er hatte mit dem Wunſche ſeine Zuſage gegeben, „daß der himmliſche Gärtner den Verkündigern des Evangeliums das rechte Wort gebe, auf daß die ausgebrochenen und außerhalb der Heilsrebe ſchon lange eingepflanzten Zweige wieder lebendig gemacht und in den guten Oelbaum gepfropft werden könnten.“ Dem Rat von Solothurn hatte er den Wunſch ausgeſprochen, er möchte ſich bei der Handlung durch den Vogt von Dornach vertreten laſſen, da er ihnen unter Umſtänden wertvolle Dienſte leiſten könne. [2])

Junker Rineck von Baldenſtein nahm die Sache energiſch an die Hand, ſorgte für die nötigen Requiſiten und Paramente und ließ ſie, wie Ochs berichtet, [3]) in einem Faſſe nach Allſchwil bringen, um ja nicht etwa die Leute auf die Dinge aufmerkſam zu machen, die ihrer harrten. Am Abend des 15. Mai traf er ſelbſt in Allſchwil ein, begleitet von den ihm vom Biſchof beigegebenen Räten ſowie dem Obervogt von Pfeffingen, dem Oberhauptmann Jakob Chriſtoph Blarer und Hans Reutter von Weil. Eine militäriſche Bedeckung lag in der Nähe bereit, um im Falle energiſchen Widerſtandes ſofort loszuſchlagen. Die Vertreter des Biſchofs nahmen ihr Quartier in dem „wohlerbauwenen und zugerüſten Hauſe des Lorenz Gürtler.“ Gleich nach ſeiner Ankunft erteilte der Obervogt den Befehl, daß innerhalb einer Stunde nicht allein alle Bürger und Hinterſaſſen, ſondern auch die nach Allſchwil pfarrgenöſſigen Unterthanen der Höfe Schönenbuch zu erſcheinen hätten. Während man wartete, ließ ſich der Schreiber des Landſeramtes anmelden

[1]) Biſchöfliches Archiv XXXIV. 19.
[2]) Biſchöfliches Archiv XXXIV. 20 vom 12. Mai.
[3]) Ochs, Geſchichte der Stadt und Landſchaft Baſel 6. S. 597.

und machte die Mitteilung, daß die zweihundert Musketierer, welche die österreichische Regierung für alle Fälle gesandt habe, in Blotzheim angelangt seien, und daß, wenn es die Not erfordere, noch eine größere Zahl könnte aufgeboten werden. Rineck von Baldenstein ersuchte den Schreiber, der Eröffnung des bischöflichen Befehls an die Unterthanen beizuwohnen, damit er dann selbst wisse, wie sich die Leute zur Sache stellten und wie er sich selbst zu verhalten habe.

Als die ganze Gemeinde versammelt war, brachte der Vogt „promissis promittendis die Ursachen, warum der Bischof gleichsam gezwungen sei, die uncatholische Religion abzuschaffen und unsere allein seeligmachende einzuführen, mit etwaß Extendirung für vnnd an." Er wies zunächst darauf hin, daß „inn H. Schrüfft versehen sonderlich aber der h. Paulus bezeuget, daß nhur ein Religion selig mache oder unß uff den Weg der himmlischen freuden leitte." Die Unterthanen müßten es aber selber bekennen, daß sie nicht wüßten, was sie glaubten und welcher Sekte sie angehörten; daher auch der Bischof sie nicht mehr länger in ihrem Irrtum dürfe stecken lassen. Denn wenn vermöge des Religions- oder Profanfriedens, „welchen die protestierenden Stände gleichsamb für ein Evangelium halten und crafft dessen ihre Unterthanen zu ihrem Glauben mehreren theilß zwingen," warum sollte denn der Bischof ein gleichmäßiges mit den Seinigen vorzunehmen nicht befugt sein? Wollte man einwerfen: der Bischof Blarer habe aber Allschwil die augsburgische Konfession gelassen, warum sollte es jetzt anders werden? dann wurde geantwortet: „Ob es gleich woll den Vnnderthanen nit gebürtt secreta oder Geheimnuß der Fürsten und Herren zuerforschen," so seien doch drei unterschiedliche Ursachen: Einmal sei die Konzession nur interimsweise erteilt worden, nämlich so lange, bis die andern Dörfer ganz katholisch würden; sodann sei ihnen allein die augsburgische Religion oder Konfession vergönnt wor-

den, welche deutſche Meſſe, Ohrenbeichte und dergleichen erfordere. Da aber das alles von ihnen nicht geübt worden ſei, ſei die Konzeſſion eigentlich dahingefallen. Drittens könnten ſolche Konzeſſionen für den Nachfolger im Amte nicht verbindlich ſein, beſonders ihnen gegenüber nicht, weil ſie in vielſeitige Leichtfertigkeit geraten ſeien. Um der wohlverdienten Strafe Gottes zu entgehen, gebe es keinen andern Weg, als die Religion anzunehmen, die ihre Vorfahren ſchon gehabt und „dabei in Zeitlichem und Ewigem ſoviel hundert Jahre ſich am beſten und ſicherſten befunden“ hätten. Schließlich ſei auch der römiſch katholiſche Glaube, „wie ſie etwa durch Eingebung ihrer Predikanten oder anderer widriger Religionsverwandten möchten vermeinen, nicht ſo ſchwer ſondern um ſo viel leichter als alle andern,“ wie ſie denn mit der Zeit von ihren Pfarrherren vernehmen würden. Sollten ſie bei dem einen oder andern Artikel des Glaubens noch im Unklaren ſein, ſo ſeien die Prieſter angewieſen, „nicht nur von der Kanzel, ſondern auch apart, ſo oft und viel ſie es begehren, mit rechten oder in Heiliger ſchrüfft fundenen Gründen zu inſtruiren.“ Darum ſollten ſie die große Gnade und väterliche Fürſorge des Biſchofs „mit beiden Händen oder Armen“ ergreifen.

Die Gemeinde war über dieſe Rede des Vogts nicht wenig erſtaunt und ließ durch den Meyer das Begehren ſtellen: „Weylen man ſie alſo vnnverſehener ſach mit einem ſo hochbedenkhlichen zuemueten überfallen ja gleichſamb übereylet, wölle man Inen doch acht tag bedenckh laſſen.“ Der Vogt erwiderte, daß dies der Inſtruktion des Biſchofs zuwiderlaufe und daß ſie einfach Gehorſam zu leiſten hätten. Die Gemeinde widerſetzte ſich und fing an zu ſchreien. Der Obervogt, die biſchöflichen Kommiſſare und der öſterreichiſche Amtsſchreiber redeten ihnen mit Ernſt zu und wiederholten, daß kein längerer Aufſchub zu erhalten ſei. Vielmehr wurde ihnen geboten, daß „ſie alle alß auch ihre Weiber und Kinder auf den

folgenden Sonntag Exaudi bey willkürlicher Straff bey dem nit neuen ſondern alten rechten vnd wahrhafften Gottesdienſt ſich inſtellen und die rechte evangeliſche Lehre, deren ſie ſich immer rühmten, hören“ ſollten.

Auf weitere Verhandlungen trat man nicht mehr ein. Vielmehr forderte der Obervogt den Kirchenpflegern die Schlüſſel zur Kirche und zu den in ihr verwahrten Sachen ab. Da nun auch der vom Biſchof beſtellte Verweſer mittlerweile angekommen war, ließ Rineck von Baldenſtein den Predikanten rufen und eröffnete ihm im Beiſein Ihrer Hochehrwürden und der übrigen, daß er ſeines Dienſtes entlaſſen ſei und anderwärts Gelegenheit ſuchen müſſe. Wenn er es wünſche, könne man ihm eine „fürſchrift“ erteilen und ihn „beſtermaßen“ empfehlen, „ihm auch neben einem Viatico mit genugſamer fuer und anderem behilfflich ſein.“ Auch ſei ihm noch geſtattet, ſeine Ausſtände einzufordern; nur dürfe er nicht die Unterthanen vom neuen Glauben abwendig zu machen verſuchen. Der Pfarrer verlangte Aufſchub; er wurde ihm rundweg abgeſchlagen, dagegen der Befehl erteilt, ſofort den Pfarrhof zu räumen.

Die Beamten begaben ſich nun in die Kirche. Man fand noch den „wohlvergoldeten Kelch ſamt der Paten, urbaria vnnd andere dahin gehörige documenta, etwaß alte zerbrochene Monſtranzen, drei paar zinnene Meßkändtlin und hölzerne Zierrat.“ Meßgewänder und Leuchter dagegen fehlten. Der Abendmahlstiſch, „weil viel zu klein vnnd unförmblich,“ wurde abgebrochen und interimsweiſe ein hölzerner Tiſch ſammt einer Altartafel und Kruzifix aufgerichtet, in denſelben das altare portabile eingelaſſen und alles aufs beſte geſchmückt.

Am folgenden Tage ließ der Obervogt zuſammenläuten und von Haus zu Haus zur Kirche bieten. Als „ſowoll Mann als weybs Perſohnen ſich ſammethaft (ſoviel man wüſſen mögen) inn-

geſtellt," nahm der Suffragan die Rekonziliation vor, der Pater Capucinus hielt die Predigt und der Kammerer des Leimenthals celebrierte die Meſſe; zuletzt wurde „zu Ehr des Allmechtigen das Te Deum laudamus geſungen." Daraufhin wurde vom Suffragan der neue Pfarrer „nebent einer Stattlichen und menniglich erachtens woll ädificierenter Exhortation, über eine halbe Stundt lang, dem ganzen Volkh präſentiert." Die ganze Feier ſchloß damit, daß der Obervogt das ſtrenge Verbot kundgab, „bey willkürlicher ſtraff ja verweiſung des Landts" „an ander Vncatholiſche ort vnnd Kirchen zu gehen, noch weniger Kinder taufen oder ehelichen inſegnen zu laſſen."

So war das Werk glücklich vollendet und mit erleichtertem Herzen konnte der Obervogt ſeinen Bericht an den Biſchof mit den Worten ſchließen: „Gottlob alles glückhlich und woll abgangen und alſo weder anzogenen öſterreichiſchen noch deren von mir verordneten Mußcetiern nichts bedörfft." [1])

Tags darauf meldete Rineck von Baldenſtein an den Biſchof, daß ſich die Unterthanen auf des Herrn Joſephus und ſein beſonderes Zuſprechen ziemlich ergeben hätten und, wie er hoffe, ſich nach und nach wohl ſchicken würden. [2]) Nun aber machte ihm doch der Pfarrer noch etwelche Schwierigkeit. Denn er ſowohl wie beſonders die Frau, die als Tochter des Amtsvorgängers mit der Gemeinde beſonders enge verwachſen war, weigerten ſich, das Haus und Dorf zu verlaſſen, mit der Begründung, „ſie könnten und möchten nicht nach Baſel, weil das nicht Ire Religion ſei." Der Obervogt ſchrieb nun aber an Jörg Wilhelm Waldburg von Freundſtein in Binningen, er möchte dem Predikanten daſelbſt für eine Wohnung ſorgen. Bevor aber eine Antwort eingelaufen war, wurde das Pfarrhaus

[1]) Biſchöfliches Archiv XXXIV. 21. Relation J. J. Rinecks von Baldenſtein vom 17. Mai 1627.

[2]) Biſchöfliches Archiv XXXIV. 22.

geräumt, der neue Pfarrer vor dem Weggange des Junkers eingesetzt und der alte Pfarrer mit Weib und Kind fortgeführt. Er fand in Binningen im Hause des Jörg Waldener Aufnahme, bis er eine andere Kondition gefunden hätte.

Der vertriebene Pfarrer scheint jedoch nicht müßig gewesen zu sein. Denn es ging bald das Gerede, daß er jeweilen nach Allschwil wandere, heimlicher Weise katechisiere und sie im Lutheranismo konfirmiere. Darüber schreibt ein Ungenannter an den Bischof am 24. Juni:[1]) „Ueber welches ich Ew. Fürstl. Gn. versichern will, daß dieß Orts dem armen Tropfen höchlich Unrecht geschieht; denn verschienener Tagen mir her Joseph gesagt, daß selbiger erst einmal (da ich dann eben auch da gewesen und er bei mir zu schaffen gehabt) von der Zeit der Reformation allda gewesen." Zudem gehe es ihm in Binningen fast ärger als zu Allschwil „in Erwägung, daß die Stadt ihn länger alldorten nicht leiden will."

Wie aber hat sich nun Basel zu dem Ereignis gestellt? Waren die Befürchtungen des Bischofs völlig unbegründet, daß Basel intervenieren werde? Rineck von Baldenstein berichtet am 18. Mai an den Bischof,[2]) er habe bisher weder von Baslern noch andern Leuten gehört, daß sie viel zu dieser Reformation sagen, „weniger etwas thettlichs fürzenemmen möchten gesindt sein;" nur daß alle Tage aus der Stadt entweder zu ihm oder seinem Gastgeber Leute kämen, die aber „im geringsten sich nüt merkhen lassen."

Ganz so war es freilich nicht. Denn schon am Tage nach dem Ereignis befaßte sich der Rat von Basel mit der Sache. „Weill gestrigen tags Ihre fl. Gn. H. Wilhelm Bischove zu Basel zu Alenschweiler die Mees eingeführt, beneben auch vill selzamer

---

[1]) Vergl. Burckhardt, a. a. O. 171. Der Brief wird dort auf S. Schmidt bezogen, betrifft aber ganz ohne Zweifel seinen Schwiegersohn Rapp.

[2]) Bischöfliches Archiv XXXIV. 22.

reden wegen kriegsvolk gehen, ſollen die Herren XIII fürſorg haben.“ [1]) Zwei Tage darauf wurde der Ratſchlag der Dreizehnerherren verleſen und beſchloſſen, daß darnach ſollte gehandelt werden.[2]) Ochs berichtet: „Der Rath klagte bey den evangeliſchen Städten über dieſe Verletzung des Vertrages von 1585.“ [3]) Jedoch iſt fraglich, ob das wirklich geſchehen iſt; es ſcheint vielmehr, daß man die Sache nachträglich hat fallen laſſen. Wenigſtens wiſſen die eidgenöſſiſchen Abſchiede nichts von dieſer Angelegenheit zu berichten.[4]) Baſel hat nämlich „wegen der an ſeinen Grenzen ſich täglich mehrenden Kriegsmacht“ eine Zuſammenkunft der vier evangeliſchen Stände ausgeſchrieben. Dieſelbe fand im Juni in Zürich ſtatt. Der Abgeſandte Baſels berichtete über die Beſchaffenheit dieſer Kriegsmacht und eröffnete insbeſondere, es ſeien mehrfache Warnungen gekommen, dahin lautend, daß der General von Pappenheim einen Anſchlag auf Baſel beabſichtige und zu dieſem Zweck einen vornehmen Ingenieur beſtellt und allerlei Kriegsinſtrumente habe zurüſten laſſen.

Baſel bat darum um getreues Aufſehen und daß Zürich und Bern für das nächſte Bedürfnis tauſend Mann ſo gerüſtet halten ſollten, daß Baſel derſelben auf die erſte Mahnung, welche ohne dringende Not nicht geſchehen werde, verſichert ſein könne. Man verſprach, nach beſtem Vermögen Baſel zu Hilfe eilen zu wollen.

Auch Luzern hatte ſeinen Beiſtand zugeſichert. Dasſelbe erwartete man von andern katholiſchen Ständen. Nun aber ließ ſich wohl vorausſehen, daß die katholiſchen Orte, um Hilfe gemahnt,

---

[1]) Basler Ratsprotokoll vom 7. Mai 1627.

[2]) Ebenda, vom 9. Mai. Baſel als proteſtantiſche Stadt zählt noch nach dem julianiſchen Kalender, man hat alſo 10 zuzuzählen. Das biſchöfliche Archiv datiert gemäß der gregorianiſchen Kalenderreform.

[3]) Ochs, Geſchichte der Stadt und Landſchaft Baſel 6. S. 598.

[4]) Eidgenöſſiſche Abſchiede, 5. Band, 2. Abteil. 1. 428. a. b.

für ihr Volk ohne Zweifel die Uebung ihrer Religion gestattet haben wollten. So selbstverständlich uns das scheint, in Basel erregte dieser Gedanke Bedenken und man verlangte über diesen Punkt, daran „Hohes und Wichtiges gelegen ist," von den evangelischen Orten ein Gutachten.

Die Gesandten sagten sich nun, wenn Basel auf die Unterstützung der katholischen Orte verzichten würde, wozu aber die gefährdete Stadt offenbar keine Neigung hatte, so gäbe es allerlei Verweise, man würde sich katholischerseits über Zurücksetzung und Verachtung beklagen. „Würde die zugezogene Hilfe wegen verweigerter Religionsübung heimkehren, so würde solches gemeiner Eidgenossenschaft zu Schimpf und Spott gereichen." Angesichts dieser Spannung ist es aber begreiflich, wenn auch nicht entschuldbar, daß Basel die Angelegenheit von Allschwil nicht zur Sprache brachte, wozu es wohl eine moralische, nicht aber eine politische Verpflichtung hatte. Denn abgesehen davon, daß Basel in dieser gefahrvollen Zeit sich nicht gerne isolierte, konnte man voraussetzen, daß die Reklamationen ebenso wenig den erwünschten Erfolg haben würden als früher, wo das ganze Birseck in den Schoß der katholischen Kirche zurückgeführt worden war.

So blieb das Vorgehen des Bischofs ungerügt. Er hatte also ganz richtig gesehen, daß unter den damaligen Verhältnissen der rechte Augenblick gekommen war, den Plan durchzuführen, da die Evangelischen nicht freie Hand hatten und auch Basel mit andern Fragen beschäftigt war und für die Sicherheit der Stadt zu sorgen hatte.

Es blieb nun für den Bischof nichts anderes mehr übrig, als die Kompetenz des neuen Allschwiler Priesters zu regeln. Nach längern Unterhandlungen kam man zu dem Ergebnis, daß dem Pfarrer ein Pfarrhaus sollte gebaut und ein Garten angelegt werden. [1])

---

[1]) Liestal. Altes Archiv L 114 B Lit. A. 13. 14.

Für das Einkommen ſollten das Domkapitel und die Herren von Reichenſtein und Reinach aufkommen. Er ſollte erhalten: an Geld 150 ℔; an Korn 40 Vrzl., an Haber 18 Vrzl.; an Wein in fixo 7 Saum. Stroh von dem Zehnten, 100 Wellen. Kraut und Rüben zur Notdurft. Erbſen 4 Seſter. Damit war auch die letzte Frage geregelt.

Auf dieſe Weiſe hat, wie der damalige Pfarrer von Benken in ſeinem Tagebuch anmerkt, „das Götzenwerk zu Allſchwil wiederum aufgfangen.“ [1])

[1]) Tagebuch des Pfarrers Joh. Kündig in Benken im Pfarrarchiv Benken (6. Mai 1627).

Martin Borrhaus (Cellarius), ein Sonderling aus der Reformationszeit.

Von Bernhard Riggenbach,
weiland Lic. und Professor der Theologie in Basel.

1. Herkunft und Studienzeit.*)

Von Martin Borrhaus wußte man lange Zeit nicht einmal, wie er eigentlich und ursprünglich geheißen habe, sondern nur, daß er sich in seinen jüngeren Jahren Cellarius, später als Professor in Basel dagegen Borrhaus genannt, und die allgemeine Ansicht war die, daß der erstere Name der ererbte, der letztere der später

*) Die vorliegende Lebensbeschreibung des ehemaligen Basler Professors Martin Borrhaus fand sich fast druckfertig im Nachlaß von Professor Bernhard Riggenbach sel. vor. Er war zu derselben dadurch veranlaßt worden, daß der Oberbibliothekar Dr. L. Sieber eine bisher unbekannte eigenhändige Selbstbiographie des Borrhaus auf der Basler Universitätsbibliothek aufgefunden und Riggenbach aufgefordert hatte, sie zu verwerten, da dieser auch den Borrhaus betreffenden Artikel in der 2. Auflage von Herzogs Realencyklopädie verfaßt hatte. Bei der neuesten Auflage der Encyklopädie ist R. A. Bernoulli in die Arbeit Riggenbachs eingetreten, und auf seine Anregung hin hat sich die Familie des Verstorbenen entschlossen, die von demselben unter Berücksichtigung jener Selbstbiographie ausgearbeitete Lebensbeschreibung anläßlich der 400jährigen Wiederkehr von Borrhaus' Geburtsjahr zu veröffentlichen, in der Meinung vorzüglich, damit den vielen Freunden des Verstorbenen eine Freude zu bereiten.

angenommene sei, oder wie das Lexikon von Iselin sich drastisch ausdrückt: „er kam nach Basel und ließ nicht allein die Wiedertäufer, sondern auch seinen Namen Cellarius fahren.“ [1]) Die Selbstbiographie dagegen sagt, er sei als Martinus Borrhaus geboren worden. Seine Eltern seien ehrenwerte Bürger von Stuttgart gewesen, erzogen aber habe ihn ein angesehener Verwandter, Namens Simon Cellarius. Nachforschungen in Stuttgart haben ergeben, daß in den städtischen Akten jener Zeit der Name Burreß öfter vorkommt,[2]) und daß also der ganz irrtümlicherweise vielfach Borr-Haus gesprochene Eigenname Borrhaus nichts anderes ist als die Latinisierung des ursprünglichen Familiennamens, und zwar soll, wie die Schreibweise mit h deutlich zeigt, der Name nach dem Geiste jener Zeit als zusammenhängend mit dem attischen *βορρᾶς* (der Nordwind), mithin als „Nordmann“ erscheinen.

Simon Cellarius aber, der dem jungen Verwandten schon frühzeitig eine wissenschaftliche Bildung erteilen ließ, war in der That, wie sein Adoptivsohn ihm nachrühmt, ein wegen seiner Gelehrsamkeit und wegen seines Vertrauensverhältnisses zu Herzog Ulrich berühmter Mann. Er war, modern ausgedrückt, des Herzogs Kanzler, und eine wie hohe Stellung er einnahm, geht am besten daraus hervor, daß 1511 bei Ulrichs Hochzeit der Markgraf von Baden bei ihm logierte.[3])

Borrhaus — wie wir ihn nun durchgehend nennen wollen, auch während der Zeit, wo er sich selbst Cellarius nannte — begann seine akademischen Studien nach seiner eigenen Aussage im 13. Jahre zu Tübingen, und da nach der Tübinger Matrikel[4]) am 4. März 1512 „Martinus Sellarius Stutgardianus“ unter die akademischen Bürger aufgenommen wurde, so erweist sich das allgemein überlieferte Geburtsjahr 1499 als richtig.[5]) Von seiner Tübinger Studienzeit sagt Borrhaus zunächst nur allgemein, er habe Philosophie und scholastische Theologie studiert.

Die damalige Tübinger Theologie war wirklich eine scholastische. Der freie Geistesflug einer älteren Tübinger Schule, eines Gabriel

Biel, Paul Scriptoris und Konrad Summerhart, war verſchwunden, und unumſchränkt regierte eine neuere Tübinger Schule der „Dunkelmänner" Lempp und Plantſch. Dagegen beſaß damals die ariſtoteliſche Philoſophie zu Tübingen in Stadianus, dem Lehrer und Gönner Melanchthons, einen geiſtvollen Vertreter, und wenn Borrhaus im weitern Verlauf ſeiner Erzählung berichtet, daß er mit Melanchthon, welcher genau zur gleichen Zeit wie er, in den Jahren 1512—1518, in Tübingen gelebt hat, auf vertrauteſtem Fuße geſtanden habe, ſo werden wir kaum irre gehen, wenn wir annehmen, daß die beiden, Melanchthon, welcher ſich damals mit dem Plan einer kritiſchen Ausgabe des Ariſtoteles trug, und Borrhaus, der ſpätere eifrige Kommentator ariſtoteliſcher Schriften, ihr Freundſchaftsbündnis zu den Füßen Stades geſchloſſen haben. Auch waren beide eifrige Schüler des großen Mathematikers Johann Stöffler von Juſtingen. Theologiſche Gleichgeſtimmtheit war es jedenfalls nicht, was ſie zuſammengeführt hatte; denn Borrhaus ſagt ausdrücklich, ihre Vertrautheit ſei durch den Umſtand keineswegs geſtört worden, daß ſie verſchiedenen Richtungen angehört hätten, der eine derjenigen des Scotus, der andere derjenigen des Occam. Melanchthon war bekanntlich damals ein großer Verehrer des Occam. [6])

Ueber Borrhaus melden die Tübinger Univerſitätsakten weiterhin, daß er dort 1515 Magister artium geworden [7]) (alſo nicht in Heidelberg, wie man bisher Melchior Adam [8]) nachzuſchreiben pflegte). Er ſcheint bis zum Jahre 1519 in Tübingen geblieben zu ſein; denn er meldet, daß er die vaterländiſche Hochſchule verlaſſen habe, als der Krieg des ſchwäbiſchen Bundes gegen die württembergiſche Herrſchaft entbrannt ſei und die Kriegszeiten, welche ja alle Blüte geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Lebens zu zerſtören pflegten, eine Verödung der Univerſität zur Folge gehabt hätten.

Daß er ſich nach Ingolſtadt wandte, darf uns nicht verwundern, folgte doch gerade damals — und zwar ebenfalls infolge

der kriegerischen Zeitläufe — Joh. Reuchlin einem Rufe Herzog Wilhelms an die bairische Hochschule. Bei ihm, dem „in der geheimen Weisheit der Hebräer, Pythagoraer und Platoniker hochgelehrten Mann," bekennt er ein ganzes Jahr öffentliche Vorlesungen sowohl über hebräische als über griechische Sprache gehört zu haben. Da Reuchlin in Ingolstadt am 5. März 1520 über hebräische Grammatik und Aristophanes zu lesen anfing und im Frühling 1521, durch die Pest von dort vertrieben, nach Stuttgart zurückkehrte, so ist die Zeitbestimmung gegeben.[9]) Als die Pest in Ingolstadt ausbrach, stand Borrhaus nach unserer Quelle eben im Begriff, die Laufbahn eines akademischen Lehrers zu betreten. Er sagt, die starke Frequenz der Ingolstädter Hochschule habe ihm diesen Wunsch nahe gelegt, und er habe deshalb nach der akademischen Sitte, welche einen öffentlichen Beweis von Geist und Gelehrsamkeit erheischte, im Alter von 22 Jahren unter dem Vorsitze von Dr. Johann Eck verschiedene philosophische Thesen in öffentlicher Disputation verteidigt. Und zwar sei er damals ein eifriger Anhänger dieses Theologen, eines Professors nicht der heiligen und himmlischen, sondern der scholastischen Theologie gewesen. Durch ihn sei er zum Baccalaurens der Theologie promoviert worden und hätte unter solchen Auspizien auch die weiteren theologischen Grade erworben, wenn nicht durch die göttliche Vorsehung seine Pläne durchkreuzt worden wären. In dieser Führung habe er erkennen dürfen die Wahrheit des salomonischen Spruches: „Es sind viele Anschläge in eines Mannes Herzen, aber der Rat des Herrn bleibt stehen.[10])

Als nämlich die Lehrer und Hörer von Ingolstadt während der Pest auseinanderstoben, beabsichtigte er auf den Rat seines Gönners, des Rechtsgelehrten Leonhard Eck, des Hauptratgebers Herzog Wilhelms von Bayern, einige Zeit in einem berühmten bairischen Kloster zu verweilen, bis er nach Erlöschen der Seuche

Digitized by Google

zu der unterbrochenen wiſſenſchaftlichen Laufbahn zurückkehren könnte. Dieſem Vorhaben trat jedoch Johann Eck, der ſich denſelben Ort zum Aufenthalt gewählt hatte, übelwollend entgegen. [11]) Darüber erbost, beſchloß Borrhaus ſich nach einer andern Univerſität zu wenden und zwar, Eck zum Trotz, nach Wittenberg. Ehe er abreiste, machte er Eck einen Beſuch und erklärte ihm geradezu, er habe ſich vorgenommen, nach Wittenberg zu reiſen, um die von jenem ſo entſchieden verurteilte Lehre Luthers genauer und gründlicher kennen zu lernen. Natürlich kam er damit übel an. Eck antwortete ihm „herb und rauh," es werde binnen kurzem Luther mit all ſeinen Anhängern elend umkommen, auf dem bevorſtehenden Reichstage zu Worms würden Kaiſer Karl und die chriſtlichen Fürſten ihren Untergang beſchließen. Ironiſch bemerkt Borrhaus, Eck habe es leicht gehabt, den Propheten zu ſpielen, es ſtehe ja ſchon im 2. Pſalm geſchrieben: „Die Könige der Erde ſtehen auf und ratſchlagen miteinander wider den Herrn und ſeinen Geſalbten!" Und weit entfernt, ſich durch die Drohungen Ecks abſchrecken zu laſſen, ſei er mit um ſo größerer Gewißheit und voll freudigen Verlangens, die wahre Religion kennen zu lernen, nach Wittenberg gezogen. Es ſeien ihm ohnehin von Kind auf am Papismus manche ſchlechterfundene und ausgedachte Lehren und namentlich der Umſtand, daß derſelbe ſeine Anhänger in viel zu knechtiſcher Abhängigkeit halte, anſtößig geweſen, und neben dieſem verborgenen Trieb des göttlichen Geiſtes habe ihn auch die Erinnerung an ſeine Freundſchaft mit Melanchthon mächtig nach Wittenberg gezogen.

2. In Wittenberg.

Melanchthon nahm ihn denn auch als alten Freund mit großer Herzlichkeit auf und lud ihn ein, bei ihm in ſeinem Hauſe zu wohnen. Im Verkehr mit Melanchthon und mit vielen damals in Wittenberg ſtudierenden jungen Männern, von welchen ſein

Landsmann Symon Grynäus und der hochherzige französische Edelmann Anémond de Coct ihm lebenslang mit warmer Freundschaft zugethan blieben, verlebte Borrhaus zunächst eine überaus gesegnete Zeit unter dem gastfreundlichen Dache seines ehemaligen Studiengenossen. Hören wir ihn selbst: „Dieses Zusammenleben, welches zu gegenseitigen Erörterungen über wichtige Fragen tagtäglich Anlaß bot, erwies sich als besonders geeignet, daß Borrhaus ohne Mühe die Sophisterei, in welcher er erzogen worden war, verließ und die reine Lehre des hochheiligen Evangeliums annahm. Den Hauptanstoß dazu gab allerdings das Lesen des von Luther herausgegebenen Büchleins von der Freiheit eines Christenmenschen; denn an dem Tage, an welchem er dasselbe auf einem Abendspaziergang gelesen hatte, erzählte er sofort nach seiner Heimkehr seinem Tischgenossen, er habe aus dieser einen Schrift unter dem Beistand des göttlichen Geistes so viel Erleuchtung geschöpft, als es brauche zur wahren Befreiung des Geistes von dem knechtischen Joch der Sünde und des Todes und von der weltlichen Macht, in welcher der Gegner die Gewissen der Frommen gefangen gehalten habe und immer noch halte. Und von da an entstand in ihm eine stets wachsende Liebe zu der himmlischen Lehre und zu deren Lehrer Martin Luther, welcher damals, von Wittenberg abwesend, sich an einem sichern Orte vor der Wut der papistischen Partei versteckt hielt. Auch wurde er voll Eifer für die Schule von Wittenberg und fing deshalb an, von Philipp Melanchthon aufgefordert, ebenfalls ein Lehramt an ihr zu übernehmen, die mathematischen Wissenschaften zu lehren, welche er in Tübingen bei seinem getreuen Lehrer, dem berühmten Mathematiker Johann Stöffler erlernt hatte."

Diese letztere Thatsache, daß Borrhaus während jenes Aufenthaltes bei Melanchthon im Jahre 1521 auch irgendwie lehrend sich bethätigte, war aus der Biographie Melanchthons und aus

dem Artikel „Borrhaus“ in Melchior Adams Lebensbeſchreibungen deutſcher Theologen bereits bekannt. Melchior Adam berichtet, Melanchthon habe ihm wegen ſeines Scharfſinns und ſeiner vielſeitigen Bildung zahlreiche Schüler zum Privatunterricht zugewieſen, und Borrhaus habe damit großen Erfolg gehabt.[12]) Auch ſcheint, daß dieſer Privatunterricht zu einer eigentlichen akademiſchen Lehrthätigkeit hätte werden ſollen; denn Borrhaus wurde am 7. April 1522 als Martinus Cellarius Stuckardianus, Magiſter Tubingenſis, in die Matrikel eingetragen.[13]) Aber ſchon fünf Tage ſpäter, am 12. April 1522 ſchreibt Luther an Spalatin und an Joh. Lange, Cellarius habe die Stadt verlaſſen.[14]) Was war inzwiſchen geſchehen?

Vernehmen wir zunächſt, wie er ſelbſt über dieſen ſeinen Bruch mit Wittenberg ſich ausdrückt: „Als Luther nach ſeiner Rückkehr das öffentliche Lehramt wie früher wieder aufgenommen hatte, geſchah es, daß einige ungebildete Leute aus dem Volk zu ihm kamen und ihn um Rechenſchaft über einige Dogmen baten. Die behandelte er ſehr rauh, was Borrhaus durchaus nicht gefiel, denn er glaubte bei jenen Männern einen gewiſſen frommen Eifer vorausſetzen zu dürfen, auch ſchien ihm, daß einzelne ihrer Lehren mit der heiligen Schrift durchaus im Einklang ſtünden. Als er nun nach ihrem Weggang dem Luther wegen ſeines allzuſtrengen Verfahrens mit jugendlicher Rückhaltsloſigkeit heftige Vorwürfe machte . . . . . da verließ er Wittenberg und kehrte nach Hauſe zurück. Seine Liebe zu jener Hochſchule aber und zu ihren Lehrern, die ihm ſo viel Freundſchaft bewieſen hatten, nahm er mit. Und immer hat er offen bekannt, daß in tauſend Jahren kein Mann erweckt worden ſei, der mit gleichem Mut, Feuer, Geiſt und Erfolg die mächtige Hure Babylon, d. h. das Reich des Antichriſts angegriffen habe wie Luther. Aber er hat auch nie geläugnet und läugnet auch jetzt nicht, daß in den Schriften desſelben vieles enthalten iſt, was einer Ueberarbeitung dringend bedürftig wäre.“

Dies die Darſtellung des Borrhaus ſelbſt, auf welche jedoch unzweifelhaft ihre eigenen Schlußworte angewendet werden müſſen! Denn wenn auch die Ausſagen Luthers in den erwähnten Briefen an Spalatin und Lange als Kundgebungen der Gegenpartei eine wohl ebenfalls etwas einſeitige Auffaſſung enthalten, ſo war doch der ganze Hergang auch nach den viel unbefangeneren Berichten Melanchthons weſentlich anders, und das Benehmen des jungen Magiſters Cellarius viel weniger harmlos, als der greiſe Borrhaus es 37 Jahre ſpäter geſchildert hat.

Am 27. Dezember 1521 waren drei Männer des Münzer'ſchen Anhangs, der Zwickauer Tuchmacher Klaus Storch, der frühere Wittenberger Student Marcus Stübner und ein anderer Zwickauer Tuchweber, deſſen Namen wir nicht kennen, nach Wittenberg gekommen, um mit Luther in Verbindung zu treten und ihm ihre Offenbarungen vorzutragen. Da Stübner früher in freundſchaftlicher Verbindung mit Melanchthon geſtanden hatte, ſo nahm dieſer ihn auch jetzt in ſein Haus auf und ſchenkte ihm in wohlwollendſter Weiſe Gehör. Auf dieſe ganz ungeſuchte Weiſe bekam auch Borrhaus Gelegenheit, die Anſchauungen der Zwickauer Propheten, wie Luther die Schwärmer ironiſch nannte, genau kennen zu lernen. Ihr Benehmen war ein überaus gewinnendes. Der Anſpruch, den ſie erhoben, daß ſie nämlich beſondere göttliche Offenbarungen empfangen hätten, und die einzelnen Behauptungen, die ſie aufſtellten, die Unzuläſſigkeit eines beſondern geiſtlichen Standes, die Widerſinnigkeit der Kindertaufe, die Notwendigkeit der Herſtellung einer ſichtbaren Gemeinde der Heiligen, die Forderung vollkommener Heiligkeit: das Alles iſt ja auch ſeither je und je und zwar gerade von ſolchen geltend gemacht worden, denen ernſteſtes und tiefſtes Chriſtentum von niemanden hat können abgeſprochen werden, ſo daß uns das zuwartende Verhalten Melanchthons durchaus nicht als ein ſchwächliches, ſondern als ein ſehr begreifliches erſcheinen

muß; zumal er den Stübner als völlig ehrenwerten Charakter und in der heiligen Schrift trefflich beschlagenen Mann erprobt hatte. Melanchthons Berichte an den Kurfürsten und an Luther lauteten sogar eher günstig. Er betonte, daß man diese Männer jedenfalls nicht verächtlich behandeln dürfe.[15]) Und Friedrich der Weise erklärte, es sei ein großer Handel, den er als Laie nicht verstehe, und ehe er mit Wissen wider Gott handeln möchte, wolle er lieber einen Stab in seine Hand nehmen und arm davongehen.[16]) Und so blieben denn die Zwickauer vorläufig ebenso unangefochten in Wittenberg wie ihr Geistesverwandter Karlstadt, und speziell Stübner blieb Melanchthons Hausgenosse und machte als solcher den Borrhaus immer mehr zu seinem Gesinnungsgenossen, während Melanchthon selbst bei aller persönlicher Sympathie für den Mann, und so sehr ihm einzelne seiner Aufstellungen einleuchteten, mit einem Urteilsspruch zurückhielt und alles auf Luther abstellte.

Als dieser am 7. März 1522 von der Wartburg zurückkehrte, befaßte er sich zunächst nur mit Karlstadt, und erst als er erklären konnte: „Ich habe seine Anordnungen umgestoßen,“[17]) ließ er sich auch mit Stübner und Borrhaus ein. Und zwar bedurfte es der nachdrücklichen Fürsprache Melanchthons, daß er denselben überhaupt eine Audienz gewährte. Die Unterredung fand dann in Melanchthons Gegenwart bei Luther im Augustinerkloster statt. Unter dem frischen Eindruck, den Luthers gewaltige Persönlichkeit und dessen berühmte acht Predigten gegen die Wittenberger Umsturzmänner auf ihn gemacht hatten, begrüßte ihn Borrhaus mit einer wahren Apotheose: verstieg er sich doch dazu, ihm zu sagen, sein Beruf sei größer als der der Apostel, was sich Luther allen Ernstes verbat. Doch hörte er die Auslassungen Stübners ruhig an, erklärte aber dann mit großem Nachdruck, er finde von ihren Lehren und Offenbarungen nichts in der Schrift gegründet, es seien Ausgeburten fürwitziger Gedankengänge oder gar wahnwitzige und verderbliche Einflüsterungen

eines Lug- und Trug-Geiſtes. Dieſe letztere Zulage, die ja echt lutheriſch, aber allerdings tief einſchneidend war, machte auf den von Stübners göttlicher Sendung tief durchdrungenen Borrhaus einen größeren Eindruck als auf dieſen ſelbſt, und obgleich er weder angeredet noch zum Reden aufgefordert war, fing er an zu ſchäumen und zu ſchnauben, ſo daß Luther nachher ſchrieb, er habe noch nie einen Menſchen in ſolcher Wut geſehen. Mit großem Geſchrei und unſinnigen Geberden, auf den Boden ſtampfend, und das vor ihm ſtehende Tiſchlein mit Fäuſten bearbeitend, gab er ſeiner Entrüſtung Ausdruck, daß Luther gegen einen ſolchen Gottesmann einen ſolchen Argwohn ausſpreche. Ungleich ruhiger blieb Stübner. Doch wich er nicht von ſeinen Anſprüchen beſonderer Ausrüſtung mit dem göttlichen Geiſte, und als Luther ihm darauf keine weitere Antwort mehr gab als das Machtwort: „Gott verfluche dich, du Satan," verließen ihn die beiden mit großſprecheriſchen Drohungen, ſchüttelten noch an dem ſelbigen Tage Wittenbergs Staub von ihren Füßen und ſchickten von dem benachbarten Kemberg aus einen Brief an Luther voll Schmähungen und Verwünſchungen. [18])

3. Unſtät und flüchtig.

Was aus Stübner geworden iſt, wiſſen wir nicht. Borrhaus blieb noch lange in dem Fahrwaſſer, in welches jener ihn gezogen, und ein Lutheraner iſt er nie geworden. Seine Lebensſchickſale während der folgenden Jahre waren denjenigen Karlſtadts ſehr ähnlich. Die Beiden ſind ja am Ende auch um dieſelbe Zeit für den Schluß ihres Lebens in denſelben Hafen der baslerischen Univerſität eingelaufen. Doch ſcheinen ſie weder in Wittenberg, noch in der Zwiſchenzeit, noch in Baſel in näheren Beziehungen zu einander geſtanden zu haben. Wenigſtens findet ſich nirgends, auch nicht in der Selbſtbiographie die leiſeſte Spur davon. Es waren auch zwei ganz verſchiedene Männer. Karlſtadt war ein

„Streber“ im ſchlimmſten Sinne des Wortes, in ſeine ſchiefe Stellung hineingekommen, weil ihn Luthers Lorbeeren nicht ruhig ließen, immer erfüllt von ſeinen perſönlichen Intereſſen, umgetrieben von einer armſeligen Eiferſucht auf jeden Erfolg Luthers, ſtets darauf aus, eine Rolle zu ſpielen und zu dieſem Zwecke unter Umſtänden recht gerne bereit, durch einen kleinen Widerruf alles das zurückzunehmen, was er noch eben mit dem tiefſten Bruſtton der Ueberzeugung für das Heiligtum ſeiner Seele ausgegeben hatte. Borrhaus dagegen war der richtige Schwärmer; ohne Klugheitserwägungen konnte er als ſolcher mit namenloſer Leidenſchaftlichkeit für Anſchauungen und Perſonen, die ihm das Herz gewonnen, eintreten, aber er blieb konſequent; auch in den bedrängteſten Lagen verſprach er nicht mehr als er gewiſſenshalber zu verſprechen vermochte und, weit entfernt, gelegentlich auch auf ſeinen Vorteil bedacht zu ſein ohne Rückſicht auf ſeine Ueberzeugung, war er vielmehr, wie wir ſehen werden, noch in den Tagen eines durch vielen Schaden etwas klüger gewordenen Alters bereit, für andere einzutreten, ohne an ſich ſelbſt zu denken.

Immerhin aber verlief das Leben beider von 1522 an während einer Reihe von Jahren in ſehr ähnlicher Weiſe. Wie Karlſtadt auf den Segrenhof bei Wittenberg zog und ſich von den Bauern „Naber Andres“ (Nachbar Andreas) nennen ließ, ſo führte auch Borrhaus zunächſt in ſeiner Heimat ein in ſeiner Autobiographie nicht näher beſtimmtes „den Wiſſenſchaften entfremdetes Leben.“ Und wie Karlſtadt, ſo ſah auch er ſich ſodann während längerer Zeit zu einem unſtäten und flüchtigen Wanderleben verurteilt. Als Stationen desſelben macht er ſelbſt namhaft: Oeſterreich, Krakau, „die weiten Einöden Polens,“ Danzig, Königsberg.

Aus einem Briefe, den er 1527 an Oekolampad ſchrieb,[19]) und auf den wir ſpäter noch zurückkommen werden, geht hervor, daß er ſich von Stuttgart etwa im Jahre 1524 zunächſt in die

Schweiz begeben hat und mit einzelnen der damals rumorenden Anabaptiſten in Beziehung getreten iſt; ſpeziell mit Manz, deſſen Anſichten über die Obrigkeit, den Eid und die Kindertaufe er damals vollſtändig beipflichtete.[20])

Es ſcheint, daß er auch an der erſten Disputation Zwinglis mit den Widertäufern, am 17. Januar 1525, hätte Teil nehmen ſollen, ſich aber vorher aus dem Staube gemacht hat. Sichere urkundliche Spuren von ihm finden wir erſt wieder im Juni 1525, wo er in Preußen auftaucht und viel von ſich reden macht.[21])

Hören wir auch über dieſe intereſſante Epiſode ſeines Lebens zuerſt ſeinen eigenen Bericht. „Von Danzig kam er nach Königsberg. Nachdem er einige Zeit daſelbſt zugebracht, wurde es dem Fürſten angezeigt, Borrhaus befinde ſich in ſeinem Lande, welchen einige Verläumder der Neuerung bei jenem angeſchwärzt hatten als einen Umſturzmann und als einen von denjenigen bezeichnet hatten, welche gemeinhin Sakramentierer genannt werden, und zu welchen ſofort vom erſten Anfang der Glaubensſpaltung, Karlſtadt, Zwingli und Oekolampad gezählt wurden, welche zuerſt in Druckſchriften ihre von Luther abweichende Anſicht über die Einſegnungsworte des heiligen Abendmahls darlegten. Als Borrhaus nun genötigt wurde, ſich vor dem frommen Fürſten und deſſen zahlreichem, aus Adeligen und Predigern zuſammengeſetzten Rate zu ſtellen, erklärte er ſchlicht und wahrheitsgemäß, weder gehöre er zu denen, welche neue, dem heiligen Evangelium Jeſu Chriſti zuwiderlaufende Lehren ausbreiteten, noch ſei er nach Preußen gekommen, um Neuerungen zu befördern, indem ihm vor dem Parteiweſen immer gegraut hätte; er jage dem Frieden nach und nicht den Streitigkeiten, er pflege die richtigen Lehren von ganzem Herzen und ſei durchaus kein Verfechter der falſchen, was alle, die ihn kennten, bezeugen dürften. Nachdem der Fürſt dieſe ſeine Antwort vernommen, nahm er ihn an ſeinen Hof auf und bewies mit dem ihm angeborenen Wohl-

wollen dem zu Unterredungen und an seinen Tisch gezogenen Fremdling die huldvollste Freundlichkeit. Und da er an ihm einen freien Geist gewahrte, ihn auch wegen seiner Bildung und Wissenschaftlichkeit von den gelehrten Männern sehr geschätzt sah, und weiterhin bemerkte, daß er in theologischer Hinsicht von mehreren außergewöhnlichen Erwägungen umgetrieben werde, ließ er ihm durch seine gelehrten Theologen den Auftrag geben, seine Ansichten niederzuschreiben, damit gelehrte Männer ihr Urteil darüber abgeben könnten. Diesen Befehl des Fürsten, der durchaus ehrenvoll war, entschloß sich Borrhaus auszuführen. Weil ihm aber der Hof für ein solches Unternehmen nicht der geeignete Ort zu sein schien, so bat er den Fürsten, er möge ihm irgend eine vom Lärm des Hofes entfernte Stelle seiner Herrschaft anweisen, wo er seine Gedanken ruhig zu Papier bringen könne, auch möge er ihm durch einen der Bischöfe eine Anzahl für seinen Zweck förderlicher und nützlicher Bücher verschaffen. Beides gewährte ihm der Fürst. Sofort nahm einer der Bischöfe, ein Mann von seltener Bildung und Liebenswürdigkeit ihn mit in seine Diözese an der Ostsee, wo der Bernstein gesammelt wird, und verschaffte ihm Gelegenheit Bücher mitzunehmen, so viel er wollte. So fuhr er nach Litthauen, und dort hat er in einem stattlichen Schlosse, in welchem Ritter vom sog. Orden des heil. Johannes, lauter Männer edler Abkunft, wohnten, aufs ehrenvollste und freigebigste verpflegt, das erwogen und niedergeschrieben, was später in dem Buche, betitelt „de operibus Dei," veröffentlicht wurde. Als dies die Diener des Evangeliums zu Königsberg gelesen hatten, gaben sie den Bescheid, der Fürst wünsche, daß Borrhaus über die Gegenstände, die er in seiner Schrift erörtert hatte, mit Luther selbst als dem hervorragendsten Kirchenmann, verhandeln solle. Da das nichts als billig war, so willfahrte er dem Fürsten und reiste nach Wittenberg, von jenem versehen mit einem sehr ansehnlichen Ehrengeschenk."

Dieſe Erzählung ergänzt das, was man bisher über die merkwürdige Klauſur des verdächtigen Theologen aus der Korreſpondenz zwiſchen Luther und den preußiſchen Reformatoren Paul Speratus und Joh. Briesmann wußte, in mehrfacher Hinſicht und wird im großen und ganzen beſtätigt durch die Urkunden zur Reformationsgeſchichte des Herzogtums Preußen, welche Dr. Paul Tſchackert herausgegeben hat.[22])

Borrhaus war anfangs Juni 1525 nach Königsberg gekommen, alſo gerade in dem Augenblick, wo durch die Verheiratung des Biſchofs Georg von Polentz die Reformation des Herzogtums Preußen unter großem Jubel ihrer Anhänger ihren Höhepunkt erreicht hatte. In dieſem Zeitpunkt mußte das Auftreten des nationalen und theologiſchen Fremdlings den Kirchenmännern Herzog Albrechts beſonders bedenklich erſcheinen. Unrecht wollten ſie ihm nicht thun. Sollte er ſich als guten Geiſt erproben, ſo waren ſie, wie ſie Luther ſchrieben, gewillt, ihm alle Ehre und Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, im andern Fall aber wollten ſie ihn bei Zeiten unſchädlich machen und dafür ſorgen, daß er nicht etwa da oder dort Unkraut ſäe in ihren Weizen. Sie zitierten ihn alſo im Einverſtändnis mit dem Herzog an den Hof. Doch ſollte er ſich nicht als Gefangener vorkommen. Er wurde aufs beſte bewirtet. So klein er war — Borrhaus war auch nach ſeines Basler Schülers und Kollegen Pantaleon Ueberlieferung zwar kräftig ausſehend und wohlbeleibt, aber eine nahezu zwerghafte Erſcheinung[23]) —, das „Menſchlein," wie Briesmann ihn nennt, muß doch etwas Imponierendes gehabt und trotz der Charakteriſtik einer „unſäglichen Aufgeblaſenheit," die wiederum Briesmann von ihm giebt, nicht den Eindruck eines gewöhnlichen Prahlhanſen gemacht haben, ſonſt hätte nicht Herzog Albrecht ſelbſt ſeinetwegen an Luther geſchrieben und ſo viel Umſtände mit dem Männlein gemacht.[24])

Jenes ſtattliche Schloß aber, wo Borrhaus ſeine Klauſurarbeit niedergeſchrieben hat, war ohne Zweifel Balga am friſchen Haff,

wo der Biſchof von Samland, Georg von Polentz, nach ſeiner Verheiratung reſidierte.[25]) Die Darlegung ſeiner theologiſchen Anſchauungen, die Borrhaus in der alten Johanniterburg abgefaßt und die er dann dem damaligen preußiſchen Oberkirchenrat eingereicht hat, iſt nicht mehr erhalten; denn auf eine im Königsberger Staatsarchiv aufbewahrte kurze ſpiritualiſtiſche Abhandlung über das Wort Jeſu an den Nicodemus Joh. 3, 5 „es ſei denn, daß Jemand aus Waſſer und Geiſt geboren werde, vermag er nicht in das Reich Gottes einzugehen“ kann ſich das noch vorhandene offizielle Gutachten, das Paul Speratus über die Lehre des Fremdlings abfaßte, nicht beziehen.[26]) Auch muß Borrhaus, trotz ſeiner vorhin vernommenen, eigenen Erklärung, ſich damals noch ungleich anabaptiſtiſcher ausgedrückt haben als in der zwei Jahre ſpäter zu Straßburg unter dem Titel „de operibus Dei“ veröffentlichten Schrift. Sonſt hätte der Wahrſpruch der preußiſchen Theologen jedenfalls weſentlich anders gelautet. Nach denſelben hatte ſich Borrhaus als einen Lügen- und Irrgeiſt namentlich dadurch erwieſen, daß er die ſpezifiſch Münzeriſche Anſicht verteidigte, der ausgiebt, ein Sieg der Frommen über die Gottloſen müſſe ſich „in dieſem Leben auf Erden“ vollziehen. Wir werden ſehen, daß er in der Schrift „de operibus Dei“ als ein gerade nach dieſer Richtung von den anabaptiſtiſchen Idealen und Irrtümern ſeiner Jugend gänzlich zurückgekommener ſich zeigt.

Auch die Art und Weiſe, wie er auf Grund jenes Gutachtens der herzoglichen Hoftheologen von Königsberg weggewieſen wurde, war doch etwas weniger rühmlich, als man aus der Autobiographie ſchließen könnte. Er wurde förmlich abgeſchubt, und der von Tſchackert diplomatiſch genau kopierte Revers,[27]) den er vor ſeiner Abreiſe aus Preußen am 9. Februar 1526 auf dem Schloſſe zu Königsberg ausſtellen mußte, iſt hiefür in ſo köſtlicher Weiſe charakteriſtiſch, daß ich mir nicht verſagen kann, ihn mitzuteilen:

„Ich Martinus Cellarius von Stuttgart bekenne mich mit meiner eigenen Handschrift, nachdem ich mich in diesem verflossenen 25. Jahr in das Land Prussen und bis gen Kunigsperg in des durchlauchtigsten, hochgeborenen Fürsten und Herrn Albrecht, Markgrafen zu Brandenburg und Herzogen in Prussen, meines gnädigsten Herrn Fürstenthum, ohne von seiner fürstlichen Gnaden selbst oder von Jemand aus seiner Umgebung beruft zu sein, begeben und mich etlicher Lehr, die an diesen Orten für irrig geachtet sind, mit Reden und Schriften hab hören lassen, daß ich durch seine fürstlichen Gnaden und auch durch derselben Herren Doktoren und Prediger frundlich erinnert, ermahnt und mit Schriften unterwiesen worden bin, solches abzustellen. Da ich aber davon nit hab wollen abston, haben seine fürstlichen Gnaden christlich Ursach genommen, mich in christlicher ehrlicher Verwahrung zu erhalten und vergunnt zu lesen und zu schriben, aber es hat so viel nicht von mir mögen erhalten werden, daß ich von meiner Meinung hätte wellen ablassen. So hat seine fürstliche Gnad als ein christlicher Fürst auf mein unterthänig bitten, mich aus dem Lande gen Wittenburg an den hochgelehrten Herrn Doctorum Martinum Luther gewiesen, um ein zit lang daselbst zu bliben, ob ich da mucht der waret unterricht werden. Welches ich mich in aller Unterthänigkeit bedank. Ich gelob und versprich daruff bei meinem christlichen und evangelischen Ja,[28]) auch bei meiner wahren Ehren und Trenen, daß ich mich innerhalb dreyen Tagen aufmachen und stracks aus seiner fürstlichen Gnaden Fürstenthum begeben, auch schlecht und mit solcher Eile Wittenburg zuziehen will, daß ich an keinem Ort über zwo Nacht still liege, so lang und viel, bis ich gen Wittenburg kumm in die Stadt, und wenn ich dahin kumm, will ich mich alsbald ermeldtem Doctori Martino anzeigen und bitten, mich der Waret zu unterrichten, dem ich auch also nach Nothdurft der Sach will auswarten. Ich soll und will auch uf diesem Zug weder in seiner fürstlichen

Gnaden Fürſtenthum noch anderer Orten unterwegen mit Predigen, Schriften oder Reden mich meiner Artikel nicht vernehmen noch hören laſſen. Das Alles zu halten, hab ich dieſen Brief mit meiner Hand geſchrieben und unterſchrieben, auch mit Mund und Hand dem ehrbaren, ehrenveſten und geſtrengen Herrn Heinrich von Miltitz, hochgedachten meines gnädigſten Herrn und Herzogen in Pruſſen Hofmeiſter gentzlichen zu vollziehen angelobt und zugeſagt. Geſchehen und geben auf dem Schloß Kunigsperg in Pruſſen an dem 9. Tag Februarii, anno 1526. Martinus Cellarius, subscripsit manu propria."

4. Zweite Begegnung mit Luther.

Es wäre ſehr intereſſant zu wiſſen, wie viel Zeit jener hochobrigkeitlich angeordnete Expreßzug „von Kunigsperg nach Wittenburg" gebraucht hat. Daß Borrhaus ſeinem Verſprechen nachgekommen iſt und den ihm vom Herzog Albrecht zur Wiederherſtellung ſeiner angegriffenen theologiſchen Geſundheit verordneten Aufenthalt in der That, wenn auch ohne Erfolg, ausgeführt hat, wiſſen wir von Melanchthon, welcher an den Königsberger Domprediger Dr. Joh. Briesmann ſchreibt:[29]) Martinus Cellarius iſt bei uns, er kam von Euch her in unſer Sachſenland gezogen. Er ſtreitet mit uns über das von ihm geträumte Gottesreich mit dem herrlichen neuen Jeruſalem. Doch hoffe ich, das Männlein werde noch zur geſunden Vernunft kommen. Einſtweilen iſt er freilich äußerſt halsſtarrig."

Mit dieſer Ausſage Melanchthons ſtimmt der Bericht vollſtändig überein, den Borrhaus in ſeiner Autobiographie von ſeinem Beſuche bei Luther erſtattet. Er erzählt, er habe ſofort nach ſeiner Ankunft in Wittenberg Luther ſagen laſſen, daß er eine Beſprechung mit ihm wünſche, und daß er ihn bitte, er möge, wenn es ihm

ſeine Zeit erlaube, nicht verſchmähen, ihn freundlich anzuhören. Unverzüglich habe Luther ihn aufs freundlichſte empfangen und ſich in die gewünſchte Unterredung mit ihm eingelaſſen; wie denn überhaupt dieſer in ſeinen Predigten und Schriften ſo ſcharfe und heftige Mann im Privatgeſpräch und perſönlichen Verkehr die größte Umgänglichkeit und Liebenswürdigkeit gezeigt habe. Borrhaus legte Luther eine Anzahl theologiſcher Fragen vor. Doch berichtet er ausdrücklich, daß er ſie ihm bloß zur Betrachtung und Erwägung und nicht etwa in der Weiſe unterbreitet habe, als ſei er gewillt, ſich den Antworten Luthers, als unfehlbaren Urteilsſprüchen zu unterwerfen. Er zählt die hauptſächlichſten ſeiner Fragen in der Biographie auf.

Ueber den Eindruck, den ſeine Sätze auf Luther machten, ſchreibt er: „Als Borrhaus dies und ähnliches Luther zur Erwägung vorlegte, verwunderte ſich dieſer, daß ein junger Mann von 27 Jahren ſolche ungewöhnliche Unterſuchungen vorbringen könne. Einzelne derſelben billigte er ausdrücklich, andere hat er weder gebilligt noch mißbilligt, einige verwarf er, weil ſie ihm mit ſeiner Lehre nicht übereinzuſtimmen ſchienen. So namentlich, was Borrhaus beiläufig hinſichtlich des heiligen Abendmahls bemerkt hatte. Es ſchien ihm nämlich, daß Borrhaus bei der Erklärung der Einſetzungsworte von ſeiner Anſicht abweiche. Und das empfand er um ſo ſchwerer und ſchmerzlicher, weil dieſe Kontroverſe eben kurz vorher entbrannt war. Da jedoch der Jüngling beſcheiden und hochherzig war, er überdies bemerkte, daß er friedlichen Gemütes ſei, ſo trug er den Jahren desſelben und ſeiner eigenen Würde Rechnung, und nahm es ihm nicht übel, ſondern verſprach ihm, wenn er bei ihm bleiben wolle, ſo wolle er ihm ſeine Hilfe und Förderung nicht entziehen. Da jedoch Borrhaus einmal beſchloſſen hatte, in ſein Vaterland zurückzukehren, ſo verließ er Wittenberg und zog von dannen.“

Den richtigen Beweggrund seines definitiven Abschieds vom Norden wird Pantaleon angeben, wenn er sagt, Borrhaus sei zwar in Wittenberg zu den gelehrtesten Männern Deutschlands gezählt worden, aber die Verhältnisse der sächsischen Kirchen seien für ihn ungünstig gewesen. Wir setzen hinzu: Sie wären immer ungünstiger geworden; denn mit Zwinglis klarem Unterricht vom Nachtmahl Christi, welcher gerade in jenen Frühlingstagen 1526 erschien, trübte sich die Situation für alle ihm nicht vollständig Beistimmenden in der Umgebung Luthers wieder wesentlich.

5. In Straßburg.

Im milderen Süden lächelte unserem Borrhaus fortan ein freundlicheres Geschick. Er verfiel keineswegs, wie man bisher annahm, auch nach der zweiten Entfernung von Wittenberg und für die ganzen 15 Jahre bis zu seiner Anstellung in Basel der Armut und der Notwendigkeit, die Wissenschaften zu vernachlässigen und sein Brot mit Handarbeit zu verdienen. Im Elsaß, wohin er sich, wie es scheint, direkt von Wittenberg aus wandte, fand er bei Capito und Butzer die freundlichste Aufnahme. Beide äußerten sich in Briefen vom Ende November und Dezember 1526 sehr günstig über ihn. Capito schrieb an Zwingli,[30]) er habe den Mann sehr lieb gewonnen; er habe allerdings seine Schrullen (habet sua dogmata), aber er sei ein Mensch zum liebhaben, den Namen Zwingli halte er hoch, und Gott werde ihn ins künftige schon noch mehr erleuchten. Und nicht weniger sanguinisch lautet Butzers Urteil in einem Briefe an Farel:[31]) „Guter Gott, welch' Genie ist das und welch' frommes Genie! Wahrlich, das ist ein ganz anderer Geist als Denck." Doch wurde dem vielgeprüften Manne etwas noch viel besseres zu teil, als selbst die Gunst dieser trefflichen Männer, nämlich Herz und Hand einer frommen und wohlhabenden Frau aus dem durch den edlen letzten Bischof von Basel rühmlichst bekannt gewordenen

unterelsäſſiſchen Adelsgeſchlechte von Uttenheim. „Da," heißt es in unſerer Quelle, „lernte Borrhaus die Wahrheit des ſalomoniſchen Spruches kennen:[32]) „Haus und Güter erbt man von Eltern, aber ein vernünftiges Weib kommt vom Herrn." Von dieſer Ehe ſpürte er, daß ſie durch die Güte Gottes zu Stande gekommen ſei, welcher die Betrübten zu tröſten und die Gebeugten aufzurichten pflegt. Auch kehrte ihm in ihr die Liebe zur wiſſenſchaftlichen Arbeit, welche er geraume Zeit vernachläſſigt hatte, zurück, und er fand reichlich Muße, dasjenige auszudenken, was er ſpäter im Druck herausgegeben hat."

Demnach haben wir uns Borrhaus jetzt vorzuſtellen procul negotiis in dem behaglichen Daſein des beatus ille homo, qui sedet in sua domo, qui sedet post fornacem et habet bonam pacem. Er hatte vom Herrn eine gleichgeſinnte, hochherzige Ehefrau bekommen, und dieſe Ehefrau hatte von ihren Eltern irgendwo im Unterelſaß Haus und Güter geerbt. Dort ſaß nun Borrhaus und ſetzte als ſorgenfreier Privatgelehrter, ab und zu mit den Straßburger Freunden verkehrend, die in Tübingen, Ingolſtadt und Wittenberg begonnenen linguiſtiſchen, philoſophiſchen und theologiſchen Studien fort, von welchen ſeine ſpätere umfaſſende akademiſche und litterariſche Thätigkeit Zeugnis ablegt.

Die erſte Frucht dieſer Studien war das im Sommer 1527 zu Straßburg gedruckte Buch „de operibus Dei." Capito ſchrieb ihm dazu eine überaus wohlwollende Einleitung, in welcher er den Verfaſſer vorſtellte als einen ganz beſonders mit Geiſt begabten Mann Gottes. Dieſe höchſt originelle Schrift, welche in neuerer Zeit von Alexander Schweizer eingehend gewürdigt worden iſt,[33]) erregte bei den Zeitgenoſſen, wie wir ſofort ſehen werden, das größte Aufſehen. Aus einer Aeußerung Capitos in einem Brief an Zwingli[34]) geht hervor, daß dieſe erſte Publikation des Borrhaus veranlaßt wurde durch den „Hyperaſpiſtes" des Erasmus,[35]) eine Schrift,

welche die Freiheit des menſchlichen Willens mit den Schilden von Schrift und Kirchenlehre gegen die Pfeile Luthers und Zwinglis bedecken ſollte. Und allerdings huldigen ſeine Ausführungen, im völligen Gegenſatz zu Erasmus und echt reformatoriſch, dem abſoluteſten Determinismus. Alles wird auf Gott zurückgeführt, die Erwählung und Verwerfung. Nur fleiſchlicher Sinn kann über das Decretum absolutum murren, der Fromme muß ſich ſeiner freuen als einer Verherrlichung Gottes. Wie die Verdammnis weder aus der ererbten, noch aus der eigenen Sünde folgt, ſondern nur aus der göttlichen Verwerfung, ſo iſt auch die Seligkeit in keiner Weiſe gebunden an ſogen. äußere Gnadenmittel, ſondern nur an die göttliche Erwählung, welche vollſtändig frei unter Skythen und Römern, wie unter Israeliten des alten und neuen Bundes vorhanden iſt.

In dieſer bis zur großartigſten Konſequenz durchgeführten Prädeſtinationslehre glaubte ſich Borrhaus eins mit Zwingli. Zuverſichtlich hoffte er daher auf Zwinglis Zuſtimmung, und als ihm hinterbracht wurde, daß jener im Gegenteil über das Büchlein ſehr erbittert ſei, ſo konnte er ſolches faſt nicht für wahr halten. Er ſchrieb ſofort an Zwingli[86]) und bat ihn um Aufſchluß. Es komme ihm unglaublich vor, daß Zwingli, welcher ſeines Wiſſens zuerſt in dieſer Zeit der Offenbarung Chriſti die Gnade der Prädeſtination aufs ſtärkſte betont habe, von einer Erörterung derſelben, wie er ſie in ſeiner Schrift verſucht habe, ſollte unangenehm berührt worden ſein. Es könne doch ihn, der ſo gar nichts vom freien Willen mehr wiſſen wolle, ihn den Freund einer Obrigkeit, ihn, der die Macht der Erwählung über alles verherrliche, niemand mit Grund zu den Anabaptiſten zählen. Trotzdem hat unter anderm der Berner Berthold Haller dies in einem Brief an Zwingli gethan.

Was Haller und Zwingli zu ſolch' ernſten Bedenken gegen Borrhaus beſtimmte, das war die Art und Weiſe, wie er die

Kindertaufe freigab und ihr keinerlei Heilswirkung zuerkennen wollte.

Borrhaus hatte den Grundsatz des reformierten Dogmas, „alles Gott, nichts der Kreatur" bis zur äußersten Konsequenz auch auf die Taufe angewendet und die Notwendigkeit der Kindertaufe geläugnet. Nun hatte allerdings Zwingli selbst in seiner Schrift „vom Touf" ausdrücklich erklärt, man könne auch ohne die Taufe selig werden, die Taufe mache den, der sich taufen lasse, nicht gerecht, befestige auch seinen Glauben nicht, denn ein äußerlich Ding könne den Glauben nicht befestigen, sondern allein der ziehende Gott.[37]) In der theologischen Prämisse war er also mit Borrhaus einig, nicht aber im praktischen Schluß. Vielmehr stellte er den Wiedertäufern gegenüber die kategorische Forderung auf, es dürfe den Christen-Kindern, die Glieder der Kirche Christi und aus seinem Volke seien, die Taufe, das neutestamentliche Bundeszeichen, nicht vorenthalten bleiben; denn als Erwählte — und das seien sie als Glieder des Volkes Gottes — seien sie Kinder Gottes nicht erst wenn sie glaubten, sondern schon bevor sie glaubten.[38])

Diese Stellung zur Kindertaufe wollte Zwingli nicht wieder aufgeben. Er warnte deshalb, wie Haller gewünscht hatte, die Straßburger eindringlich vor Borrhaus. Und obgleich Capito und auch Oekolampad sich wiederholt zu dessen gunsten ins Mittel legten,[39]) verharrte er bei seinem ablehnenden Verhalten, zumal Borrhaus zu nichts weiterem zu bewegen war als zu dem Bekenntnis, er sei früher gegen die unterschiedslose Kindertaufe zu schroff aufgetreten, und zu der Erklärung, daß er zwar die Kindertaufe als eine Konzession an die Schwachen um der Liebe willen sich jetzt könne gefallen lassen, ja daß er, hätte er selbst ein Kind, es zur Taufe bringen wollte, daß er aber die Notwendigkeit der Kindertaufe nicht zugeben könne.[40]) Das war alles, was Oekolampad von ihm erreichte. Dieser nämlich, dem Borrhaus wahr-

ſcheinlich ſeine Publikation ebenfalls zugeſandt hatte, war daraufhin mit ihm in Briefwechſel getreten. Aus dieſer freundſchaftlichen Korreſpondenz zwiſchen den beiden und aus der warmen Fürbitte, die Oekolampad bei Zwingli für Borrhaus einlegte, hat man, in Verbindung mit der erſt viel ſpäteren Ueberſiedelung des letztern nach Baſel, den durchaus grundloſen Schluß gezogen,[41]) Borrhaus ſei damals, 1527 ſchon nach Baſel gekommen und von Oekolampad bekehrt worden. An dieſer Bekehrungsgeſchichte iſt, wie an ſo mancher anderen, kein wahres Wort. Oekolampad hat vermöge der großartigen Weitherzigkeit, die ihn überhaupt vor den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen auszeichnete, mit Borrhaus, wie mit ſo vielen anderen nicht ganz nach dem wittenbergiſchen oder zürcheriſchen Normalmaß gerichteten Männern, auf Grund perſönlicher Wertſchätzung in herzlicher Weiſe verkehrt, wo nicht perſönlich, ſo jedenfalls brieflich. Und Borrhaus, welcher ſich nie an dem agitatoriſchen Treiben der Wiedertäufer beteiligt und deren extreme Anſchauungen höchſtens am Anfang geteilt hatte, iſt von gewiſſen Sonderlehren nie zurückgekommen. Auch Capito aber ließ ſich weder von Zwingli noch von Pellikan[42]) gegen den ihm ſehr lieb gewordenen Sonderling einnehmen, ſondern fuhr fort, wie Butzer Zwingli gegenüber klagte,[43]) einen allzu freundſchaftlichen Verkehr zu unterhalten mit dieſem „vom eigentlichen Wiedertäufergeiſt ergriffenen Menſchen“ und andere teilten, wie aus einem begeiſterten Briefe Farels an Capito hervorgeht,[44]) deſſen günſtiges Urteil über Borrhaus vollſtändig. Stellen wir das Urteil Capitos aus deſſen Briefen zuſammen, ſo ergiebt ſich folgende, ungemein anſprechende Charakteriſtik von Borrhaus: „Er leiſtet den Wiedertäufern Widerſtand. Was er an den Schriften von Manz hinſichtlich der Obrigkeit, des Eides und der Wiederholung der Taufe früher gebilligt hat, bekämpft er jetzt eifrig. Das Kreuz hat ihn in die Schule genommen und vortrefflich abgerieben. Er, der früher maßlos war, redet jetzt von niemand

übel. Die Wittenberger, die ihn als einen albernen, übermütigen und unruhigen Schwärmer hinſtellen, ſegnet er, ſo oft und ſo weit es mit der Wahrheit beſtehen mag, Zwingli und Oekolampad liebt er ſehr. Zwingli nimmt er ſogar wegen des Ertränkens von Manz nach Kräften in Schutz. Und auch Denk und Hetzer gegenüber führt er, obſchon ihn der letztere aufs heftigſte ſchmäht, ohne ſich im geringſten erbittern zu laſſen, die ſanftmütigſte Sprache. Es fließt bei ihm alles aus einem mitleidsvollen, barmherzigen Gemüt. Mit Straßburgs Predigern lebt er in brüderlichſter Eintracht und ſeine muſterhaft glückliche Ehe mit einer vortrefflichen Gattin iſt vielfach der Gegenſtand des Neides.“ Und dieſe Charakteriſtik hat um ſo größeren Wert, weil auch der ſtrengere Butzer, ſo wenig er von Capitos allzugroßer Vertrauensſeligkeit erbaut war, doch an Zwingli ſchreiben mußte, Borrhaus führe einen ſo exemplariſch frommen Wandel, daß ſie ihn wegen des einzigen Auswuchſes der Abneigung gegen die Kindertaufe nicht von ſich ſtoßen könnten.[45])

Daß ſein Lebensweg dennoch eine Wendung nahm und Borrhaus im Jahre 1536 nach Baſel überſiedelte, dafür giebt unſere Quelle zwei durchaus glaubwürdige Gründe an: einerſeits den Tod der Gattin, womit ihm, da die Ehe kinderlos geblieben war, offenbar auch die ökonomiſch geſicherte Lage verloren ging, andererſeits der Umſtand, daß er unter Baſels Gelehrten nicht nur manche gute Bekannte, ſondern auch einen geliebten Freund hatte, den Simon Grynäus. Ob er mit dieſem ſchon in der Jugend in der gemeinſamen ſchwäbiſchen Heimat oder in Wittenberg befreundet geweſen, oder ob er nach dem Tode ſeiner Gattin etwa zunächſt in ſein Vaterland ſich gewendet und dort mit Grynäus bekannt geworden, als dieſer in den Jahren 1534 und 1535 auf Herzog Ulrichs Wunſch bei der Durchführung der württembergiſchen Kirchenreformation und der tübingiſchen Univerſitätsreorganiſation ſich beteiligte, erfahren wir nicht.

6. In Basel.

In Basel fand Borrhaus zwar vorerst keine Anstellung, sondern mußte sich nach Pantaleons Zeugnis seinen Lebensunterhalt als Glaser erwerben. Es war das offenbar dasjenige Handwerk, das er schon früher nach seinem erstmaligen Zusammenstoß mit Luther in seiner Heimat betrieben hatte. Doch gefiel es ihm in Basel, der, wie er schreibt, durch ihre gelehrten Männer, ihre gepriesene Frömmigkeit und ihre berühmte Hochschule so anziehenden Stadt, immer besser, und er beschloß, wenn es des Herrn Wille sei, so wolle er seine übrige Lebenszeit in Basel zubringen. Seine Freunde verhalfen ihm auch zu einer zweiten Gattin. Wie dieselbe geheißen, und weß Geistes Kind sie gewesen, sagt er nicht. Daß er auch durch diese zweite Heirat, wie durch die erste, in bessere Verhältnisse gekommen, läßt sich mit Bestimmtheit aus der Basler Universitätsmatrikel schließen, welche ausdrücklich bemerkt, daß er bei seiner Inskription im Sommer 1538 sechs Solidi bezahlt habe.[16]) Diese Immatrikulation erfolgte, weil man ihm Hoffnung machte, daß er bei erster Gelegenheit ein seinen Fähigkeiten entsprechendes Lehramt erhalten werde. In der Zwischenzeit veröffentlichte er 1539 einen umfangreichen wissenschaftlichen und praktischen Kommentar zum Prediger Salomo mit einer Vorrede an keinen geringern als an Kaiser Karl V. und im September 1541 unter dem Titel „De censura veri et falsi“ eine Erklärung zweier aristotelischer Schriften. Endlich im Dezember 1541 nach dem Tode des mysteriösen Professors Afinius, von dem man nichts weiß als den Namen, erhielt Borrhaus die Professur der Rhetorik, welche ihm zu erneuten aristotelischen Studien Veranlassung gab, namentlich zu einer Vergleichung Ciceros mit Aristoteles und zu dem Nachweis, inwiefern jener seine Lehre von der Redekunst aus diesem bereichert und vermehrt habe. Die Frucht dieser fortgesetzten

Beſchäftigung mit Ariſtoteles waren zwei umfangreiche Folianten über die Rhetorik und über die Staatslehre des großen griechiſchen Philoſophen.

Eigentliche Befriedigung empfand er jedoch erſt, als ihm 1546 nach Karlſtadts Tode die Profeſſur des Alten Teſtaments übertragen wurde, für welche er durch ſeine fortwährend gepflegten linguiſtiſchen Kenntniſſe im Hebräiſchen, Chaldäiſchen und Syriſchen und durch ſeine ausgeſprochene Vorliebe für theologiſche Unterſuchungen vorzüglich geeignet war. Allerdings beſtand fortwährend in kirchlichen Kreiſen einiges Mißtrauen gegen ihn, was er in ſeiner Lebensbeſchreibung denn auch gar nicht verhehlt. Er ſchreibt in ſehr bemerkenswerter Weiſe: Da er aber wahrnahm, daß er von ſolchen, die ſeinen Geiſt und ſeine Lehre nicht für bewährt hielten, als Klopffechter (dogmatista) verſchrieen werde, ſo zerſtreute er in öffentlichen Vorleſungen und Disputationen, welche er öfter in Gegenwart der Gelehrten abhielt, durch vorgebrachte Ausführungen und Darlegungen dieſen Verdacht und zeigte eine ſolche Mäßigung, daß die, welche ihn gehört hatten, erklären mußten, er verdiene jenes Prädikat durchaus nicht. Denn er befleißigte ſich immer allen Ernſtes dahin, mit allen Frieden und gutes Einvernehmen zu halten, ſo weit es ihm immer möglich war, fern von der Sucht, irgend wem zu ſchaden, darauf bedacht, ſich verdient zu machen, in ſeinem Herzen feſthaltend jenen Spruch des großen Friedensfürſten Jeſus Chriſtus: „Selig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Kinder Gottes genannt werden.“ Aus dieſem Grunde floh er in den kirchlichen Kämpfen alle Wortklauberei wie die Peſt und betonte, daß es in vielen ernſten Fragen wirklich nur auf ein Wortgefecht herauskomme, ſo z. B. bei der Rechtfertigung, ob ſie eine Wiedergeburt ſei aus dem heil. Geiſt, und ob die Anrechnung der durch den Glauben ergriffenen Gerechtigkeit Jeſu Chriſti den bei Moſe und den Propheten verheißenen Geiſt der Gottesliebe aus-

ſchließe. Weshalb ein Friedliebender durch zweckmäßige Ausführungen und Darlegungen den Streit leicht beilegen könne.

Nach den Basler Univerſitätsakten genoß nun allerdings Borrhaus unter ſeinen akademiſchen Kollegen hohe Achtung. Er war dreimal, 1546, 1553 und 1564, Rektor der Univerſität. Dagegen ſcheint er nach 1546 in ſeiner Stellung als Profeſſor der Theologie angefochten worden zu ſein, denn Sebaſtian Münſter ſchreibt in dieſem Jahre an Pellikan,[47]) er werde von gewiſſer Seite aufgefordert, mit altteſtamentlichen Vorleſungen fortzufahren, bis ausgemacht ſei, was man mit Cellarius machen werde. Auch die Würde eines Doktors, welche er als ordentlicher Profeſſor anzunehmen verpflichtet war, ſcheint er, ähnlich wie Mykonius, aus prinzipiellen Bedenken längere Zeit ausgeſchlagen zu haben. Erſt am 9. Juli 1549 ließ er die Promotion durch ſeinen Kollegen Wolfgang Wyſſenburg über ſich ergehen.[48]) Bei dieſer Gelegenheit verteidigte er Theſen über den Urſprung und die Natur des alten und neuen Menſchen, „eine," wie Hagenbach ſagt,[49]) „im Geiſt der Myſtik geſchriebene Abhandlung." Seine Kollegen in der theologiſchen Fakultät waren außer dem eben genannten Wolfgang Wyſſenburg, dem treuen Genoſſen Oekolampads, nur noch die beiden Antiſtites Oswald Mykonius und Simon Sulzer. Mit Mykonius ſcheint er beſſer harmoniert zu haben als mit Sulzer. Als der letztere das Orgelſpiel wieder einführte, war Borrhaus einer der entſchiedenſten Gegner dieſer Neuerung.[50])

Als theologiſcher Lehrer muß er, was uns nach allem vernommenen nicht verwundern darf, ſehr anregend geweſen ſein. Einer ſeiner begeiſtertſten Schüler war der nachmalige Antiſtes Joh. Jak. Grynäus.[51]) Auch ſcheint er ſich ſeiner Zuhörer im perſönlichen Verkehr liebevoll angenommen zu haben. Curio dankt ihm in einem undatierten Briefe von Lauſanne aus[52]) (alſo zwiſchen 1543 und 1547) für die großen und unzählbaren Wohlthaten, mit

welchen er Tag für Tag die in Basel studierenden Italiener (z. B. Bernardino Ochino) überhäufe, und fährt dann fort: „Das ist das Merkmal eines richtigen Lehrers, daß er die jungen Leute nicht nur mit vortrefflichen Vorträgen wissenschaftlich ausbildet, sondern auch mit treuem Rat, wohlwollender Zurechtweisung und christlicher Gastfreundschaft unterstützt. Daß Du das thust, verwundert mich nicht, da Du mit allgemein anerkannter Gelehrsamkeit eine seltene Frömmigkeit und himmlische Weisheit verbindest."

Mit Curio, der 1547 als Professor der Eloquenz in Basel angestellt wurde, und mit Castellio, der schon etwas früher dorthin gekommen war, trat Borrhaus in der Folge in enge freundschaftliche Verbindung. Und die Vermutung Calvins, daß Borrhaus und nicht, wie Beza meinte, Lälius Socinus, neben Curio und Castellio der dritte Verfasser des nach Servets Tod zu Basel erschienenen berühmten Buches „Martinus Bellius, de non puniendis gladio haereticis" sei, ist um so glaubhafter, weil ein Manuskript der Basler Kirchenbibliothek ausdrücklich besagt: In Basel seien drei Professoren, welche die Calvinisten als offenkundige Anhänger Servets betrachteten, nämlich Martinus Cellarius oder Borrhaus, Coelius Secundus und Sebastianus Castalio.[53]) Wenn Calvin meinte, „tels gens seraient contents, qu'il n'y eut ne loy, ne bride au monde,"[54]) so ist das eine Insinuation, welche dem früheren Freund der Zwickauer Propheten gegenüber mindestens ebenso statthaft war, wie dem Antiprädestinatianer Castellio und dem der Freundschaft mit dem Antitrinitarier Gribaldi bezichtigten Curio. Und jedenfalls ist es einem Manne, der wie Borrhaus um seiner theologischen Sondermeinung willen in einer wenn auch gelinden Haft gesessen, wahrlich sehr wohl zuzutrauen, daß er in dem Servethandel nicht für den Richter, sondern für den Verurteilten lebhaft Partei ergriffen hat. Uebrigens hinderte ihn seine Freundschaft für Castellio nicht, demselben entschieden gegenüber zu treten und ihn wegen seiner

Oppoſition gegen die Prädeſtinationslehre ſcharf zurecht zu weiſen und den Druck von Caſtellios Gegenſchrift zu hintertreiben.[55])

Das alles wird in des Borrhaus Autobiographie mit keinem Wort berührt. Dieſelbe erwähnt überhaupt die perſönlichen Beziehungen ihres Verfaſſers während der faſt 30 Jahre ſeines Basler Aufenthalts in keiner Weiſe. Außer Simon Grynäus, welcher ja ſchon 1541 ſtarb, wird kein einziger Name genannt, nicht einmal derjenige der zweiten Gattin. Die dritte hat er möglicherweiſe erſt nach der Abfaſſung der Biographie geheiratet. Sie hieß Anna Schmid und nennt ſich auf dem Epitaphium, das ſie dem Gatten ſetzte, ausdrücklich „uxor tertia.“[56])

Der, wie die Schriftzüge zeigen, flüchtig geſchriebene Schluß der Autobiographie beſteht in einer Aufzählung der litterariſchen Arbeiten und nur einer Andeutung über eine uns auch ſonſt bezeugte Nebenbeſchäftigung des Verfaſſers. In erſterer Hinſicht werden außer der bereits erörterten Jugendarbeit „De operibus Dei“ und den gelegentlich genannten Schriften über ariſtoteliſche Werke und über den Prediger Salomos noch als ſchon erſchienen aufgeführt: Die 1555 gedruckte „Commentatio astronomica et geographica in Cosmographiae elementa“ und die Kommentare zu den fünf Büchern Moſe, zu der heiligen Geſchichte Joſuas, der Richter, der Ruth, Samuels und der Könige. Späterhin werden als druckfertig bezeichnet Kommentare zu den ſämtlichen Propheten, zum Buche Hiob und zur Apokalypſe. Hievon ſind in der Folge wenigſtens zwei Bände noch erſchienen: der eine enthält den Kommentar zum Buche Hiob, der andere die Erklärung des Jeſaia und der Apokalypſe.

Von Druckſchriften des Verfaſſers, die er ſelbſt nicht erwähnt, beſitzt die Basler Univerſitätsbibliothek eine, die ſchon genannte Abhandlung über den neuen und den alten Menſchen, und dann ein „Iudicium de usu, quem desperabundi Francisci Spierae tum exemplum tum doctrina afferat,“ ein weiteres Denkmal

von des Verfaſſers Beziehungen zu Coelius Sec. Curio und von ſeiner Zugehörigkeit zu deſſen Kreiſe, zu den von Calvin ſo oft mit Ingrimm genannten Coeliani. Doch davon ſchweigt unſere Biographie weislich. Hingegen macht ſie nach einer anderen Richtung hin wenigſtens Andeutungen. Sie ſagt, Borrhaus habe auch eine Schrift bereit über die verborgenen und geheimnisvollen Naturkräfte, in welcher er die Art und Weiſe darlegen werde, wie die Pflanzen und Metalle in elementa simplicia aufgelöst werden. Dadurch man erfahren werde, was für geheime und wunderbare Kräfte denſelben innewohnen, und wie aus ihren Flüſſigkeiten und Säften Salze und Oele gewonnen werden können. Und zwar werde er nur mitteilen, was er durch eigene Experimente in Erfahrung gebracht habe und werde dieſe geheimnisvollen Dinge auf eine ſolche Weiſe beleuchten, daß die moſaiſche Kosmologie ihre richtige Erklärung finden werde. Daß Borrhaus ein beſonderer Liebhaber chemiſcher Experimente war, wußte man bereits. Felix Plater erzählt in ſeinen Memoiren,[57]) daß ein Emmenthaler, Namens Ruſt, der ein „Alchymiſt und Poet geweſen“ und im Jahre 1546 nach Baſel gekommen, ein guter Freund ſeines Vaters geweſen ſei und ebenſo des Doctoris Borrhai, der auch mit Diſtillieren umging. Und auch Pantaleon vergißt dieſen Sport des Borrhaus nicht zu erwähnen. Er beſchreibt deſſen Lebensweiſe mit den Worten: „Er verbrachte alle ſeine Zeit mit leſen, ſchreiben und mit dem herausziehen von Oelen aus verſchiedenen Naturprodukten.“ Nur daß er die Ergebniſſe ſeiner Verſuche auch wiſſenſchaftlich dargeſtellt hat und dabei ſogar zu exegetiſch-apologetiſchen Reſultaten gelangt iſt, war bisher gänzlich unbekannt.

Leider konnte dieſe Schrift nicht ausfindig gemacht werden, ebenſowenig einige weitere, welche Konrad Geßners Bibliographie und die Athenae Rauricae dem Borrhaus zuſchreiben. Die Schriften des Borrhaus gehören überhaupt zu den größten Rari-

täten. Und wohl nur deshalb haben auch seine exegetischen Verdienste noch keinerlei Würdigung gefunden. Letzteres ist um so mehr zu bedauern, als ein linguistisch so tüchtiger und theologisch so origineller Mann wie Borrhaus, welcher sich des tiefen Unterschiedes zwischen Altem und Neuem Testament ungleich mehr bewußt war als die meisten seiner Zeitgenossen und auf Grund desselben mit staunenswerter Klarheit und Entschiedenheit die bedingungslose Autorität des Alten Testaments für die Glieder des neuen Bundes verwarf, in seinen exegetischen Arbeiten ohne Zweifel manches Interessante zu Tage gefördert hat.

Gestorben ist Borrhaus als eines der Opfer des großen Sterbens von 1564, jener entsetzlichen Pestepidemie, über die wir durch die Autobiographien des Arztes Felix Plater und des Staatsmannes Andreas Ryff und durch die Schilderungen des selbst so unendlich schwer betroffenen Curio genau unterrichtet sind. Jene Schreckenszeit begann, wie Ryff erzählt,[58]) in der Basel-Martinimeß 1563 und dauerte über ein Jahr. Die Zahl der baslerischen Opfer giebt Ryff auf 12,000 an. Plater ist vorsichtiger. Er sagt:[59]) „Die Zahl der Abgestorbenen war groß, doch ungewiß, weil man nicht, wie später, die Abgestorbenen aufschrieb. Man redet gemeinlich von viel tusent, das doch nit sein kann. Doktor Sulzerus, domolen obrister Pfarrherr und ich, der mich by den Kranken sehr bruchen lassen und viel Volks uffschrieb, so hingeschieden, haben auf sonderbarer (d. h. sorgfältiger) Abrechnung geschetzt, es möchte nachzuechen auf 4000 Personen die Zal der Abgestorbenen gereicht haben, welches in Basel nit eine kleine Zal ist."

Die Seuche war im Herbst 1563 langsam den Rhein heraufgekommen, in Basel erreichte sie ihren Höhepunkt im Juli und August 1564. „Was domolen," schreibt Ryff, „für Trauer, Weinen, Klagen und Jammern ist fürgegangen, kann ein jedes Christenherz erkennen, denn oftmalen in einer Stund aus einer

Gaſſe vier, fünf, ſechs Todtenbahren einander nach zu Grabe getragen worden.“ Er ſelbſt verlor in vierzehn Tagen vier Brüder; „Gott verleih, daß wir im ewigen Leben einander anſchauent, do größer Freud ſein wird, denn in dieſer mühſeligen Welt.“ „Man legte,“ berichtet Plater, „zu der Zeit zwanzig Perſonen auf eim Kilchhof in ein Loch. Vom Spital trug man ohne Unterlaß Abgeſtorbene zu St. Elsbethen in große Gruben, die man, mehr do in zelegen, etlich Tag offen ließ und die lichten allein mit wenig Grund verdeckt. Die Gaſſen waren gar leer von Leuthen und geſpürt man in Verſammlungen, in Kirchen und anderswo großen Abbruch und Witene.“ Plater führt auch eine ganze Reihe einzelner namhafter Opfer der Seuche auf, ſo Frau Wibrandis Roſenblatt, die vier Männer gehabt, ſofort nach ihr, gleichſam um ſie in den Schatten zu ſtellen, wird genannt: Dorothe Walkerin an der Steinen, die elf Männer gehabt. Der Staat verlor dreizehn Ratsherren, die Kirche acht Pfarrer, die Univerſität ſechs Profeſſoren. Zu den am ſchwerſten heimgeſuchten Profeſſorenfamilien gehörten die des Borrhaus und des Curio.

Curio, der ſchon einige Jahre vorher ſeine älteſte Tochter Violanthis, die Gattin des Straßburger Profeſſors Zanchi, verloren hatte, wurde im Sommer 1564 durch die Peſt auch ſeiner drei hochbegabten jüngeren Töchter beraubt. Angela ſtarb am 2., Caelia am 11. und Felicitas am 21. Auguſt. Nun hielt es das gebeugte Elternpaar nicht länger in Baſel aus. Von dem gaſtfreundlichen Bullinger eingeladen, begab ſich Curio mit ſeiner Gattin nach Zürich. Sein erſter Brief an Borrhaus trägt das Datum des 29. Auguſt. Es entſpann ſich nämlich in jenen ernſten Tagen zwiſchen den beiden Freunden, dem in dem verſeuchten Baſel zurückgebliebenen Borrhaus und dem nach Zürich geflohenen Curio, der freilich nach kürzeſter Zeit in ſeines Gaſtfreundes Hauſe ſich neuerdings von den Schrecken der Peſt umringt ſah, eine rege Korre-

ſpondenz, die in der Brieſſammlung der ehemaligen Antiſtial-Bibliothek[69]) größtenteils in den Originalen erhalten iſt. Dieſe noch ungedruckten Briefe des Borrhaus machen uns den Mann noch ganz beſonders ehrwürdig.

Im erſten Schreiben vom 12. September meldet er voll Freuden, es ſei erhebend, mit welcher Seelenſtärke Frauen und Töchter, Ratsherren und Pfarrherren die Bitterkeit der Seuche und die Schrecken des Todes zu überwinden vermochten. Da zeige ſich die Majeſtät des königlichen Geiſtes Chriſti, vermöge deſſen Sünde, Jammer, Tod und die ehernen Pforten der Hölle beſiegt würden.

Im zweiten Briefe vom 15. September kann er ſein eigenes Haus noch als verſchont bezeichnen. Er dankt der Güte Gottes, die dem Tyrannen den Eintritt über ſeine Schwelle verwehrt habe; ſollte Gott in Zukunft anders verfügen, ſo hoffe er den Gaſt ohne Ungeduld empfangen zu können. Dem alten Menſchen graue es vor dem Tode. Das Auge des neuen Menſchen dagegen erblicke Jeſum Chriſtum, den glorreichen Sieger, welcher für die Seinen Sünde, Krankheit, jegliche Trübſal und ſelbſt den Tod und die Hölle überwunden habe. Ausführlich wolle er ihm den Stand der Dinge in Baſel nicht beſchreiben, Curio habe ſchon Jammer genug, und erfreuliches gebe es doch nichts zu berichten. Auch dürfe er, der kleine Mann (Borrhaus war, wie bemerkt, von auffällig kleiner Statur) nur kleine Briefe ſchreiben, ſonſt verleugne er ſeinen Charakter! Zu ſolchen Scherzen war er dann allerdings eine Woche ſpäter nicht mehr aufgelegt, denn im dritten Brief vom 22. September muß er dem Freunde mitteilen, daß die Peſt nun auch in ſeinem Hauſe Einkehr gehalten und ihm ſein einziges Kind geraubt habe. Doch ſei er von dem großen Tröſter, dem heiligen Geiſt, in ſeiner Trauer ebenſo mächtig getröſtet worden, wie Coelius in der ſeinigen. Er ſei überzeugt, daß Gott dieſe Trübſale keineswegs als erzürnter Richter, ſondern als liebevoller Vater verhängt habe. Er wolle

den ſeinigen unter der Schmach des Kreuzes die Herrlichkeit ſeines himmliſchen Reiches, im Tode das Leben zeigen. Uebrigens fange die Seuche an nachzulaſſen, wie denn nach Gottes Vorſehung zu der Menſchen Heil unter dem Himmel immer wieder ein Wechſel eintrete.

Im vierten Briefe vom 29. September kommt er nochmals auf den Verluſt ſeiner Tochter (Anna[61]) zurück. Er preist deren Unſchuld und Gehorſam und klagt, daß die alten Eltern das freundliche und hilfreiche Kind ſchmerzlich entbehren. Der alte Menſch denke eben in Freud und Leid zuerſt an ſich ſelbſt und nicht an die Verherrlichung Gottes und den Gewinn derer, die ins Himmelreich verſetzt werden. Doch dürfe er ſagen, daß ſo traurig ſein und ſeiner Gattin alter Menſch ſei, ſo gehoben ſei ihr neuer Menſch. Bei Kindern, die man in der Furcht Gottes gut erzogen habe, ſei von keinem „verlieren," ſondern nur von einem „vorausſchicken" die Rede, von einem vorausgegangenſein aus der Sterblichkeit in die Unſterblichkeit, aus einem Leben voll Betrübnis und Elend in ein Leben voll Ruhe und Seligkeit.

Wenige Tage nachher ergriff die Peſt auch Borrhaus ſelbſt. Er ſtarb nach viertägiger Krankheit am 11. Oktober 1564 und wurde im Kreuzgang des Münſters als derzeitiger Rektor mit beſonderen akademiſchen Ehren beigeſetzt.[62])

Den bleibenden Dank der hohen Schule zu Baſel erwarb er ſich auch dadurch, daß er ihr ſeine ganze Bibliothek vermachte, die, wie Peter Merian in ſeiner Geſchichte der akademiſchen Sammlungen Baſels ſagt, für jene Zeit ſehr anſehnliche Zahl von 167 Bänden. Zu einem hübſchen Büchervorrat konnten es die damaligen Basler Profeſſoren ſchon infolge der geſetzlichen Beſtimmung bringen, wonach jedes neuerſcheinende Buch erſt dann in den Handel übergehen durfte, wenn es vom Dekan der betreffenden Fakultät geprüft worden war. Dieſer Zenſor aber durfte dann das Rezenſionsexemplar behalten.[63])

Doch auch abgeſehen von dem ſchönen Andenken, das die Bibliothek der Basler Hochſchule von dem Manne beſitzt, darf die Geſchichte dieſer letzteren ihn ſehr wohl in Ehren halten. Er iſt in der reichen Ahnengalerie der Basler Univerſität eine der originellſten und liebenswürdigſten Geſtalten und hat, wie die übrigen Schwaben, welche bis jetzt der theologiſchen Fakultät in Baſel angehört haben (es ſind deren im ganzen acht; vier im 16. und vier im 19. Jahrhundet), das Anſehen derſelben nur erhöht.

Anmerkungen.

[1]) Iſelin, Allgem. Lexikon. Bd. I. S. 556. Aehnlich d. „Athenae Rauricae," p. 24: deserto Cellarii et adsumto Borrhai nomine.

[2]) Für d. Vorkommen des Namens Burreß in Stuttgart vergl. Würtemberg. Kirchengeſchichte Calw. 1893. S. 712. Anm. 52.

[3]) Heyd, Herzog Ulrich v. Würtemberg. 1841—44. I. S. 148, vergl. 590 u. II. 58. Ferner: Würtembergiſches Dienerbuch, u. Pfaff, Geſchichte von Stuttgart.

[4]) Roth, Urkunden zur Geſchichte der Univerſität Tübingen. S. 588.

[5]) Hiermit ſtimmt auch der Schluß der Autobiographie überein, wonach der Verfaſſer, als er 1559 ſein Leben beſchrieb, im 61. Jahre ſtand.

[6]) Schmidt, Melanchthon. S. 11. Hienach war das Gerücht falſch, Borrhaus ſei einer der Zehn geweſen, welche am 25. Jan. 1514 mit Melanchthon in Tübingen promoviert worden, wie Joh. Jak. Grynäus in ſeinem Handexemplar von Camerarii narratio de Phil. Melanchthonis vita p. 14 mit den Worten angemerkt hat: „In numero XI Magistrorum fuisse dicitur Martinus Borrhaus praeceptor olim meus."

[7]) Roth, a. a. O.

[8]) Melchior Adam, vitae germanorum Theologorum. 1653. p. 399.

[9]) Vergl. Geiger, Joh. Reuchlin, u. Frantl, Geſchichte der Univerſität Ingolſtadt-Landshut-München, Tl. I. 146; 206 ff.

[10]) Sprüche Sal. 19, 21.

[11]) Gemeint iſt das Kloſter Folling, in deſſen Bibliothek noch lange die Inſchrift zu leſen war: Joh. Eckius, Decretor et Theol. Dr. peste Ingolstadii saeviente huc ad fratres, fama et amore eorum allectus, secessit et ob rei memoriam hoc monumentum fieri curavit. 1521. Vergl.

Daiſenberger, Memorabilia de canonic. Pollingia p. 45. u. Wiedemann Dr. Johann Eck. S. 37.

[12]) Camerarius.... Schmidt, Melanchthon. S. 88. Vielleicht ſtand dieſe von Melanchthon veranlaßte Lehrthätigkeit des Borrhaus auch in Verbindung mit dem Umſtand, das der Karlſtadtianer M. Georg More die Lateinſchule zu Grunde gerichtet hatte. Nach dem Bericht Einſiedels an den Kurfürſten vom 14. Febr. 1522 (vergl. Jäger, Karlſtadt. S. 277). „hat der Schulmeiſter aus der Schule herausgepredigt, und die Bürger und Bürgerinnen vermahnt und aufs höchſte gebeten, daß ſie ihre Kinder wollten aus der Schule nehmen, ſie ſollten heimziehen und Handwerk lernen." Es iſt möglich, daß Melanchthon die Schule, welche erſt 1523 durch Bugenhagen wieder förmlich eingerichtet wurde, einſtweilen durch Borrhaus fortſetzen ließ.

Melchior Adam, vitae german. Theol. S. 399 f.

[13]) Album Academiae Vitenb. 110. Darnach iſt Enders, Dr. Martin Luthers Briefwechſel, IV, 329, zu berichtigen, welcher die Immatrikulation ins Jahr 1520 verlegt.

[14]) De Wette. Dr. Martin Luthers Briefe. II. 179 u. 181.

[15]) Melanchthon, Opera ed. Bretſchneider I. S. 513.

[16]) Spalatins Nachlaß, herausgegeben von Neudecker, S. 30.

[17]) Brief Luthers an Kaſpar Güttel. De Wette a. a. O. II. S. 177.

[18]) Camerarius. vita Melanchth. § 15.

[19]) Abgedruckt in: J. J. Herzog; das Leben Johannes Oekolampads und die Reformation der Kirche zu Baſel. Baſel. 1843. Tl. II. S. 303 f.

[20]) Brief Capito's an Zwingli 1527. Zwinglii Opera ed. Schuler II. 95.

[21]) Capito an Zwingli 1527. Zwingli Opera ed. II. 84.

Aus dem Briefe Luthers an ſeinen Freund und Schüler, den Königsburger Domprediger Dr Joh. Briesmann (d. d. post ascens. 1525; bei De Wette, 3,21 f.) könnte man mit Köſtlin (Martin Luther I. 754 u. 816) ſchließen, Borrhaus ſei, bevor er ſich nach Preußen gewendet, eine Zeit lang bei Luther geweſen. Allein der dort genannte homo miser muß doch, wie auf Grund von Matthefius (VI. Predigt) ſchon De Wette (a. a. O. S. 21 Anmkg.) richtig annimmt, Karlſtadt geweſen ſein; denn Borrhaus kann auf einer Reiſe von Krakau durch Polen nach Oſt-Preußen Wittenberg unmöglich berührt haben. Auch paſſen Luthers Ausſagen, er habe den Mann, der ſich von Feinden bedrängt zu ihm geflüchtet, freundlichſt beherbergt und unterſtützt, beſſer auf Karlſtadt, als auf Borrhaus. Auf Borrhaus könnte ſich der Brief Luthers nur dann beziehen, wenn das Datum lautete post ascens. 1526.

[22]) Publikationen aus den k. preußiſchen Staatsarchiven, Bd. 43—45. Urkunden zur Reformationsgeſchichte des Herzogtums Preußen I—III ed. D. P. Tſchackert.

[23]) Pantaleon, Prosopographia. 1566. III. S. 381.

[24]) Tschackert, a. a. O. Bd. 43, 184 f.; Bd. 44, 122 ff. — Die bezügl. Korrespondenz zwischen Herzog Albrecht und Luther scheint verloren gegangen zu sein. Vergl. a. a. O. Bd. 43, 123 ff.

[25]) Tschackert, a. a. O. Bd. 43, 117.

[26]) Tschackert a. a. O. Bd. 44, 143 f. (421 u. 422). Vergl. auch Cosack, Paul Speratus. S. 415.

[27]) Tschackert, a. a. O. Bd. 44, 150 f.

[28]) Diese Formulierung des Versprechens ist sehr bezeichnend für den Gegner des Eides und spricht unwiderleglich für die Eigenhändigkeit des Reverses.

[29]) Dieser Brief Melanchthons, der kein Datum trägt, ist früher irrig in den Sommer 1525 gesetzt worden: Tschackert (a. a. O. Bd. 44, 151) nimmt — unzweifelhaft richtig — an, daß er im Frühling 1526 geschrieben sei.

[30]) Zwinglii Opera. ed. VII. 563 u. 580.

[31]) Herminjard, Correspondance des Reformateurs I. 465 ff.

[32]) Spr. Sal. 19, 14.

[33]) Alexander Schweizer, die Centraldogmen der reformierten Kirche. Bd. I, S. 135 ff.

[34]) Schweizer a. a. O.

[35]) Desiderius Erasmus, Hyperaspistes diatribes adv. Luth. serv. arb. 1526.

[36]) Opera Zwinglii, ed. Schuler. VIII, 87 ff.

[37]) Mörikofer: Ulrich Zwingli. I, S. 291.

[38]) Mörikofer: Ulrich Zwingli. II, S. 72 f.

[39]) Opera Zwinglii, ed. Schuler. VIII. p. 83. 85. 88. 94 ss.

[40]) Brief von Borrhaus an Oekolampad, siehe Herzog, das Leben Joh. Oekolampads. Bd. II. Anhang. S. 304.

[41]) So, auf Grund der Aelteren, noch Hagenbach, Oekolampad. S. 109.

[42]) Vergl. Chronikon. S. 160.

[43]) Opera Zwinglii, ed. Schuler. VIII. 161 f.

[44]) Herminjard, Corr. des Réformateurs. II. 177 ff.

[45]) Opera Zwinglii, ed. Schuler. VIII. p. 83. cf. 94.

[46]) Matrikel der Universität Basel. Bd. I. Fol. 169 [a] steht: „M. Martinus Cellarius (von der Hand Pantaleons beigefügt: „Borrhaus dictus"). 6 sol."

[47]) Vergl. Geiger, Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland. IV. (1890.) S. 116.

[48]) Vergl. Melchior Adam, vitae germanor. Theolog. l. c.

[49]) Hagenbach, die theolog. Schule Basels. S. 12.

[50]) Gottl. Linder, Simon Sulzer. S. 53.

[51]) Thommen, Geſchichte der Univerſität Baſel. S. 118.

[52]) Caelii Sec. Curionis epistolae. p. 298.

[53]) Mähly. S. 132.

[54]) A. a. O.

[55]) Dieſe Gegenſchrift Caſtellio's gegen Borrhaus iſt erſt lange nach Beider Tod, 1578, als der zweite der 4 Traktate, mit einer neuen Auflage der Dialoge erſchienen. Es iſt ein nicht ſehr höflicher und freundſchaftlicher offener Brief an Borrhaus.

[56]) Tonjola, Basilea sepulta. § 21.

[57]) Boos, S. 149.

[58]) Andreas Ryff, Autobiographie, über die Peſt.

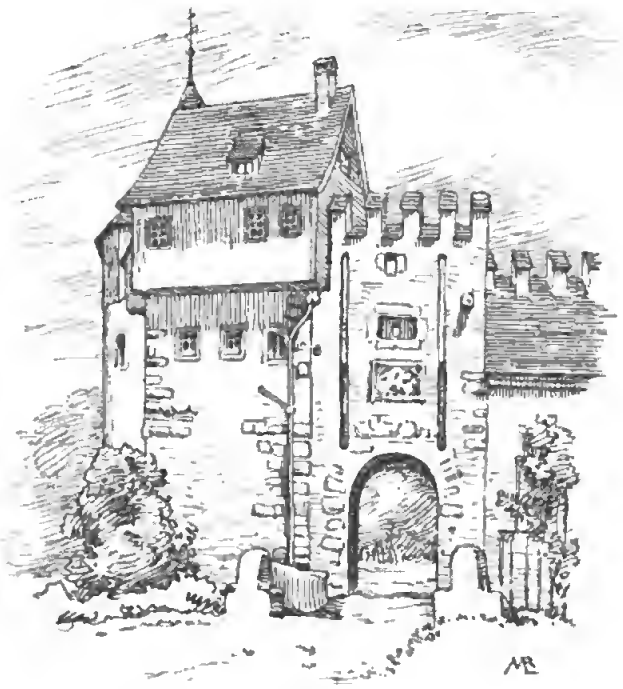
[59]) Felix Plater, Autobiographie, über die Peſt.

[60]) Die ehemalige Antiſtitial-Bibliothek, auch Kirchenbibliothek genannt, iſt nunmehr auf der Univerſitätsbibliothek in Baſel deponiert.

[61]) b. Felix Plater.

[62]) Matrikel der Univerſität Baſel. Bd. 1. Fol 188 b.

[63]) Thommen, Geſchichte der Univerſität Baſel. S. 39.



Felix Plater von Basel und Rennward Cysat von Luzern.

Von Theodor von Liebenau.

„Der Gartenbau," schreibt Rennward Cysat, „ist ein lustiges Studium, das billig alle Faulpeltzen erwecken und aufmuntern sollte, die Werke Gottes zu betrachten und dergleichen lustigen Arbeiten obzuliegen, den schändlichen und schädlichen Müssiggang zu vermeiden."

Der vielbeschäftigte luzernische Staatsmann und Historiker Rennward Cysat, der ältere (geboren 1545, gestorben 1614), fand wirklich selbst auf

seinen diplomatischen Reisen in der Schweiz, in Deutschland und Italien noch Zeit, sich dem Studium der Botanik und Naturwissenschaften zu widmen und für seinen an der Musegg gelegenen Garten seltene Pflanzen und vorzügliche Obstsorten zu erwerben. Diese Vorliebe für die Naturwissenschaften war Cysat fast angeboren. Während der Jugendzeit, wo Rennward nach nur $6^1/_4$-jährigem Besuche der Stadtschulen in Luzern, seit 1559 als Apothekerlehrling sich besonders durch eifrige Selbststudien weiter gebildet hatte, erweiterte er allmählich seinen Gesichtskreis. Im Mannesalter benutzte Cysat seine Beziehungen zu hervorragenden Gelehrten, Staatsmännern, Welt- und Ordensgeistlichen, um seinen Garten mit schönen und seltenen Blumen zu bereichern. So hat Cysats Wirken in Luzern für die Geschichte der Botanik gerade so viel Bedeutung, wie jenes Konrad Gessners für Zürich, Felix Platers für Basel und Daniel Rhagors für Bern. Allein während der jüngere Rhagor mehr praktische, der ältere Gessner mehr allgemein wissenschaftliche Zwecke verfolgte, herrschte bei Cysats Gartenbau und Botanik nur die reine Freude an der Natur vor. Bei Stadtarzt und Universitätsprofessor Plater endlich wirkten Wissenschaft und praktischer Nutzen gleich bestimmend ein.

Im Dezember 1572 besuchte Cysat mit Chorherr Rennward Göldlin von Beromünster und Ratsherrn Rudolf Pfyffer auf einer Wallfahrt nach Mariastein Dr. Plater in Basel zum erstenmale anläßlich einer ärztlichen Konsultation.

Allmählich bildete sich ein intimeres Verhältnis zwischen Cysat und dem elf Jahre jüngeren Plater (1556—1613), wozu die gemeinsame Liebe zu den Naturwissenschaften und Raritäten aller Art nicht wenig beitrug. Selbst der ärztliche Beruf Platers diente dazu, diese Bande enger zu knüpfen, indem Cysat sowohl für sich und seine zahlreiche Familie, als für seine Verwandten und Bekannten oft des Rates seines auf medizinischem Felde weitberühmten

Freundes ſich bediente.[1]) Hiezu kam der gegenſeitige Austauſch von Schriften und Erfahrungen über Behandlung der Peſt.[2]) Daneben verſchaffte der immer dienſtfertige Gelehrte in Baſel dem luzerniſchen Stadtſchreiber Bücher aus den verſchiedenſten Gebieten und erteilte aus ſeinem reichen Wiſſen bereitwillig auf die geſtellten Fragen Auskunft, wenn freie Zeit zur Verfügung ſtand, einläßlich, wenn von deutſchen Fürſten ſtark in Anſpruch genommen, kurz, aber doch klar.

Befeſtigt wurde das freundſchaftliche Verhältnis zwiſchen den beiden Gelehrten teils durch gegenſeitige Beſuche, teils durch Austauſch von ſeltenen Pflanzen und Früchten, und Anleitung, wie ſolche zu behandeln ſeien.

Cyſat hat uns über ſeine Beſuche bei Plater in den Jahren 1585, 1586, 1612 und 1613 intereſſante Aufzeichnungen hinterlaſſen, welche ſowohl den damaligen Stand der Wiſſenſchaften als das Verhältnis der beiden Männer zueinander deutlich darſtellen. Der ältere Cyſat teilte durchaus die Ideen ſeines jüngeren, auf verſchiedenen Hochſchulen gebildeten Freundes. Er war nicht tiefer in die Kenntnis der Naturwiſſenſchaften eingedrungen,[3]) Platers Anſchauungen reizten ihn zu keinem Widerſpruche; vielmehr waren ihm dieſe maßgebende Belehrungen. Selbſt auf theologiſchem Gebiete entſpann ſich zwiſchen Plater und Cyſat kein Zwieſpalt, obwohl letzterer der Wort- und Schriftführer der Katholiken war,

---

[1]) 1585 befragte Cyſat Plater über 23 verſchiedene Angelegenheiten auf einmal, meiſt wegen Behandlung von Krankheiten. 1586 korreſpondierte Cyſat mit Plater wegen der Anliegen der Kloſterfrauen in Rathauſen, wegen den Krankheiten ſeiner Familienglieder, wegen Brillen, Augenwaſſer ꝛc. 1598, 15. September bittet er um Mittel gegen triefende Augen. Weitere Briefe von 1593, 25. Auguſt; 1595, 5. März; 1596, Juli; 1598, April.

[2]) Briefe von 1594 und 1595.

[3]) So hielt er Platers Angaben über die aus der Erde wachſenden Töpfe für wahr.

welche ſich 1586 auch in Baſel über die Agitationen der Paſtoren bitter zu beklagen hatten.[1]) Plater hatte Cyſat die Denkſchrift der letztern mitgeteilt und dabei bemerkt, das Büchlein ſei nicht ſo böſe gemeint.

Ohne Zweifel veranlaßte Cyſat den Rat von Luzern, die 1577 bei Reiden gefundenen Knochen eines Mammut zu genauerm Unterſuch an Plater nach Baſel zu ſenden, der dieſelben als Knochen eines „16 Werkſchuh und 4 Zoll“ hohen Rieſen erklärte. Während das auf Betrieb Platers von Hans Bock in Baſel gemalte Bild dieſes Rieſen durch Plater 1584 nach Luzern geſendet[2]) und noch lange Zeit im Rathaus aufbewahrt wurde, ſcheint die hiezu gehörige Abhandlung über dieſen Rieſen, wie die projektierte Schrift über den Pilatusberg, auf welche Plater noch im Briefe an Cyſat vom 5. März 1595 verweist, nie zum Abſchluſſe gekommen zu ſein.[3])

Beachtenswert iſt im Briefwechſel zwiſchen Cyſat und Plater auch die Nachricht, daß Thomas Plater der jüngere, des Stadtarztes Bruder, der bereits Doctor Philosophiae war, aufs genaueſte die Flora des Pilatus 1595 unterſuchte. Mit Hilfe Cyſats gedachte Plater dieſen jüngern Bruder,[4]) von dem er ſich Großes

---

[1]) Vergl. Cyſats Relation in den „Schweizerblättern,“ Luzern 1896, 474 bis 475. Segeſſer, Ludwig Pfyffer, III, 130.

[2]) Vergl. Basler Jahrbuch 1892, 144, 162—164.

[3]) 1593 ſchenkte der Rat von Luzern Plater „etliche ſtuck unſers Riſengebein,“ worauf er verſprach, die Beſchreibung des Riſen und des Pilatus-Berges drucken zu laſſen; 1609 wurde Cyſat erſucht, Plater an die Erfüllung ſeines Verſprechens zu erinnern. Memorialbuch Nr. 43, 17 b.

[4]) Ueber denſelben findet ſich im Luzerner Turmbuch XI, Fol. 26 folgende Stelle: Hans Meyer von Hallau behauptet im Jahre 1600, Felix Blatters Bruder habe ihm geſagt, wenn einer eine unverdorbene Allraune ausgraben könne, ſo habe er von derſelben ein tägliches Einkommen von fünf Schilling. Mit Doktor Felix Blatters Bruder habe er eine Allraune geholfen graben, „die habe er in händen ghan, ſye läbendig gſin in gſtalt eines kleinen Männlins.“

verſprach, in Pavia, wo derſelbe die in Baſel begonnenen Studien fortſetzen ſollte, bei einer Familie unterzubringen. Die Kriege um Leon hinderten damals dieſen jungen Mann, der ſchon in Anatomie und Botanik wohl bewandert war, die Univerſität Montpellier zu beſuchen.

1586 beſichtigte Cyſat Platers Sammlungen und bewunderte beſonders die ſeltenen Fiſche, die ihm aus ganz Europa waren zugeſendet worden, ſowie die Verſteinerungen. [1])

„By herren doctor Felixen Platter zu Baſel," ſchreibt Cyſat [fol. 214, b]: „findt man infinitum Thesaurum von Simplicien, plantis, Metallen, Erd- und Waſſer gewächſen, und andern wunderbarlichen ſachen und miraculis naturae, die einem wol einen stuporem verurſacheut und zu beſehen wol würdig ſind. Er hat mir zu ettlichen malen zugeſchrieben, mich derzu geladen und mir verſprochen was möglich zu participieren. Denn er darin meldet (absit procul jactantia). Ich hab's um Ine verdient. Dann ich Ime auch in vilen ſachen nutz und dienſtlich gſin und ſonderlich genoßen auch Ine ſonſten wol vereeret und Ime mit ettlichen frömbden ſeltzamen koſtlichen und in Tütſchland nie geſähenen ſimplicien Ime zu geſprungen, als mit der Opuntia oder Ficus Indica, Lauroceraso (wölche Ich zum aller erſten vor andern in Tütſchland bekommen) und andern, wölche er vaſt hoch haltet, ſonderlich daß die Opuntia Ime frucht geben, wölches in Europa wol ſeltſam und wunderſam. Er ſchrybt auch, Er habe vil ſchöne observationes und experimenta in re Medica, Georgica, Culinaria, auch andere luſtige poßen und ſonſt ſchöne künſten, beſonders in magia naturali, die er in ein buch ußzüche und damit mir und andern guten freunden zu unſern gärten, kuchi und anderer recreation dienſtlich ſin könne und wölle.

---

[1]) Codex, M. 103, 208 b.

Aus „dem rychen und großen Gazophilacio“ Platers erwähnt Cysat auch folgende Merkwürdigkeiten (M. 103, 286):

Holz so zu ysen worden, auch zu stein, da man die signa und anzeig wol spüren mag.

Haselnuß so zu stein worden.

Sternenstein,[1]) glych einem hempfligen zapfen oder knebel, so oft man darabschlacht, so gibt es allzyt ein recht gformierten sternen.

Irdene krüg oder häfen, so an einem ort tütschen Lands erst by unsern zyten erfunden, wölche selber sua sponte uß würkung der natur uß der Erden herfür wachsent glych wie die Erdschwämm oder Pfifferling. Wenn dann die Sonn ein Tag daran schynt, so sind sy schon in jrer vollkommenheit, verglychent sich auch den geschirren, so die Haffner machent, allein das dise nit so suber glatt abzogen, sonder ettwas dolpechter sind (299 b ad 1586).

Dann Zähne von Meerfischen, 25 Pfund schwer, gefunden in der Birs bei Basel.

Horn eines Einhorns, gefunden in der Birs, ähnlich jenem von Lenzburg, das sich aber nicht als ächt erwies. Versteinerte Kräuter, Bäume und Früchte; „ein gewäx wie Helfenbein,“ aus einem Felsen ausgegraben. Versteinerte Schlangen.

1585 sah Cysat bei Dr. Plater in Basel Gebeine von Risen die auch Menschen sind; von denen findt man seer grosse zän . . ., nemlich die stockzän einer guten Mannsfust groß, die kleinen aber halb so groß, das warlich wundersam zu sehen. Sind Ime uß Engelland zugeschickt worden, von einem großen Risen Cörper, so erst by menschen gedächtnuß daselbst funden worden.

Die hab ich darnach A° 1613 eben daselbs wiederumb gsehen und daby ouch ein abcontrafetung uff thuch eins jungen 25järigen Saxen, den man deß verschinen 1613 Jars uß Tütschland heruff gen Basel und wytters durch die Eidgenoßschaft von wunders wegen

[1]) Eine Versteinerung.

in Italiam um beſichtigung und gellt uſſnemmens willen geſürt. Ein Menſch einer übernatürlichen gröſſe, den man doch nit under die Riſen zellen wöllen, aber ſonſt ſo hoch, daß ein anſehnlicher wolgewachßner langer Mann Ime allein bis an die uchs[1]) langen mögen. Iſt auch ſtarks Lybs wol gewachſen. Ich hab ſin hand gemeßen und 2 miner ſpannen funden.[2])

Von 1586 bis 1613 hatte ſich Dr. Platers „Gazophilacium“ wol umbs halb gemeeret, alſo daß einer wol ein ganze wochen bruchte alles eigentlich zu ſehen. Iſt auch kum gläuplich wärs nit gſehen von allerley ſachen uß dem Lufft, uß der Erden, uß dem Mör und Waſſern nit gemein, die wir in unſern Landen täglich ſehent, ſonder alles frömbde, ſeltzame ungewonte monſtruoſiſche und ſonſt wunderſachen, ſo die natur fürbringt. Auch Heidniſche, Türckiſche, Möriſche, Canibaliſche, Indianiſche, Japaniſche, Chineſiſche ſachen ex Antipodibus und uß der nüwen welt, von ihren abgöttern, kleidungen, wöhren, waffen und derglychen, allſo daß einer ſich darob vergafft und des Munds offen vergißt. Under anderm ſieht man da ouch einen zan von einem Mörfiſch uß dem Scythiſchen oder Ruſſiſchen Mör, Wallruß genannt, deren jeder ſolcher zänen zwen hatt uß dem obern kiffel herruß, wie ſy der Elephant im undern kiffel ob ſich ußgekert, alſo hats diſer fiſch oben ab nit ſich ettwas oben har gekrümbt. Iſt ungfarlich eins ſpieß lang und by 4 Zentner ſchwär oder mer.[3])

Dieſer Zuwachs ſtammt zum Teil von der Erwerbung der naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen Konrad Geſſners, der ſchon 1565 ſein der Wiſſenſchaft geweihtes Leben beendet hatte.[4])

---

[1]) Achſelhöhle.

[2]) Codex, M. 103, 254 b.

[3]) M. 103, 285 b.

[4]) Zur Geſchichte der Sammlung vergl. Mieſcher, Mediziniſche Fakultät Baſel p. 53. Basler Jahrbuch 1891, 164–165. R. Wackernagel, Ueber Altertümer-Sammlungen, Baſel 1894, Seite 11.

Beſonderes Vergnügen bereitete Plater ſeinem Freunde Cyſat den 22. Auguſt 1613 dadurch, daß er ihm ein aus England erhaltenes Vogelneſt übergab „mit ſinem zyttigen und jetz ußfliegen wollenden Vogel.“ Es war darin das Ei eines Waſſervogels, der auf einem Baume geniſtet hatte.

Plater erläuterte Cyſat die Anatomie der Krebſe und verſicherte, „Zähne, Magen und Leber derſelben ſeien lieblich zu eſſen, aber vom Pöffel werden dieſe hingeworfen.“

Beide Freunde tauſchten die Pflanzen aller Art, die ſie von ihrem großen Bekanntenkreiſe zugeſchickt erhielten oder ſelbſt fanden und zogen, unter ſich aus.

Zu Cyſats Freunden gehörte beſonders Landeshauptmann Balthaſar Luchſinger in Locarno, der ein eifriger Förderer des Gartenbaues war. Er gab Cyſat eine Anleitung zur Behandlung der Pomeranzenbäume. Apotheker Philipp von Mentlen in Altdorf unterrichtete Cyſat 1599 über die Kultur der Spargeln.

Aus dem Kloſter Wettingen erhielt Cyſat: genueſiſche weiße Röslein; gefüllte leibfarbene Mayen-Röslein, Adams-Aepfel, einen Senfbaum.

Durch ſeinen Halbbruder Hans von Lauffen empfing Cyſat 1584 aus Rom ein vier Pfund ſchweres Blatt der Ficus Indica; 1610 und 1611 wieder durch den in Montpellier ſtudierenden Luzerner Johann Gilgi ein ſolches Blatt, Narcissus stellatus und kleine Gladiolen. 1613 ſah Cyſat bei Plater, der ſchon 1554 ſeinem Vater aus Montpellier ein aus Spanien ſtammendes Ficusblatt geſendet hatte, die Frucht dieſer Pflanze.

Die Paſſionsblumen, die 1581 Karl Cluſius abgebildet hatte, waren 1608 durch Spanier aus Indien importiert worden. Schon 1612 beſaß auch Cyſat ſolche.

Beſondere Sorgfalt verwendete Cyſat auf die Kultur der Tulpen. Schon 1559 hatte Konrad Geſſner in ſeiner Ausgabe

des Valerius Cordus pag. 213 eine in Augsburg vorhandene Tulpe abgebildet, die aus Kappodocien ſtammte. 1565 beſaßen die Fugger ſolche.[1]) In Wien erhielt Charles de l'Ecluſe aus Arras von Angierus Basbeque, türkiſchen Geſandten, Zwiebeln von Tulpen. 1575 ſetzte er dieſelben und beſaß 1585 ſchon verſchiedene Varietäten. Wild wuchſen damals die Tulpen zwiſchen Konſtantinopel und Adrianopel, wie im ſüdlichen Rußland. Aus Tournay wurden ſie nach Frankreich verpflanzt, wo 1610 Peiresc in Aix ſich mit ihrer Kultur abgab.[2]) Schon zu Ende des 16. Jahrhunderts beſaß Cyſat und durch dieſen auch Felix Plater mehrere Arten von Tulpen. 1612 notiert ſich Cyſat, daß ihm eine rote Tulpe „ſamen fürbracht.“[3])

Er ſtellte auch Beobachtungen über die Dauer dieſer Blume an.[4])

Nächſt den Tulpen pflegte Cyſat beſonders auch die Paeonia, die er ſich durch wandernde Franzoſen verſchaffte. 1612 beſaß Cyſat die einfache, leibfarbene, die gefüllte, paeonia multiflora oder polyanthos aus Flandern, bis 400 Blätter zählend, die wilde oder ſterile, mit einfacher, bleicher Blume. 1613 kaufte er von einem Franzoſen die gelbe Paeonia, die einfache und gefüllte weiße und noch eine leibfarbene.

---

[1]) Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere 1883, p. 420.

[2]) Nouveau dictionnaire d'histoire natur. Paris 1819, XXXV, 20—21.

[3]) M. 103, 277 b.

[4]) Ueber die Tulpen machte Cyſat folgende Aufzeichnungen:

1605.	2.	April	öffnete	ſich	die		rote	Tulpe,	dauerte	bis	4. Mai.
	6.	„	„	„	„	andere	„	„	„	„	25. „
	29.	„	„	„	„		gelbe	„	„	„	25. „
1606.	13.	„	„	„	„		rote	„			
	27.	„	„	„	„		gelbe	„	„	„	27. „
	1.	Mai	„	„	„		„	„	„	„	21. „
1607.	7.	April	„	„	„		rote	„	„	„	13. „

M. 103, 215.

Der Biſchof von Sitten, welcher Roſen liebte, ſchickte 1612 Cyſat zwei Arten „lybfarber und wyßer Roſen ſonderer Art.“ Er ſpaltete die Wurzeln, ſteckte Zimmet, Macis oder Nägelein darein, band ſie wieder zu und ſetzte ſie; dann erhielten die Roſen „denſelben Geſchmack.“

Aus Paris erhielt Cyſat 1613 Cyclamen maius vel rotundum.

Am Genferſee ſah Cyſat 1581 eine Sonnenblume, mehr als tellergroß; ſelbſt mit ſeinem Reithute hätte er dieſe nicht bedecken können. Im Jahre 1585 beſaß Cyſat ſelbſt eine ſolche von 15 Fuß Höhe, mit breiten Blättern rings um den Stamm, ſo daß zwei Männer darunter faſt ganz gedeckt hätten ſtehen können, da die Blätter fünf Spannen lang und vier breit waren. Die Blume wog vier Pfund.

Im Jahre 1586 pflanzte Cyſat an der Muſegg Dactylen, die im Sommer des folgenden Jahres ſchon eine Spanne hoch waren.

Zum Schmucke der Gartenmauer verwendete Cyſat 1598 die Cymbalaria, welche ihm ſein Sohn Philibert Emanuel aus Padua gebracht hatte.

Ergiebig für neue Erwerbungen war Cyſats Reiſe nach München im Jahre 1606. In Rorſchach, Augsburg und München ſah Cyſat damals zuerſt die roten ſpaniſchen Schneeballen.

Mehr als die Zierpflanzen ſchätzte man aber das Tafelobſt. Um das Jahr 1570 hatte der Bauer Hans Räber in Haltikon bei Küßnach die ſchönſten und größten Aepfel, „alſo, daß man von wytem har darnach geſtellt.“ Später machte ihm Richter Sebaſtian Stalder in Meggen den Rang ſtreitig. Dieſer führte aus Frankreich und Piemont neue Obſtſorten ein, namentlich frühreife Birnen aus Piemont, genannt Peri bon Christiani. Unter den lang ſich haltenden, aus Frankreich importierten Aepfeln ſtanden obenan die „Carpentii.“

Im Jahre 1599 anerbot Cyſat ſeinem Freunde Plater: „große Barillen wie Pferſich, gar groß Küttinen (Quitten), große ſchöne ſchwarze Krieſi von Weggis;“ „Herniaria oder Holleriana D. Quenzii,“ [1]) fremde Erbſen und Bohnen, verſchiedene Tulpen in diverſen Farben, Iris florentina, Iris flore albo, Paeonia alba, Meravilia de Perus. Petroselinum subito nascens, Herba appetitum perdens — dracunculus oder Thlespi, Noli me tangere, Balsamus novus.

Pfirſiche und Jasmin hatte Cyſat ſelbſt 1578 aus Piemont importiert; letztere namentlich aus dem Schloſſe Iſſoigne im Aoſtathale.

Den aus Natolien in der Türkei ſtammenden, 1574 bekannter gewordenen Laurocerasus importierte Cyſat 1580 aus dem Garten des Grafen Pirro Borromeo zu Leimano, drei Stunden von Mailand.

Einen reichen Fundort ſchöner Blumen entdeckte Cyſat auf Monte Baldo bei Verona. Er legte ſich ein Verzeichnis der dort wachſenden Pflanzen an. Hier blühte z. B. die Lunaria, auf welcher die Alchemiſten jener Tage viel hielten. Eben dieſe Pflanze erhielt Cyſat auch durch Plater, was um ſo begreiflicher iſt, da alchemiſtiſche Verſuche in Baſel beſondere Verehrer fanden und ſeltene oder geheimnisvolle Pflanzen in einer Stadt, die ſchon gleich nach der Mitte des 13. Jahrhunderts eine Gärtnerzunft in ihren Mauern entſtehen ſah, immer geſucht waren.

1598 ſendet Plater an Cyſat papar Indicum „iſt ein ſchwarze yngeſchmorrete verſchrumpfte wurz eines kleinen öpfelins groſſe, inwendig wyß. Von einer wurzel kan man bald vil Bulles, ja by 60 oder 70 finden an fädenen, in der erden hin und wider zerfladeret und im Herbſt ein feſter ſoll.“

---

[1]) Dr. Küntzi, Stadtarzt in Freiburg in der Schweiz, der mit Dr. Plater auch über die Behandlung von Peſtkranken korreſpondierte.

„Man halt ſy," ſchreibt Plater, „in Fürſten Höfen und Kuchen in ſonderm wärt, man ſüdt ſy in wyn, darnach beſchnitten und im ſaltz und pfeffer geeſſen wie die Tartufflen und Keſtinen, deren guſt ſy hand." [1])

1605 meldete Cyſat an Plater, er habe im letzten Jahre in Mailand während fünf Wochen viel Luſtgärten großer Herren und Klöſter beſichtigt, „aber von Simplicien[2]) wenig bſonders funden, uſſert Laurocerasus, Branca ursina vera, Genesta Marina. Sodann im Garten eines Apothekers neben der Herberge zu den drei Königen: Barillen die man nempt Praecocia oder Armeniaca, ſind nit gröſſer dann die andern, aber gar lieplichs guſts, bitzelecht, ſurlecht und biſams geſchmacks; aber mancherlei frömbde Art, uva Romana, tragent 2 mal des Sommers, ſind ſchön und groß im größern Cappuziner Cloſter, in's Grafen Pico Borromei garten, uva Cogliona langlecht groß und andere mehr. Bim Ambroſio Fornero truben Ellen lang und 5 pfund ſchwär."

Im Mai 1605 ſchrieb Dr. Plater an Cyſat:

Simplicien halb wöllend jetz Germania und Holland Italiam übertreffen.

In Holland zahle man für einen bulbum rarum 50 fl. Aus dem Garten eines verſtorbenen Holländers ſeien für 6000 Florin „Simplicien" verkauft worden.

Der Artillerie-Meiſter Friedrich Mejer in Straßburg löſe jährlich „ettlich 100 florin ex plantis."

Sein Ficus Indica trage in Baſel Frucht.[3])

Plater berechnete 1612 den Ertrag von ſeinem Obſt- und Gartenbau auf 2054 Pfund.

[1]) M. 103, 279 b.

[2]) Vergl. O. Brunnfels, Herbarum . . . eicones . . . appendix de usu et administratione Simplicium. Argentorati, J. Schott 1532.

[3]) M. 103, Fol. 161.

Als der jüngere Thomas Plater in Montpellier seinen Studien oblag, sendete er seinem Bruder von dort aus seltene Pflanzen. Solche erhielt dieser auch von dem gelehrten Dr. Johann Bauhinus in Mümpelgart, von Carolus Clusius in Leiden und vom Geschützmeister Mejer in Straßburg. Zu seinen angenehmen Erinnerungen an die Reisen nach Württemberg, Straßburg und Pforzheim rechnete Plater 1596 den Anblick schöner Gärten. Nicht ohne Stolz meldete Plater seinem Freunde Cysat, daß Italiener und Franzosen mehr und mehr die Verdienste der deutschen Gelehrten und Aerzte anerkennen, was sich auch aus dem Besuche der Universität Basel von seiten der fremden Studenten erweise.[1]) Diese Aeußerung ist keineswegs als eitles Selbstlob aufzufassen, sondern als eine durch die Geschichte der Wissenschaften wohlbezeugte Thatsache, da heute noch die medizinische Fakultät Basel „Plater als ihren größten Stern" verehrt.[2]) Plater hat in seiner Bescheidenheit nur zu melden unterlassen, daß ihm persönlich auch das Verdienst zukam, die Errichtung eines eigenen Lehrstuhles für die Anatomie und Botanik an der Universität in Basel durchgesetzt zu haben.

Wie Plater nnd Cysat gemeinsame Freunde besaßen, so erkannten beide auch in dem jungen Dr. Josias Forrer von Luzern einen gemeinsamen Feind. Forrer hatte Cysats finanzielle Interessen durch Eröffnung einer neuen Apotheke in Luzern geschädigt, Plater aber gekränkt durch die Behauptung, seine luzernerischen Patienten klagen über zu hohe Arztkonti.[3])

Im eifrigen Studium und gegenseitigen Austausch von Schriften, Pflanzen und Poesien blieben die beiden Freunde bis zu ihrem Tode verbunden. Der ältere Cysat starb 1614, der jüngere Plater

---

[1]) Beilage Nr. 6.

[2]) Vergl. Dr. Miescher, Die medizinische Fakultät in Basel und ihr Aufschwung unter F. Plater und C. Bauhin. Basel 1860.

[3]) Beilage Nr. 6.

1613. Beide wurden von der Mit- und Nachwelt als höchſt ehrenwerte, um ihre Vaterſtadt wohlverdiente Männer geprieſen. Das Werk über den Pilatus, in welchem Plater die Verdienſte ſeines Freundes Cyſat um die Naturwiſſenſchaften, namentlich auch ſeine Beſchreibung der Flora der Lützelau bei Wäggis, hervorheben wollte, erſchien niemals im Drucke. Deshalb iſt die Kunde von dieſem Freundſchaftsbunde auch nicht in größere Kreiſe gedrungen. Vielleicht wird durch dieſe Zeilen ein Forſcher angeregt, aus Basler Bibliotheken dieſem intereſſanten Freundſchaftsverhältnis noch weitere Nachforſchungen zu widmen, und dadurch die Biographie Platers, die nur bis 1565 vollſtändig vorliegt, zu ergänzen.

Beilagen.

Nr. 1. 1585, 31. März.

Dem Eerenveſten firnemmen herren Renwardt Cyſat, Stattſchreiber zu Lucern, meinem günſtigen herren.

Eerenveſter firgeliepter günſtiger herr Stattſchriber. Deß herren ſchreiben hab ich entpfangen, auch doruß verſtanden wie deß herren hußfrauw morbo acuto laboriere. Gott lob daß es beſſer worden, vnd bedancken mich gegen dem herren abermolen gantz dienſtlich von wegen überſchickens seminibus, mit dienſtlicher bitt, ſo die Opuntia käm, mir die fürderlich zu kömmen laſſen. So der her gelegenheit gen Luggeriß zum herr Luchſinger, und mir möchten ettlich plantas Jasmini Hispanici bekömen; iſt ein herlich gewegs.

Uff die interrogatoria gib ich dem herren diſe antwort:

1. Die Artifiſi ſüdet man, darnoch thut mans in blettlin mit ancken, imber, wie die ſpargen; ſind ſehr gut, et mulieribus lac gignunt, et viris semen.

2. Malva arborescens wirdt ein großer baum, dragt ſchoene blumen, blibt vil iör, doch muß man's im winter inſtellen. Ich bhalt meine im geſchir.

3. Herba miraculosa in ein gſchir geſetzt, ſoll man nur ein plantam blyben loſſen; ich verſetz vil in grundt; iſt wunder ſchön, blibt nit über winter; alle ior friſchs geſeit.

4. Chamaelea auch in ein geſchir, vnd Storax mießen ingeſtellt werden. Chamaeleae folia purgieren; ſindt gforlich. Storax iſt ſunſt ein hübſchs blümlin; bliben vil ior.

5. Ferulago blibt im garten, gwindt ein wurzlen eins zentner ſchwär, gwindt über das ander ior alzit ein ſtengel zweier manuen lang, daran wiſſe matery wie cernsa, daß man wiſſe farb daruß machen kann. Die Immen ſitzen ſeer dran, ſo es blient.

6. Stramonia ſol in ein geſchir geſeit werden, all ior; dregt ein wolſchmeckende gilgen; darnoch ein ruchere nuß.

7. Maizum ſetzt man; wagſt gern; ich loß malen; gibt gar luſtig mäl zum nießeren.

8. Lychindem ſeit man in garten.

9. Ißvogel iſt der uff den wyern fliget, von ſchönen Farben. Ispida Lat. Plutina Italis. Pescheur Gallis, nam piscatur pisces. Haec paucis.

So vil die ſtock belangt die der herr begert, ſchick ich im erſtlich ranunculi bombycini semen.

Item ½ lot borracis artificialis.

Antidoti Mathioli 1 lot.

Radix serpentariae wil ich ein bulkun vsgraben. Wirt der herr emphachen. Sindt zwey ſtüdelin.

Ferri equini semen hab ich nit, daß es fern nit zütig worden, ſoll mir aber kömen. Quod de eo Mathiolus scribit fabelosum est, ut et reliqui testantur.

Historiam Gallicam ſchick ich dem herren, bedunckt mich, ſy mächtig wol beſchriben, vere et sine affectu.

Itinerarium Hierosolomitanum hab ich ungebunden nit bekömen kennen, ſindt alle verkaufft, aber man bringt ietz von Francfort, wirt eins dem herren werden.[1])

Das alles hab ich alſo in yl dem herren, dem ich ze dienen von herzen geneigt, zur widerantwort nit verhalten wellen. Mit bitt in meinem namen zu diſer malen um die thüren Rötele[2]) ze dancken, ſindt gar gut und ſeltzam by uns. Ich ſchick dem herrn ein biechlin de pace Helvet. habs noch nit geläſen, hör aber es ſy nit böß. Hiemit deß herrn dienſtwilliger allezeit. Datum Baſell den ſontag Laetare nach altem Kalender A° 1585.

Felix Platter, Dr.
Stattarzt ze Baſel.

Ich vernimm es werden legati a vobis go Baſell kömen, wolt der herr were auch einer, unſer studia ze communicieren.

Original der Stadtbibliothek in Luzern, Codex M. 103, fol. 159.

Nr. 2. 1592, 12. November.

Dem Erenveſten herren Renwart Cyſat, Stattſchreiber zu Lucern, meinem günſtigen herrn.

Erenveſter fürgeliepter herr. Eß freuwet mich, daß der herr unſer frindtſchafft begärt scribendo erhalten, doran ich auch nit ſümig ſein wil.

Den pomeranzenbaum hab ich empfangen, bedanck mich gegen herren ſeiner gehapten mien; ſunſt iſt er nur ein wilder.

[1]) Folgt ein Rezept für Acetum ex Mulso et pro haemorroidibus.

[2]) Rotforelle, Salmo Salvelinus.

Das vermeinte sempervivum arborescens iſt ein laurocerasus, gar ein frembdt gewegß, freuwet mich gar wol vnd wachßt mir ſchön; mechte wol verſton eb eß den winter liden moechte. Dan ich darfs nit wagen mit außſetzen. Wolt auch gern bericht haben, wie man mer plantas ſonſt zien ſolte, wie man die ſetzling abbrechen ſol.[1])

Die Opuntiam ſtelle der herr in ein warme ſtuben, ſy fult ſunſt. Ich hab ſchon anderthalb mannen lang plantas.

Laurus, ſo er in geſchüren ſtot, ſtelle er in keller, wie auch zizipham albam, ſo man Azadarac Avicennae nempt, dann ſy erfrieren ſunſt; bliben wol zu zeiten, aber kompt groß gfrüſt oder neſſe, ſo faren ſy. Stond ſy aber im garten, ſo vermache der Herr, daß nit doruf regne, ſo bliben ſy auch; ſo mans ze feſt mit ſtruw vermacht erſtiken ſy. So es aber zizipha wer, ſo man Luiubas nempt, die bliben, erfrieren nit.

Vom Arbuso weiß ich nit. Ich hab keinen, vnd hab ietz lang darnoch geſchriben, aber noch nie bekommen, ſo der ettlich (hätte?), bäte ich in dienſtlich mir pour la pareille, mit ze theilen. Ich hab geſehen wagſen zwey ſtüdelin, ſindt aber klein, bſorg ſy bliben nit.

Diß Jar hab ich Nasturtium Indicum gehapt, Cannam Indican, vnd andre ſchöne plantas, ein große zal Cupressos, Cappecess von Leon etc.[2]) Iſt in's herren dienſt. Wan ichs nur den winter firbring. Ich fill alle keller vnd gmach.

---

[1]) Anmerkung von Cyſat: Iſt jetz gar gmein by vns vnd in Tütſchland. Ich bin der erſt gſin, ſo es in Tütſchland bracht. Iſt von Florenz gar Luccaris, da dannen mir zu kommen, blybt ſommer vnd winter grün; man kan bald vil zyglen. Ich habs an vil ort vnd end hin verert. Vide Plinium in sua historia naturali, der beſchrybt diß artig liber 25, 15 cap. de Ceraso.

[2]) Cyſat: Diß iſt jetz by vns gar gmein worden vor allen hüſren vnd fenſtern by burgern vnd puren. M. 103, Fol. 77.

Ich bin in ſo viel negociis; man fiert mir ſil frembde herren zu, daß ich gar kein ruw weder ze ſtudieren, noch mein opus ze abſolvieren, wie ich ein groß werk vnder handen.

Longior sum, quia iucundum mihi tecum conuersari. Vale, vir amicissime, et salutem Domino Schulteto et amicis dicito. Basilee 12 Novembris A° (15)92.

Dr. Felix Platerus, Medicus m. pp.

Nr. 3. 1595, 25. Auguſt.

Dem Eerenveſten herren Renwart Cyſat, Stattſchreiber zu Lucern.

Clarissime vir. Ad interrogata breviter respondeo quia abitum parant nautae.

Asphodelum folio tenui findt man auch im Pilatusberg vnd ſunſt, hab keinen im garten, iſt kein frembde planta.

Peonia maris et Nasturtii Indici semina ſchik ich, ſindt wunder ſchöne plantae, wagſſen gern ex semine, vnd muß Nasturtium Indicum alſo alle ior friſch geſeit werden. Mitto flores et folia. Lunaria araria wirt a Matthiolo nit beſchriben, aber Dodonerus bſchribt sub nomine violae latifolia; ſo findts der herr in Iconibus, die ich im geſchikt hab auch. Ich bhalt die ſtuden, vnd thun die zwey blatt von dem mittliſten, das durchſichtig iſt, gſieht gar ſchön, blibt lange ior, henks auf.

Vom drakenſtein, der gfalt mir wol, iſt ein wunderbarlicher Stein;[1]) aber ich hab glich wol nit der gattung, aber doch nit vnglich, auch allerley form, vil hundert gattung. Natura ludit in

[1]) Cyſat hatte eine Abbildung jenes Meteorſteins geſendet, der als Drachenſtein in Luzern bekannt war. Vergl. z. B. Cyſat, Beſchreibung deß Lucerner-Sees 1661, S. 176 ff. Cappeller, Pilati Montis Historia 1767. Tab. VI.

terra et forma, ex lapidibus globos, figuras, animalia, serpentes, concham, cornum, ac si vendeutur ac transmutata ex ueris in saxum. Ita vidi integra cornua, qualia elephantum sunt, item veluti unicornium in terra inveni, quae ab animalibus venisse, et in saxum transmutata fabulant.

Balsamus Alpinus wagſſt hufechtig im Pilatusberg, bregt ſchöne bliemlin; gradt in der ſtundt ſchickt man mir ein plantam von Bern, ſampt anderen vil bergkrenteren, aber ſy iſt zegenoſt. Wan der herr inng ließe ausgraben mit dem grundt auß dem berg, ſetz ſy in garten eb ſy blib; iſt elegantissima planta. Wolt ouch gern haben Balsamum arri furiole[1]) macht man maucherley, hab vil descriptiones. Ich hab auch verum balsamum naturale.[2])

Mett iſt alten leuthen wunder gut, et in calculo et aliis affectibus, aber in iuvenili et in liosis venit in lilem.

Clusii herbarium iſt noch nit vorhanden; verhoff die Francforter meß in ze bedienen.

Mascam pro calculo hab ich ietz nit bereitet; by nechſter botſchaft findt in der herr.

Domini totus, totus tantus quantus. Vale, salutem optimis viris. Basilee 25. August: A^0 (15)93.

Nr. 4. 1593, 5. März.

Dem Erenveſten firnemmen, hochgeachten herren Renwardt Cyſat, Ritter, Stattſchriebern zu Lucern, meinem günſtigen herren zu Lucern.

Erenveſter großgünſtiger herr. Deß herren ſchreiben hatt mich ſeer erfrewet und begeren nit mer, dan daß unſer jetz lang ge-

[1]) M. 103, 77. Amyris oder Balsamodendron, deſſen Harz als Arzneimittel gebraucht wird.

[2]) Balsamum copaivae von Copaifera officinalis.

haltene und aufgerichte früntſchaft beſtendiglich verharre, auch zu nemme, do eß an mir nütt manglen ſoll, und wie den herren die vilfaltige negotia etwaß am ſchreiben hinderen, alſo auch mich. Dann mir ſo vil casus zu kommen teglich, auch ie lenger ie mer, alſo daß ich neben meinem beruf wenig wil mir oder ander leuthen ze dienen. Mecht wol leiden, es driege ſich ein mol glegenheit zu, daß wir Basilee ze ſamen kömindt, vnſere ſachen gnugſam mit einanderen ze conferieren. Der herr wurde wunder geſächen, wie ich ein werck vorhanden in opere practico, vnd observationibus variis ze ſchreiben. Dorinnen auch Pilati montis historia et Gygantum kompt. Weiß wol, ſo es einmol in druck komen wirt, ſol hoch geſchetzt werden und ſo ichs nit erleb, wirt von Dr. Felix, meus juvenis, nach meinem todt mer geredt werden, denn man ietz weißt.

Ich hab im ſein, mein fratrem, der ſchon Philosophiae doctor iſt, und in Historia simplicium et Anatomie gar wol verſiert, uf den Pilatus berg diſen ſummer ze ſchicken, und in recht durch ſuchen, damit nüt in descriptione außblibt. So im Gott dz leben gibt, wirdt er ein firnemer Medicus werden, der auch zu Lucern etwaß guts ſchaffen kan. Wil in aber in Franckreich oder Italiam ſchicken noch ettlich iar. Do wirt er vns varia zuſchiken, dan er ein wunder luſt dorinnen hat. Die krieg um Leon hinderen mich, ich ſchickte in ſunſt gleich gon Monpelier, beſorg mieſt in in Italiam ſchicken. So der herr etwas glegenheit wißte, daß ich in zu Padua ringer halten könnte, wie der herr den ſeer bekant, wolt ichs verdienen.

Der herr wolle ſein beſt thun, eb mir Arbutum, Mysthum tenui folio oder Tarentinam bekomen kenten.

Ich bedanck mich gegen dem herren vm dz tractetlin;[1]) gfalt mir wol daß der herr ſo fliſig in studio Medico. Ich hab vil

[1]) Cyſats Kurtzer Bericht, Regiment und Ordnung in peſtilentziſchen Zeiten zu gebrauchen, Freiburg 1594. Der Haupturheber der Schrift war Stadtarzt Laurenz Hager. Cod. M. 103, Fol. 106.

de peste geſchriben vnd diß ior under vil compositionibus ein waſſer machen laſſen. Das iſt das gemeinſt geweſen, ſo man brucht hatt, und vil leuthen geholfen. Hab Dr. Quentio gon Freiburg das recept geſchickt. Pestis hatt Gott lob gar nachgeloſſen, hatt zwei ior by uns gewärt, etwan 1500 hingenommen; iſt wol halb ſo vil ufkommen. Gott hat mich ietz in ſex ſterben, die ich erlebt, und quater dorin Medicus gweſen, und zu inen gangen gnediglich bewart. Ich ſchick dem herren zwei liedlin und ein recept geiſtlich contra pestem, hab ich A° 83 in peste illa componiert. Bitt, der herr well ſy läſen, hof ſol nütt ungebürlichs finden; der herr meine dann, me nimium tribuere providentie Divinae, in qua tamen ego mihi persuadeo homini nihil penitus accidere, quod a Deo non sit praevisun. Deus aeternus est et quaecunque creavit, coelum et terram, certo ordine ab ipso reguntur, ita ut ne vel nec minia fiat mutatio, aliter quam ille disposuit, ante mundi iacta fundamenta, quanto magis hoc in angelis et presertim homine, propter quem omnia creata sunt. Deus aeterna sua sapientia ordinavit, sed haec obiter, quae si secundum rationes nostras indicentur, videbuntur inconvenientia, si vero secundum scripturas vera esse deprehenduntur.

Ich ſchick dem herren ein paeoniam multiplicem. Iſt der größt ſo ich eintzig ſton hab; hatt gar vil wurzlen ghan; ſi fallen aber davon im vßgraben. Item zwey folia Opuliae; meine hat zeitige ficus, wie die herren bei der geſechen. Semina Nasturcii Indici vnd andere hatt mein bruder ze ſammen gemacht, ſchicks dem herren. Bim Clusio findt der herr descriptionem Laurocerasi. Et haec festinater, alias plura. D. Pantaleon[1]) hy-

[1]) M. 103, Fol. 107. Der bekannte Arzt und Hiſtoriker Heinrich Pantaleon. Vergl. über denſelben namentlich Dr. R. Thommen, Geſchichte der Univerſität Baſel S. 271—277, wo jedoch S. 274 der Todestag irrig auf den 20. März angeſetzt iſt.

dropius obiit heri, hodie sepelietur. Ich bitt der herr welle mein (gruß?) melden herren Schultheſſen Juncker Joſt Pfyffer, mit vil glick wünſchen mein dienſt vermelden. Basilee 5. Marcy A° (15)95.

Deß herren dienſtwilliger
Dr. Felix Platter, Stattarzt zu Baſel.

Nr. 5. 1596, 2. Juli.

Dem Edlen Geſtrengen Eerenveſten herren Renwart Cyſat, Ritter vnd Statſchreiber zu Lucern, meinem günſtigen herren.

Edler, Eerenveſter, gros günſtiger herr. Die continuation durch ſchreiben gute frindtſchaft ze erhalten iſt mir ſeer angenem; denn ich gar vil gedenck an vnſer converſation, vnd die viel gutthaten ſo mir vom herren vnd zu Lucern bewiſen iſt, do ich oft hin reißen mecht, auch montes perluſtrieren, ſo bin ich ſo gar überfallen mit geſchefteu, ietz auch a Principibus Germaniae, daß ich ſchier kein ruw hab vnd meine schripta. Daß aber mein höchſter wunſch were, nit dalame zu endt bringen kan. In quibus videbitis dante res varias, miras et novas.

Was die Cicilianam herbam anbelangt, nempt man ſie Sicilianam herbam, quod in Sicilia magna illius sit copia; findt der herr die descriptionem by dem Mathiolo oder Lobelo sub nomine Clymam Italorum vel Androsaemi. Schickt dem herren ein plantulam, was Laurenciana, ſy falt mir ietz nit in. Es hatt Dr. Joh. Bauhinus, Medicus zu Mümpelgart, ein buch loſſen uſſgon de plantis a Sanctis nomen habentibus, do wirt es on zwifel funden werden. Wil es ſuchen.

Ich hab in meiner reiß wunder ſchön gerten geſehen bi dem herzog von Wirtemberg, Item zu Stroßburg, zu Pfortzheim. Do ſindt treffenliche ſchöne simplicia.

Item Carolus Clusius iſt zu Leiden, ſchickt mir vil vnd wird mir vil können. Auch mein bruder von Mompelier. Wil ich hernoch den herren auch mittheilen, wan ich gewiß, daß ſy wagſſen. Ich hab wol zweferlei Tulipas, muß ſie aber for blumen dragen laſſen. Wen der herr um Arbutum ſchrib in Italiam, flores überkem ich wol uf ietz ex Holandia.

Ich hette dem herren vil ze ſagen, was herlikeit und Ritterſpil ich geſehen apud Principes Germaniae.

Was das badt[1]) in die har operiere, wil ich gern vernemen. Das regenwetter thut auch vns ſchaden. Haec festinanter. Mit vil gries und dienſtanerbietung herren Alphonß, der zu Bremgarten ſein ſol, herr Schultheß Pfifer, hauptman Rudolf, Hertenſtein, Bat, Jacob Fry, Dr. Lorenz[2]) et Rochus.[3])

Es ſoll ein große armada von Engellandt, Denimarck, Niderlandt auf dem mer ſein sicuti ad me scriptum.

Vale et vive. Bas. 2. Julii A° 96.

Deß herren dienſtwilliger
Dr. Felix Platter, mp.

Nr. 6. 1598, 20. April.

Dem Geſtrengen Erenveſten herren Renwart Cyſat, Statſchriber zu Lucern, meinem grosgünſtigen herren.

Erenveſter grosgünſtiger herr, Breviter ad praecipua respondeo, quantum tempus fiere poterit.

Deß herren studium et feruor in cognoscendis simplicibus gfalt mir auß der moſſen, verbindt auch similitudo haec

---

[1]) M. 103, 79. Fiederis, das Cyſats Sohn beſuchte.

[2]) Stadtarzt L. Hager.

[3]) R. von Lauffen, Cyſats Stiefbruder.

studiorum animos nostros et nostrorum zeſammen, daß wo ich dem herren auch ſeinem filio dienen kan, nit ſparen wil, wie ich mich gegen herren glich fals alles guts verſiech. Gott geb, dz wir etwan müntlich vnns erſprachen.

Den tractatum de febribus hat mir der Forer,[1]) den ich ze vor nie geſechen, aber wol vß ſeinen gebarden etwas mer dan ze frech ſchetzen, abgefordert; habs ihm nit abſchlachen kennen, hab ſunſt willens kan Dr. Laurentio[2]) auch eins ze ſchicken, ſo hatt ich doch nur eins, vnd ſindt hie alle gleich vfkauft. Wil ſo bald wider kömmen von Francfort noch eins dem herren ſchicken. Welcher's cum iudicio lißt, wirt meine labores, auch ob ich sine ratione, ab alierum placitis concedo, erkennen, et quid experientia longa suppeditavit. Der herr ſoll aber das werck baldt vollkommen, will Gott, ſechen. Werden auch die Itali und Galli erkennen, daß apud Germanos ouch eruditio ſy, non cum tanto fastu sed simplicitate quadam nostri nationi familiari. Ich kan dem herren ſagen, daß welche ex Italia kömen studiosi, deren wir viele haben omnium nationum, Medici presertim, vermeinen, ſy ſchoffen inen nutz alhie ſo wol in herbaria, anatomica, philosophico et medico studio als in Italia, wie der herr etwan ſelbs hören vnd ſechen ſoll.

Eß iſt mir leidt, daß obgemelte perſon den herren bedriebt hatt; habs wol an ihm gemerckt. Doch nit lang mit ihm ze reden wil kan. Eins verdroſt mich an ihm, daß er vor andren Medicis ſagt, ich hette den namen zu Lucern, daß ich ſeer vil forderte, dz wer ihm wol überbliben, hab mich noch ghalten zu Lucern, daß ich hof ſy mir noch guts nach reden.

---

[1]) M. 103, Fol. 81. Der jung verſtorbene Apotheker und Arzt Joſias Forrer. Vergl. B. Reber, Erlebniſſe eines jungen Arztes. Bern 1899.

[2]) Stadtarzt L. Hager.

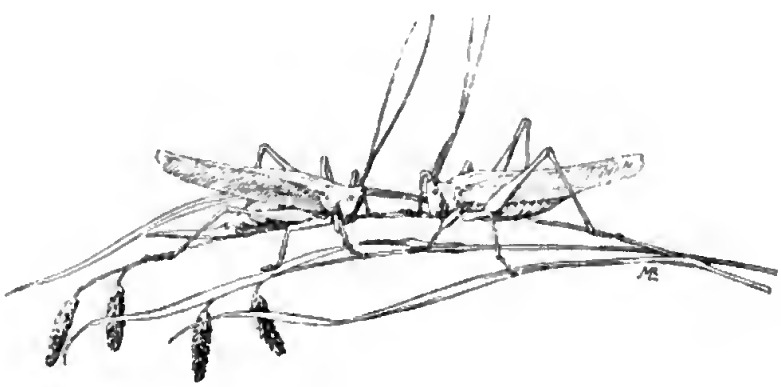
Ich wil deß herrn verzeichnuß de lacu erwarten; es ſoll in meinen scriptis der Statt Lucern, ouch deß herrn und andrer zum beſten gedacht werden.

Von den plantis, ſo deß herren ſun lobt, ken ich ſy all. Auch haben wir Coronam Imperialem, ſo Tusai Turcarum genempt wirt,[1]) auch alhie by eim doctor, floriert wunder ſchön, wie eß der her gemolt, iſt ein wunder ſchöner blum, über al uß. Erſt diſe wuchen hab ich auch eine bekommen und geſetzt; ſo baldt ſich mert, ſol dem herrn werden. Ich hab vil gattung Tulipas, auch Frittillariam. Schik dem herrn vf ſein begeren ietz ein Aloem und Cymbalariam und wünſche dem herren vil geſuntheit. Mecht wol vom herren wiſſen, ob der herr Rettich ein Cappuchiner by euch, deſſen vatter mein alter frindt und er mir wol bekant, ie ze ſulutieren. Vale. 20 Apr. A° 98.

Fel. Platter, Dr.

---

[1]) Randgloſſe: Ich hab dem herren mit deß herren bruder, wirt zum Schliſſel, knaben mer radices pappar geſchickt, ſampt dem bericht, gedenk der herr habs empfangen, wo nit, frag er by im.



Italieniſche Reiſe von Achilles Ryhiner.

Der Autor des Reiſebuches, dem die folgenden Mitteilungen entnommen ſind, Achilles Ryhiner von Baſel, wurde geboren am 10. Juni 1731 als Sohn des Emanuel Ryhiner und der Eliſabeth geb. Leisler. Am 6. April 1767 vermählte er ſich mit der am 3. Januar 1742 geborenen Katharina Eliſabeth Delon aus Vevey. Er ſtarb am 27. Juni 1788 mit Hinterlaſſung zweier Töchter, Eliſabeth, die ſich mit Dietrich Iſelin, Sohn des Ratſchreibers Iſaac Iſelin, und Jeanne, die ſich mit Hans Conrad Burckhardt vermählte.

Achilles Ryhiner betrieb gemeinſam mit ſeinen Brüdern Emanuel und Samuel eine große Indiennedruckerei. Seit 1772 war er Mitglied des Großen Rates von der Gartnernzunft.

Im Jahre 1759 erbaute er das ſchöne Haus zum Klöſterli in der St. Johannvorſtadt. Hier war es, wo er die zahlreichen Beſuche der Fremden empfing, die neben anderen berühmten Merk-

würdigkeiten Baſels auch die Ryhineriſche Sammlung von Originalzeichnungen aus Italien und Flandern zu beſehen kamen. Unter den italieniſchen Blättern galten hier die Anſichten von Päſtum als die ſchönſten. Auch beſaß Ryhiner eine große wohl ausgewählte Bibliothek deutſcher und franzöſiſcher Werke.

Was aus dieſen Sammlungen geworden iſt, wiſſen wir nicht. Aber zwei Schöpfungen Ryhiners beſtehen noch heute: ſein Haus und ſein vor uns liegendes Reiſebuch. In beiden ſpricht ſich das Weſen des Mannes auf verwandte Art und ſehr deutlich aus.

Das Reiſebuch iſt nur in Handſchrift vorhanden, im Beſitze des Herrn Iſaac Iſelin-Merian, dem wir die freundlich erteilte Erlaubnis, an dieſer Stelle Mitteilungen aus der Handſchrift zu machen, beſtens verdanken.

Ein mäßig hoher Quartant von 1040 Seiten feinen Papieres, in einem Ganzlederbande mit reicher Vergoldung, bunten Rückenſchildern und Vorſetzblättern.

An der Spitze des Buches ſteht ein von Schellenberg in Winterthur gemaltes Blatt mit Ryhiners Porträt, begleitet von Wappen, Genieen, Attributen, Guirlanden u. ſ. w. Auch einige getuſchte Vignetten üblicher Art mit Saturn, bekränzten Putten u. ſ. w. rühren von Schellenberg her. Erfreulicher ſind eine Reihe in den Text verteilter, von M. G. Kraus gemalter, höchſt zierlicher Vollbilder: Départ, Paysanne du canton de Berne, Méchante Hôtesse (in Coppet), Concert ches Monsieur Pitt (in Genf), Vues pittoresques en Savoye, Le barbier de la Novalèse, La toilette dérangée (in Turin).

Als weitere Bilder dieſer Art waren vorgeſehen und durch eingeheftete Blätter vorgemerkt, blieben aber unausgeführt die folgenden Darſtellungen: Manière de se promener en carosse et reucontre de la maîtresse du général (in Mailand). Insolence du maître de poste à Plaisance. Accident arrivé au sortir

de Parme. Aventure de L. C. au bal masqué (in Reggio). Portrait d'un petit chien de Bologne. Connoissance faite avec la signora Faustina Tedeschi (in Bologna). Cafés sur la Brenta. Jeu de ballons (in Venedig). Aventure galante arrivée à l'Anglois (in Venedig). Un parloir de religieuses avec un concert (in Venedig). Représentation de l'intérieur des casini (in Venedig). Milord H. surprend madame G. au lit et la veut poignarder (in Venedig). Usage des Dames de se deshabiller et se coucher décemment en grande compagnie d'hommes (in Venedig).

Der Text endlich, zwischen roten Linien und neben einem breiten Rande geschrieben, rührt von verschiedenen Händen her. Die Titelblätter sind vom Schreibkünstler Royllet in Basel gefertigt.

Das Werk ist in französischer Sprache geschrieben.

Voyage d'Italie et de France. Tome premier. à Bâle 1765, lautet der Titel.

Aber was vorliegt, ist nur der erste Teil der italienischen Reise. Von den 1040 Seiten des Bandes sind nur 704 beschrieben.

Niederschrift und Reise liegen um mehrere Jahre auseinander. Die erstere, an Hand der unterwegs gemachten Tagebucheinträge und Notizen nachträglich ausgearbeitet, fällt ins Jahr 1765, während die Reise selbst im Jahr 1758 ausgeführt ist.

Am 18. Januar 1758 verließ Ryhiner Basel, reiste über Waldenburg, Langenbruck (Mittagessen im „Bären" bei Jakob Schneider), Wietlisbach (Nachtquartier im „Schlüssel" bei Niedersax) und Solothurn nach Bern, von hier über Murten, Payerne, Avenches, Moudon, Lausanne, nach Genf, wo er am 21. Januar eintraf und bis zum 28. Februar blieb. Fahrt durch Savoyen und über den Mont Cenis. Am 8. März Ankunft in Turin; hier Aufenthalt bis zum

25. April. Vom 7. bis 20. Mai in Mailand. Dann über Lodi, Piacenza, Fiorenzuola, San Donino und Parma nach Reggio. Hier vom 21. Mai bis 5. Juni. Vom 5. bis 14. Juni in Parma; am 14. und 15. in Modena. Vom 15. bis 26. in Bologna, dann nach Venedig. In Venedig bricht die Erzählung ab.

Neben den wenigen Großen, deren italienische Reisebriefe und Reiseschilderungen Wert für alle Zeiten haben, vertritt Ryhiner mit seinem Berichte die unzählbare Masse der vornehm und modegemäß reisenden Italienbesucher des 18. Jahrhunderts.

Doch ist anzuerkennen, daß er seine Aufgabe der Berichterstattung über das Erlebte keineswegs leicht genommen hat. In dem Avertissement, das den Text einleitet, sagt er, daß er nach seiner Heimkehr sogleich den Entschluß zur Wiederholung der italienischen Reise gefaßt und im Blicke hierauf die besten Reisebeschreibungen Anderer durchgesehen, mit dem von ihm Geschriebenen verglichen und dieses aus jenen berichtigt und erweitert habe. Zahlreiche Randbemerkungen durch das ganze Buch hindurch bezeugen die Sorgfalt, die er in dieser Weise auf nachträgliche Besserung seines Textes verwendete. Eine ausführliche Liste von Werken über Italien scheint alle die Bücher zu enthalten, die er in der angegebenen Weise konsultierte oder doch konsultieren wollte; sie reicht bis zum Jahre 1785 herab.

Im allgemeinen kann von dem so entstandenen Reisebuch gesagt werden, daß es gerade in denjenigen Teilen, die dem Autor selbst als die wichtigsten erschienen, für uns wertlos ist. Was er von Kunst und Altertum schreibt, ist in den allgemeinsten Ausdrücken gehalten. Ein lebendiges Interesse scheint er überhaupt nur für Gemälde gehabt zu haben; aber auch hier sind seine langen Aufzählungen von Bildern (bei Venedig z. B. 185 Seiten füllend) eingestandenermaßen meist aus Cochin (Voyage d'Italie, Paris 1758) wörtlich kopiert.

Viel mehr in das Gebiet des wirklich Erlebten gehören die Mitteilungen Ryhiners über Art und Sitte des Landes, über die Eigenheiten einer Stadt, ihre Lebensweise, ihren Handel und ihr Gewerbe, einzelne Personen. Mit Gelehrten und Geistlichen freilich scheint er wenig zusammengekommen zu sein; aber seine kommerziellen Beziehungen lassen ihn an jedem größeren Orte gute Bekannte finden, und durch diese gelangt er zur näheren Anschauung aller möglichen Dinge, kommt er in feinere Gesellschaft und zu manchen Vergnüglichkeiten. Er erweist sich dabei sichtlich immer als einen weltgewandten und fröhlichen Mann, der gerne gelitten wird.

Aus den Schilderungen dieser Art teilen wir hier einige der frischesten und amüsantesten Stücke in Uebersetzung mit.

In Avenches bekam ich einen Reisegefährten Namens Réclain, der nach Genf ging, um beim Conseiller de Chapeau-Rouge eine Intendantenstelle anzunehmen, einen Mann von guter Familie, wiewohl sein Aeußeres dies nicht anzeigte. Sein schlechtes Leben war Ursache, daß er nun so dürftig daherkommen mußte; er hatte ein beträchtliches Vermögen in Schlemmerei durchgebracht, und seine Frau lebte deswegen schon seit geraumer Zeit nicht mehr mit ihm; aber der Kauz spielte den Heiligen vor allen, denen er nicht bekannt zu sein glaubte.

In Lausanne vermehrte sich unsere Reisegesellschaft noch um vier Personen.

Die erste war eine Tänzerin Namens De la Fond aus Avignon. Ihr Mann erteilte, wie sie vorgab, Tanzunterricht in Vevey, und sie selbst erschien als ein recht liebenswürdiges Geschöpf, war sanft und höflich und hatte die Art einer anständigen Dame.

Der zweite war ein gewisser Charles Brandouin aus Vevey, der zu seinem Vergnügen nach Turin reiste. Dieser junge Mann

hatte eine ausgesprochene Neigung zum Theater und zu allem, was damit zusammenhing. Er deklamierte in einem fort und führte beständig einen Racine oder Voltaire in der Tasche.

Dann ein Strumpffabrikant Verrun aus Genf, etwa fünfzigjährig, ungemein lustig und zu allen Possen bereit. Er kannte seinen Beauleau auswendig und recitierte daraus oft die munterſten Stellen, die er dann meist auf Einen aus unserer Gesellschaft in einer Weise anwendete, daß man vor Lachen glaubte sterben zu müssen.

Endlich ein sehr hübsches, etwa zwanzig Jahre altes Mädchen aus Coppet, das bei Herrn von Voltaire diente. Sie wurde denn auch von der ganzen Gesellschaft geneckt, daß sie den Vorzug genieße, mit dem größten Dichter des Jahrhunderts unter dem gleichen Dache zu leben und die gleiche Luft mit ihm zu atmen.

So trieben wir nur Dummheiten während der ganzen Fahrt; nichts fehlte als la grande pièce, damit die Komödie komplet war. Ich freilich hätte nur im Orchester gebraucht werden können, und der gute Réclain würde als moucheur de chandelles gedient haben.

Am 7. Mai bei Sonnenuntergang traf ich in Mailand ein und nahm Quartier bei Catalan an der Viscontistraße, in einem Gasthaus, wo man erträglich gut ist, was Tisch und Zimmer angeht, aber schlecht bedient wird und hohe Preise zahlen muß. Der Wirt ist ein Grobian und die Wirtin, welche die Küche besorgt, ein Schmutzfink. Meine Tischgenossen in diesem Hause waren ein junger deutscher Abbé Namens Baron Neumann aus Düsseldorf, ein Kaufmann Prati aus Lyon und ein gewisser Alloird aus Piemont, Tanzmeister im Collegio des Adels.

Mit Baron Neumann besuchte ich Abends die Promenade, genannt il passeggio delle Dame. Es ist nichts anderes als die

alte Umwallung, die aber ſehr ſchön iſt. Man ſieht von ihr aus auf der einen Seite die lachende Gegend, auf der andern die Gemüſegärten, die ſich zwiſchen Wällen und Stadt hinziehen und von der Porta orientale bis zur Porta Tosa mit weißblühenden Maulbeerbäumen eingefaßt ſind. Hier findet ſich um 23 Uhr, alſo eine Stunde vor Sonnenuntergang, ein großer Teil des Mailänder Adels zuſammen. Die Damen laſſen ihre Karoſſen halten, die Herren verlaſſen die ihren, um zu ſpazieren oder mit den im Wagen ſitzenden Damen zu plaudern. Die letzteren ſchwatzen miteinander von einem Wagen zum anderen. Man nennt dies prendere il fresco, und gemeiniglich ſieht man in ſolcher Weiſe 40 bis 50 Karoſſen halten, während die anderen kommen und gehen. Jeder Edelmann hält ſich einen Lakai und einen Läufer. Einige haben deren mehrere, und ich ſah Grafen und Marcheſen, die niemals ohne vier Lakaien und vier Läufer ſich zeigten. Die Mailänder Läufer gelten als die beſten der Welt und die Mailänder Dienſtboten überhaupt als die beſten von Italien.

In Mailand wird durch den Adel eine erſtaunliche Pracht entfaltet, in den Equipagen und Paläſten, in der Einrichtung der Zimmer und bei Tiſch. Man ißt ausgezeichnet und die Häuſer von Rang haben ſchon ſeit geraumer Zeit nur franzöſiſche Köche. Sowohl die Herren als die Damen kleiden ſich reich und geſchmackvoll und haben eine Freude daran, ſich durch Ringe und andere Schmuckſachen auszuzeichnen. Ich habe Herren geſehen, die an jeder Hand vier Ringe tragen.

Die Reiſen, die Ausflüge aufs Land und zur Jagd, der Tanz, die Muſik und das Theater ſind die Luſtbarkeiten von Mailand, aber noch vor allen dieſen ſtehen die Vergnügungen der Liebe und des Spiels.

Der in dieſer Stadt herrſchende Luxus hat zum Ruin der mächtigſten Geſchlechter geführt. Ich glaube daher, es giebt deren

kein einziges, das nicht mehr ausgiebt, als es einnimmt. Dennoch bezeugen unbegreiflicherweiſe die guten Bürger und die kleinen Leute überhaupt dem Adel großen Reſpekt.

Da der Kaufmannsſtand wenig Achtung genießt, ſo iſt Regel, daß ein Handelsmann, ſobald er genug verdient zu haben glaubt, um auf einem großen Fuße zu leben, ſeinen Handel aufgiebt und ſich adeln läßt. Und oft werden auf dieſe Weiſe reiche Kaufleute zu armen Edeln.

In Mailand giebt es nur drei Gaſthäuſer, in denen ein Mann von Stande wohnen kann: ai tre Re, al Pozzo und al Falcone, und auch in dieſen iſt man, was das Eſſen angeht, ziemlich ſchlecht verſehen. Jeder ſpeist für ſich allein in ſeinem Zimmer, man hält nicht Table d'hôte, ſo daß die Fremden gar nicht miteinander verkehren. Allerdings iſt bei dieſer Art des Lebens jeder ſehr unabhängig, und auch der Wirt findet dabei ſeine Rechnung.

Der Herzog von Modena ſamt ſeinem ganzen Hofe reſidiert in Mailand als Generalgouverneur des mailändiſchen Gebietes. Er macht nichts weniger als eine gute Figur und findet ſein einziges Vergnügen im Spiel.

Das Haus des Grafen Simonetta iſt das beſuchteſte. Selbſt ein Fremder findet dort leichten Zutritt, wenn er nur einen gewiſſen Aufwand treibt und wenn er ſpielt. Denn in dieſem Hauſe wird hoch geſpielt. Es geſchieht dort oft, daß da das Spielen drei bis vier Tage und dazwiſchen die Nächte ohne Unterbrechung getrieben wird, ſo daß man zur gleichen Zeit Spielende, Schlafende, Eſſende um ſich haben kann.

Ich kenne kein Land, wo man von der Poſt beſſer bedient iſt, als die Staaten von Mailand; man trifft hier faſt ohne Ausnahme ausgezeichnete Pferde, lauter Hengſte, und trotz der Schwere meiner Kutſche ſowohl als meiner Koffer fuhr ich beſtändig in ſcharfem Trab.

Beinahe vergaß ich zu ſagen, daß es hier üblich iſt, jeweilen beim Wechſeln der Pferde dem Stallknecht etwas in die Hand zu drücken, damit er die Räder mit einem Guß Waſſer erfriſcht.

Beim Ueberſchreiten der mailändiſchen Grenze iſt man einer Viſitation unterworfen, doch hatten die Herren Viſitatoren die Güte, mich davon zu dispenſieren, als ich ihnen ein Trinkgeld von einem Paul zukommen ließ.

Zwiſchen Sorlesco und Piacenza überſchreitet man auf einem Floß den Po, wofür man vier Paul zu entrichten hat.

Nach meiner Ankunft in Piacenza nahm ich im Gaſthof zum hl. Marcus Quartier, allwo ich bedeutend geſchröpft wurde. Der Wirt hatte die Unverſchämtheit, mir für eine ganz unbedeutende Kollation 20 Paul abzufordern. Nach längerem Diſputieren zahlte ich ſchließlich 11.

Herr Sivelli, der Inſpektor der Seidenſpinnereien, an den ich empfohlen war, empfing mich äußerſt liebenswürdig und nötigte mich ſogar, bei ihm zu logieren.

Er zeigte mir auch die Fabrikanlagen, die von gewaltiger Ausdehnung ſind und einen durch Mauern rings abgeſchloſſenen Komplex für ſich bilden. Und als wir bei der Gelegenheit in einen Saal kamen, wo mehr denn 40 junge Mädchen und Frauen zuſammen arbeiteten, fiel mir ein, daß einer meiner Freunde mir aufgetragen hatte, ihm einen Gruß auszurichten an eine junge und ausnehmend hübſche Spinnerin, Namens Argentina, die in dieſer Manufaktur arbeite. Ich fragte darum Frau Sivelli, die uns begleitete, ob ich dieſe vielleicht ſprechen könnte. „Natürlich," ſagte ſie und lachte, „ſprechen Sie nur mit ihr, ſo viel Sie wollen. Ich ſelbſt bin nämlich dieſe Argentina." Ich machte mein höflichſtes Kompliment und nun hatten wir Stoff zu lachen den

ganzen Abend hindurch. Man ſprach nie mehr von Frau Sivelli, nur noch von Argentina. Dieſe Frau hat übrigens eine ſehr hübſche Figur, es iſt eine kleine Brünette von höchſt pikantem Aeußern.

Piacenza macht eine recht große Stadt aus; doch iſt ſie dermaßen entvölkert, daß in vielen Straßen Gras wächst. Das bemerkenswerte dort ſind die zwei Reiterſtatuen in Bronze, die den Marktplatz ſchmücken. Sie ſtellen Herzog Aleſſandro und Herzog Ranuccio Farneſe dar. Sie ſind von der Hand Mocas, eines Schülers des Giovanni da Bologna. Es ſind verdienſtvolle Stücke und machen das Vergnügen jedes Beſchauers.

Die Straßen ſind ſchön und gradlinig, auch hat es viele Brunnen allhier, worunter einer auf die Ordre des Julius Cäſar ſoll angelegt worden ſein.

Die Frauen in Piacenza ſind im allgemeinen recht hübſch.

Von Piacenza fuhr ich zunächſt nach Parma, hielt mich aber dort nur auf, bis die Pferde gewechſelt waren.

Die Thore waren ſchon geſchloſſen, als ich von hier weiter fuhr; doch man öffnete ſie mir, wie es hier üblich iſt, und es koſtete mich nur ein Trinkgeld für den Wachtſoldaten.

Wir waren kaum 200 Schritte weit gefahren, als plötzlich ein Rad meiner Kutſche umfiel. Zum Glück paſſierte dies in der Nähe einiger Häuſer, wo ſich Leute befanden, die uns zu Hilfe kamen, ſonſt hätten wir bis zum Morgen da ausharren müſſen, da wir drei, ich, mein Diener und der Poſtillon, nicht im ſtande waren, die Kutſche wieder aufzurichten. Dieſen kleinen Unfall abgerechnet, kann ich mich keiner angenehmeren Fahrt erinnern, als dieſer. Auf die entſetzliche Hitze, die mich den Tag hindurch geplagt hatte, folgte ein ſanfter, leiſer Regen, der die Luft dermaßen

abkühlte und vom Staub reinigte, daß ich mich wie neugeboren fühlte. Die Dunkelheit war nicht so groß, daß ich die Schönheit der Landschaft nicht hätte bemerken können. Die Nacht war ruhig, man hörte nichts als das leise Zwitschern der Vögel, das ruhige Rieseln des Regens, das Rollen der Räder und das gleichmäßige Getrappel der Pferde, die der Postillon von Zeit zu Zeit durch Rufe antrieb. Dies alles machte zusammen ein schwaches, unbestimmtes Geräusch, das mir in seiner sanften Gleichmäßigkeit unendlich wohl that. Dazu war die Luft voller Wohlgeruch, und Tausende von kleinen Leuchtkäfern belebten als kleine Lampions die Nacht. Noch nie hatte ich dieses Schauspiel gehabt, und es erschien mir ebenso schön als eigenartig. Mein Diener versicherte mir jedoch, daß dies durch ganz Italien gewöhnlich zu sehen sei, und ich bemerkte es denn auch in der Folge noch sehr oft; immer aber, wenn es mich auch nicht mehr überraschte, hatte ich wieder meine Freude daran.

In St. Ilario hätte ich die Pferde wechseln sollen; doch da ein vornehmer englischer Herr, der eben vorbeigekommen war, sie bereits alle für sich in Anspruch genommen hatte, mußte ich wohl oder übel meinen Weg mit dem gleichen Gespann weiter fortsetzen. Endlich waren wir in Reggio, wo man die Gefälligkeit hatte, mich beinahe eine Stunde lang am Thor warten zu lassen.

In Reggio hieß ich den Postillon mich geradeswegs vor die Oper führen, wo ich einen Bekannten, der mir für Quartier sorgen wollte, zu treffen hoffte. Da dieser nicht zu finden war, entschloß ich mich, im Gasthof zur fleur de lys abzusteigen und ein leichtes Nachtessen einzunehmen, zusammen mit einem gewissen Grafen vom Hof des Don Philipp. Mein Bedienter suchte unterdessen die sämtlichen Gasthäuser der Stadt ab, doch ohne Erfolg. Durch die

maſſenhaften Beſucher, die Jahrmarkt und Oper herbeigelockt hatten, war alles ſchon beſetzt. Ich mußte mich darein fügen, die Nacht auf einer Fenſterbank zuzubringen. Man wird ſich vorſtellen können, daß ich ſie recht ſchlecht verbrachte, demungeachtet mußte ich wie für ein gutes Bett bezahlen, indem man mir 14 Pauli abverlangte. Folgenden Tags ſah ich mich frühzeitig nach einer andern Unterkunft um und bezog eine Art von chambre garnie ganz in der Nähe des Jahrmarkts.

Reggio, zum Unterſchied von dem calabreſiſchen Orte gleichen Namens Reggio di Modena genannt, iſt eine Stadt von beträchtlicher Größe und ohne gerade häßlich zu ſein, doch nichts weniger als ſchön. Ihre Lage in einer ſchönen und fruchtbaren Gegend macht viel aus; doch iſt der Aufenthalt dort höchſt trübſelig, ausgenommen zur Zeit der Meſſe. Dieſe iſt berühmt durch ganz Italien, und die Italiener halten Wunder wie viel davon; jedoch kann ſie es, was den Gang der Geſchäfte betrifft, mit einem deutſchen Jahrmarkt nicht aufnehmen, da ſie denn auch eher eine Vergnügungsmeſſe iſt. Die Opernaufführungen, die gegeben werden, gelten für die beſten, und ſie ſind es namentlich, die nicht nur eine große Anzahl lombardiſcher Adelsfamilien, ſondern auch alle Reiſenden herbeilocken.

Der Herzog von Modena, der hier einen Palaſt beſitzt (wenn man die Baracke nämlich ſo nennen darf), pflegt für die Zeit des Jahrmarktes ſeine geſamte Hofhaltung hier aufzuſchlagen. Während der ſechs Wochen des Jahrmarktes iſt es erlaubt, vom Morgen bis Abend maskiert in der Stadt zu ſpazieren. Allabendlich iſt große Oper und im Anſchluß daran gewöhnlich ein Maskenball. In einem Saal wird getanzt, im danebenliegenden geſpielt, und zwar hat man das Pharaoſpiel — die Italiener nennen es la Bassetta —, ferner den „Biribi“ und noch mehrere andere. Ich meinerſeits fand all dieſe Vergnügen, von denen man hierzulande ſo großes Geſchrei macht, derart ſtumpfſinnig, daß ich genug Zeit hatte, mich zu lang-

weilen. Es ist eben immer wieder das gleiche. Ganz wie in der Oper, wo man 22 Mal hintereinander das gleiche Stück gab; auch der größte Liebhaber mußte endlich genug daran bekommen.

Dabei sind die großen Arien und Rezitative in diesen Opern derartig langgestreckt, daß das Publikum in einemfort gähnt; von der dritten oder vierten Vorstellung an ist von ruhigem Zuhören überhaupt keine Rede mehr, und der Spektakel wird oft so groß, daß es schlechterdings unmöglich ist, von der Musik etwas zu hören. Ich, für den eine große Oper etwas vollständig neues war, verfehlte keine Vorstellung.

Während der ganzen Zeit, die ich in Reggio zubrachte, gab man eine einzige Oper: der Antigonus des Abbé Metastasio. Die Musik ist keiner besonderen Erwähnung wert mit Ausnahme der Ouverture und etlicher Arien.

Die beiden Ballete, die in der Zwischenpause gegeben wurden, waren das Unterhaltendste am ganzen Stück. Dasjenige von Circe und Ulysses, dessen Gefährten in Tiere verwandelt wurden, gefiel mir recht ordentlich, während dasjenige du culte chinois nichts wert war. Die Tänzer und Tänzerinnen waren gut. Mit Einrechnung der Figuranten traten etwa 30 Personen auf.

Die Rollen des ersten Ballets wurden gespielt durch die Demoiselle Mimmi Favi, eine angebliche Sächsin, die nichts weniger als hübsch, aber gut gebaut ist und Herrn Pitrot, welcher vortrefflich ist. Er hat eine vorteilhafte Gestalt und weiß es auch; denn er ist stolz wie ein Kutschenpferd und launisch au possible. Unter irgend einem Vorwande weigerte er sich, während drei oder vier Tagen zu tanzen, worauf ihm der Herzog anempfahl, zu tanzen oder aber eine Tracht Prügel zu empfangen. Natürlich zögerte er keinen Augenblick, das erstere zu wählen.

Im burlesken Ballet tanzten die Demoiselle Paganelli und die Herren Neri und Curioni. Des letzteren Schwester war eine

Sängerin, bei welcher ich mit einigen Freunden gewöhnlich meine Abende zubrachte. Sie ist nicht mehr in der ersten Jugendblüte, darf aber noch für eine recht schöne Frau gelten und hat eine höchst angenehme Konversation.

Die Bälle, welche nach der Oper abgehalten wurden, waren unbedeutend, obwohl der Herzog mit seinem ganzen Hof assistierte.

Der Herzog von Modena, aus dem Hause Este, ist von leidlicher Statur, aber nie sah ich einen übler coiffierten Menschen als ihn. Ueberdies ist in seinem Gesichte kein Fleck, der nicht mit drei oder vier Lagen Schminke überzogen wäre; es giebt dies einen recht wunderlichen Anblick. Er ist aber hiezu genötigt, da sein Gesicht durch die Blattern à faire peur entstellt ist. Seine Gesinnungen sollen keineswegs die edelsten sein, noch die eines Fürsten, und sein Sohn soll ihm in dieser Beziehung gleichen. Die Herzogin ist eine französische Prinzessin und lebt seit langem in Paris. Die Kronprinzessin ist eine geborene Herzogin von Massa; ihr Mann hat eine Abneigung gegen sie gefaßt. Er hat den Fehler unseres Jahrhunderts, alle anderen Frauen mehr zu lieben als die seinige. Die drei Prinzessinnen sind nicht schön, aber liebenswürdig. Man rühmt ihr zartes, höfliches Wesen.

Mit diesem Hof ist es im übrigen sehr traurig bestellt. Die Revenuen des Herzogs erlauben ihm keine großen Ausgaben; er soll schlechter Zahler und großer Spieler sein. Er verachtet alles, was nicht adlig ist, und hält jeden Kaufmann für einen Spitzbuben.

Am 5. Juni reiste ich nach Parma, wo ich bei dem Herrn Negozianten Secondi abstieg. Herr Louis Lebrun, französischer Kaufmann, und Boudard, Bildhauer des Don Philipp, bezeigten mir viele Höflichkeit. Ich speiste bald bei dem einen, bald bei dem andern. Beinahe alle Nachmittage ging ich zur Massi, erster

Sängerin der Opera buffa. Sie iſt Römerin, weder ſchön noch häßlich, und ſingt recht hübſch. Da ich dort gewöhnlich einen Muſiklehrer Joſef Colla und andere Virtuoſen antraf, ſo ging ich gerne hin. Herr Boudard hatte eine eigene Loge im Theater, in der ich mit ihm und ſeiner Frau gewöhnlich ſoupierte und wo uns die Maſſi in den Zwiſchenakten beſuchte. Man ſpielte damals il Filosofo di Campagna; die Muſik iſt von Galuppi detto il Baranello.

Am 10. Juni fuhr ich früh vor Tag nach Colorno, einem Luſthauſe des Fürſten, 15 Meilen von Parma. Der Infant liebt dieſen Ort und bewohnt ihn während der ſchönen Jahreszeit. Er hat dort eine Truppe franzöſiſcher Komödianten bei ſich, und jeden Tag wird geſpielt. Wir ſahen den Mithridates des Racine.

Es iſt eine Freude, die Ruhe zu bemerken, die im Theater herrſcht; vom ganzen Stück verliert man kein Wort, da man weder huſten, noch ſpucken, noch ſchneuzen vernimmt. Der Eintritt iſt frei für alle anſtändigen Leute.

Ich hatte Gelegenheit, den Infanten im Garten und im Theater zu ſehen. Er iſt klein und unanſehnlich, liebt ſehr die Fremden und iſt vor allem begeiſtert für die Franzoſen und ihre Sprache, während er im gleichen Maße die Spanier haßt.

Der Hof des Don Philipp iſt zur Zeit nicht ſehr glänzend, da er geteilt iſt. Der Infant lebt in Colorno, ſeine Frau in Paris, Madame Iſabelle al giardino und der Prinz Ferdinand mit der kleinen Prinzeſſin in der Stadt. Die große Zahl von Franzoſen, welche die Infantin herbeizog, hat in Parma die ungezwungene Art und die Höflichkeit eingebürgert, die der franzöſiſchen Nation eigen ſind. Die Einwohner ſind ſchon ein wenig franzöſiſiert, ſo daß hier der Aufenthalt für den Fremden angenehmer iſt, als in vielen anderen Städten Italiens.

Bologna. In der Strada Maggiore, ungefähr im Centrum der Stadt, ſtehen zwei ganz einfache, ſchmuckloſe Türme, deren einzige Merkwürdigkeit darin liegt, daß der eine, den man Aſinelli heißt, von ungemeiner Höhe iſt, und daß der andere, genannt Gariſenda, nach dem erſten zugeneigt iſt, dergeſtalt, daß ſeine Spitze über die Baſis um neun Fuß hervorragt. Beide ſind aus Backſteinen erbaut. Dem einen giebt Miſſon 376 Fuß Höhe, dem andern 130 Fuß. Meiner Gewohnheit gemäß habe ich denn auch den Aſinelliturm, als den höchſten in Bologna, erſtiegen. Man zählt 1649 Stufen von der Thürſchwelle an bis hinauf. Es ſind böſe, kleine Treppen, die man hinaufzuſteigen hat, von verfaultem Holz, nur einerſeits an der Mauer befeſtigt, ſo daß wirklich nicht unbeträchtliche Gefahr vorhanden iſt, welches man beſonders beim Hinunterſteigen wahrnimmt, wo dann bei jedem Schritt alles zittert, und man beſtändig auf die vielen fehlenden Stufen acht haben muß. Doch die ſchöne Ausſicht, die man oben genießt, entſchädigt reichlich für dies unangenehme Treppenſteigen. Die Bologneſer, um eine Vorſtellung von der Höhe dieſes Turmes zu erwecken, ſagen, daß man von ſeiner Plattform „Cento e cinque citta“ ſähe, was denn freilich ſich als wahr erweist, wenn man das Wortſpiel mit der doppelten Bedeutung von Cento, welches der Name eines Städtchens aus der Umgebung iſt, verſteht; außer dieſer ſieht man noch die fünf Städte Imola, Butrio, Ferrara, Modena und Bologna ſelbſt. Man thut wohl, bevor man die Plattform betritt, ein wenig auszuruhen, da ſelbſt im höchſten Sommer hier ein äußerſt friſcher Wind weht, ſo daß man ſich leicht eine Erkältung holen könnte, zumal man nicht wohl hinaufſteigen kann, ohne ſich beträchtlich in Schweiß zu bringen.

Bologna iſt nächſt Rom die bedeutendſte Stadt im Kirchenſtaat. Sie iſt groß, ſtarkbevölkert, und mag ihre fünf Meilen im Umkreis haben. Wie viel Einwohner man zählt, weiß ich nicht anzugeben.

Faſt alle Häuſer haben Arkaden, welche ſehr zur Bequemlichkeit beitragen, jedoch infolge ihrer unregelmäßigen Bauart und ihrer ungleichen Dimenſionen eher zur Entſtellung als zur Verſchönerung der Stadt dienen. Was aber nicht hindert, daß dieſe für recht angenehm gelten mag, indem mehrere Quartiere ſehr ſchön und von dieſem Fehler frei ſind. Außer einer großen Zahl ſchöner Kirchen und Klöſter hat es noch eine Unmaſſe von ſogenannten Palazzi, eine Bezeichnung, mit der die Italiener allerdings ſo hier wie anderswo höchſt verſchwenderiſch umgehen, der aber denn doch hier vielen mit Recht zukommt.

Erwähnenswert iſt neben den Paläſten Caprara, Ranezzi und Albertini vornehmlich der Palazzo Monti wegen ſeiner mächtigen Souterrains. Ueberhaupt giebt es keine Stadt, die ſo viel ſchöne Souterrains hat, als eben Bologna, wo man auf dieſe Anlagen, wie behauptet wird, eben ſo viel Geld verwendet hat, als auf das Uebrige.

Sonſt ſieht man an dieſen Paläſten, die alle ungemein ſolid konſtruiert ſind, nur wenig ſchöne Architektur; daran ſind die Arkaden ſchuld. Und wie im Aeußern, ſo ſündigt man auch in der innern Einteilung durch Einförmigkeit.

Man ſollte meinen, ein und derſelbe Architekt hätte ſie alle miteinander gebaut; da ſind immer wieder die gleichen großen Salons, die ſchönen Treppen, und die prächtigen Souterrains, ganz nach dem allgemeinen Geſchmack der Lombardei. Was die Straßen angeht, ſo ſind ſie recht ordentlich gepflaſtert, hell, und etliche ſogar von ſchöner, geradliniger Anlage.

Die beſten Gaſthäuſer von Bologna ſind der Pellegrino und San Marco.

Hier iſt es Sitte, die Wappen über der Thüre groß gemalt zu haben, unter dem Adel und der Bürgerſchaft ebenſowohl als unter den Handwerkern; dieſe letzteren haben freilich in der Regel nur ſogenannte armes parlantes (d. h. mit bildlich dargeſtellten

Namen), welche ſie ſich ſelbſt fabrizieren, ſo daß man darunter recht drollige findet.

Der Adel, der ſehr zahlreich iſt, legt viel mehr Gewicht auf die innere Ausſtattung der Häuſer, als auf äußeren Aufwand; ſo ſind auch ihre Equipagen gar nicht ſchön oder leicht beweglich, ſondern haben einen geradezu vorſündflutlichen Anſtrich. Die wenigen Privatleute, die überhaupt ſolche beſitzen, bedienen ſich ihrer nur höchſt ſelten, und nur die Damen pflegen darin ſpazieren zu fahren. Lächerlich iſt die Gravität, mit der ſolch eine Karoſſe ſich einherbewegt. Hier darf man nämlich, wie ich vermute nach römiſcher Etiquette, nie anders als im Schritt fahren.

Die Bologneſen ſind im ganzen von mittelmäßiger Statur, aber wohl gebildet und von gutmütiger, höflicher Art. Die Frauenzimmer ſind recht hübſch, ohne eigentlich ſchön zu ſein, und überaus geſprächig. Man kennt die Bologneſerinnen beinahe immer an ihren Stumpfnäschen, welche Gattung man denn auch in Italien allgemein Naſen à la Bolognèse nennt.

Die vornehmen Damen kleiden ſich nach franzöſiſcher Mode. Aber die Bürgerfrauen haben eine ganz andere, höchſt eigenartige Tracht: Mieder und Rock von verſchiedener Farbe, dazu einen großen Schleier von Taffetas oder ſchwarzer Seide (gros de Tours), der den Kopf und einen großen Teil des Geſichtes verhüllt, ſich über die Schultern nach vorne zieht, dann unter den Armen zurück und, nachdem er ſich auf dem Rücken gekreuzt hat, wieder den Körper rings umſchlingend nach vorne kehrt. Dieſe Kleidung iſt vornehmlich gut geeignet, das Incognito zu wahren; zu dem Zwecke wird ſie denn auch bisweilen von den Damen aus den höchſten Ständen getragen. Dieſer Schleier giebt den Frauen etwas myſteriöſes; ſelbſt wenn ſie nicht hübſch ſind, müſſen ſie doch ſo erſcheinen durch die kleinen Kunſtgriffe, die ſie in Anwendung bringen; denn ſie pflegen ihn ſo über ihr Geſicht zu legen, daß man gerade nur die

vorteilhaften Teile desſelben ſehen kann, eine kokette Kriegsliſt, die natürlich die Neugier aller Vorbeigehenden ſtacheln muß. Dann lüften ſie durch eine ungemein graziöſe Bewegung ihres Fächers ein klein wenig dieſen Schleier, wenn ſie es für angemeſſen halten, einem Vorübergehenden ihr Geſicht zu zeigen oder ein entzückendes kleines Lächeln des Grußes zu gönnen; mit der nämlichen Gewandtheit wiſſen ſie ſich dann auch denjenigen zu verbergen, welche ſie nicht ſehen ſollen. Auch ein mittelmäßiger Teint muß hinter einem ſolchen Schleier ſchön erſcheinen. Die jüngſten und hübſcheſten Mädchen tragen gemeiniglich einen Rock von grünem Taffet, dazu ein roſenrotes Mieder vom ſelben Stoff, was zuſammen mit dieſem ſchwarzen Schleier ihnen ein ſehr reizendes Anſehen giebt.

Ehemals züchtete man in Bologna eine große Menge von Hündchen erſter Schönheit mit langen, weichen, ſeideglänzenden Haaren; ſie ſtanden in hohem Ruf, und man verkaufte ſie zu enormen Preiſen ins Ausland. Da ſie nun aber ſchon ſeit geraumer Zeit aus der Mode gekommen ſind, fangen ſie an, in Bologna ſelbſt ſelten zu werden, und nicht ohne Schwierigkeit konnte ich endlich einen der ſchönſten auftreiben, den ich mir dann erſtand. Man bezahlt jetzt für ſie drei bis fünf Louisd'or.

Als ich in Bologna mich raſieren ließ, wunderte ich mich, mit welcher Fertigkeit, Leichtigkeit und Reinlichkeit die Barbiere dies Geſchäft beſorgen, ſo daß im Vergleich mit ihnen die Franzoſen und Deutſche wahre Schinder (Ecorcheurs) ſind. Die Barbiere der ganzen Welt ſollten in Italien ihr Handwerk lernen. Meiſter und Geſellen ſind hier immer ſchwarz gekleidet und tragen den Mantel. Wenn man ſie holen läßt, ſo bringen ſie ihr Handwerkszeug nicht ſelbſt, ſondern ein junger Lehrling, genannt Fattore, trägt in einer ſeidenen Taſche zwei ſilberne Becken, einen Spiegel, Seifebüchschen verſchiedener Art, Kämme, Scheren und Raſiermeſſer, Wetzſtein, Puder, Pommade, eine kleine Phiole mit Roſeneſſig, ſehr ſaubere Tücher und den Waſſerkrug.

Die Operation des Raſierens verläuft nun in folgender Weiſe. Ich ſetze mich und der Barbier macht mir zunächſt eine tiefe Reverenz, hängt mir ſodann einen Spitzenmantel um und darüber eine weite Serviette genannt il esucatorio. Der Fattore präſentiert ein Becken mit lauwarmem oder kaltem Waſſer nach meinem Belieben. Der Barbier fragt mich, welche Seife ich wähle, und ſeift mich trefflich ein, während der Fattore das Becken hält. Nun iſt er damit fertig, ergreift das Raſiermeſſer und macht mir eine zweite Verbeugung. Beim Anſetzen ſagt er „con salute," und der Fattore hält mir während der Arbeit den Spiegel. Der Barbier geht, wenn er die Seite wechſelt, ſtets ſorgfältig nie vorne, ſondern hinten herum und fragt von Zeit zu Zeit, ob ich mit dem Raſiermeſſer zufrieden ſei. Nun ſeift er mich neuerdings ein, „pour faire le contrepoil." Hierauf ſtutzt er mir die Naſenhaare, akkommodiert die Augenbrauen, putzt mir die Ohren, und wechſelt die Servietten. Der Fattore ſtellt ſich wieder mit Becken und Waſſer ein, und der Barbier ſeift mir das ganze Geſicht mit ausgezeichneter Seife. Der Fattore nimmt ein anderes Becken mit friſchem Waſſer, in welches einige Tropfen Roſeneſſig gegoſſen worden ſind, und man wäſcht mir das Geſicht. Nachdem man mir hierauf noch einmal mit kaltem Waſſer das Geſicht gewaſchen und mit Sorgfalt und auf die höflichſte Weiſe abgetrocknet hat, ſtreicht mir der Barbier etwas Pomade an den Schnurrbart, kämmt mich, pudert mich wenn ich will, nimmt die Tücher weg und empfiehlt ſich mit einer tiefen Reverenz.

Uebrigens findet man öfters in den Barbierſtuben Frauen, die das Raſieren beſorgen, und zwar mit der höchſten Vollendung und unendlich viel angenehmer als die Männer. Als ich mich hiebei zum erſtenmal unter den Händen einer Frau befand, kam mir dies ſo vergnüglich vor, daß es ihr wegen meines Lachens unmöglich war, die Operation zu Ende zu bringen, und daß ich mir den Reſt durch einen Lehrling beſorgen laſſen mußte.

Die Nonnen des Kloſters der hl. Clara haben den Ruhm, die beſten Patiſſerien nicht nur von Bologna, ſondern von ganz Italien zu machen. Uebrigens könnte ich mich ſchwer darüber entſcheiden, ob Bologna in dieſer Beziehung anderen Städten Italiens überlegen ſei; denn man findet ausgezeichnete Patiſſerien auch in Rom, in Florenz, in Neapel, in Meſſina, und vor allem in Palermo. Die guten Konfituren und Gelées, die man in Bologna ißt, werden ebenfalls von Nonnen verſchiedener Klöſter bereitet.

---

26. Juni. Abreiſe von Bologna und zu Schiff auf einem Kanal bis zur Station al gallo. Von hier zu Wagen, übel geſchüttelt, bis Ferrara. Von hier wieder zu Schiff auf dem Po und durch die Lagunen bis Venedig. Die Reiſegeſellſchaft war ein junger Kaufmann aus Lyon, ein Abbé, ein Franziskanermönch, ein landesflüchtiger Florentiner.

Beim Einfahren in den Canal grande fand ich einen meiner Freunde, der mich in ſeine Gondel nahm und mich in den Ecu de France führte, welches der beſte Gaſthof in Venedig iſt. Er liegt am Canal grande.

Ich hielt es für das Beſte, zur Beſichtigung der Sehenswürdigkeiten Venedigs mir einen Cicerone zu nehmen; doch fiel ich zu meinem Unglück auf einen Ignoranten, dem ich gleich den Laufpaß gab. So übernahmen es denn meine Freunde, vor allem Herr Foſſati, mich überall hinzuführen. Auf dieſe Weiſe kommt man am beſten und ſicherſten dazu, alles das zu ſehen, was man kennen lernen möchte.

Auch die Gondoliere ſpielen bisweilen die Ciceroni; aber es iſt nicht ratſam, ſich von ſolchen Kerls führen zu laſſen. Einesteils pflegen ſie, ſei's aus Unkenntnis oder mit dem Bemühen, die Fahrt ſo lange als möglich auszudehnen, den Reiſenden ſtets zuerſt vor alles Mögliche zu führen, nur nicht vor das, was ihn intereſſieren kann; und ſodann hat man die Unannehmlichkeit, ſich wegen ihres Jargons mit ihnen nicht verſtändlich machen zu können, was denn bisweilen zu recht heiteren Mißverſtändniſſen führen kann. So wollte einmal ein Fremder ſich nach der Euſtachinskirche führen laſſen. Dieſe hat aber im venezianiſchen Dialekt einen ganz anderen Namen, ſo daß der Gondoliere nicht wußte wohin ſich wenden. Er hielt es alſo für das geratenſte, zu einer Kirche nach der anderen zu fahren. Als der Fremde aber immer wieder ſagte: „die iſt es nicht, führt mich doch einmal nach St. Euſtachins," wurde es dem Gondoliere zu langweilig und er führte ihn einfach zur Kirche „Allerheiligen" und ſagte: „Mein Herr, ich verſtehe nicht, welcher Heilige es iſt, zu dem Sie wollen. Hier ſind ſie aber alle beiſammen, ſeht, ob ihr den eurigen nicht auch darunter findet."

Der Marcusplatz gehört durch ſeine Regelmäßigkeit, ſein ſchönes Pflaſter und durch die prachtvollen Gebäude, die ihn einſchließen, wirklich zu den ſchönſten Plätzen der Welt.

Ringsherum laufen Säulenhallen; man nennt ſie die Procuratien, wo ſich ein Café ans andere reiht, die alle den ganzen Tag hindurch voller Leute ſitzen.

Auf dem Platze giebt es für das Volk beſtändig etwas Unterhaltſames zu ſehen, nämlich Charlatane, Polichinelle, Marionetten, Seiltänzer und Gaukler, ſowie Märchenerzähler und Improviſatoren, eine Art Leute, die nur in Verſen ſprechen.

Der St. Marcusturm iſt ſchon ſo oft beſchrieben worden, daß ich wohl oder übel auch etwas davon ſagen muß. Ich meinerſeits habe daran ſo viel Auffallendes nicht gefunden, wenn nicht das,

daß man bequem zu Pferde hinaufreiten könnte, wenn nur die Thüröffnung groß genug wäre. Immerhin lohnt es ſich wohl hinaufzugehen und die Lage der Stadt kennen zu lernen; man hat von der Spitze aus einen wirklich ſchönen und erſtaunlichen Ausblick.

Kirchenſchatz, Kirche und Palaſt von St. Marcus verdienen allerdings bis zu einem gewiſſen Grade die großen Lobſprüche, die Reiſende ihnen geſpendet haben. Die Kirche iſt von gotiſcher Architektur, vorne ganz mit vergoldeten Moſaiken geziert. Der Palaſt, wo der Doge wohnt, dient zu gleicher Zeit zur Verwaltung und Juſtiz. Hier verſammeln ſich in verſchiedenen Sälen der Große Rat der Adligen, ſowie alle niederen Räte und Kollegien.

Da ich einigen Adligen den Wunſch bezeigt hatte, einer Sitzung des Großen Rates beizuwohnen, ſo wurde ich einmal an einem Sonntag (dies iſt der für die Sitzungen feſtgeſetzte Tag), dort eingeführt. Es pflegen nämlich Fremde ohne weitere Umſtände hier zugelaſſen zu werden, wenn nicht etwa gerade beſonders wichtige Verhandlungen ſind.

Zugleich mit mir war auch eine ſehr ſchöne römiſche Dame da mit ihrem Mann. Drei oder vier Nobili ſtanden die ganze Zeit bei ihr, plauderten und ſagten ihr Liebenswürdigkeiten, und in der ganzen Verſammlung war nicht Einer, der ſie nicht lorgnettierte. Jede Würde war von der Behörde gewichen bei dem Anblick einer ſo hübſchen Frau, und ich bin überzeugt, dieſe hätte ihren Prozeß gewonnen, wenn ſie einen ſolchen zu führen gehabt hätte. Uebrigens war das einzige Geſchäft der ganzen Sitzung die Auslöſung der Wähler für eine Beamtung.

Da zur Zeit meines Aufenthaltes in Venedig weder Geſellſchaften noch Spiele, noch Theateraufführungen ſtattfanden, die gewöhnlichen Vergnügungen des Karnevals, ſo kann ich nichts davon erzählen. Im Sommer begiebt ſich der größte Teil des Adels aufs Land, und die in der Stadt Zurückbleibenden haben keine andere

Unterhaltung als die Gondeln und den Marcusplatz. Gegen 23 Uhr, wenn das Wetter ſchön und windſtill iſt, fahren ſie mit ihren Damen zur Giudecca al corso delle barche. Hier promeniert die vornehme Welt in Gondeln in einer langen geraden Reihe. Ich rate den Fremden, welche die Neugier nach Venedig führt, ſich ſo oft als möglich dieſen Korſo anzuſehen; denn er iſt eines der ſchönſten Schauſpiele, das man hier haben kann.

Hier ſieht man einen greiſen Senator mit einer jungen Dame, die ihm mit ihren Freundlichkeiten eine Gunſt abſchmeicheln will; dort eine Schöne, eiferſüchtig auf ihren Geliebten, der mit einer andern an ihr vorbeifährt; dort einen Stutzer mit Nonchalance in der Gondel ausgeſtreckt, die beiden Beine auf den Seitenbänken und einen Zahnſtocher im Munde; dort einen Andern mit einem Buch in der Hand, der aber kein Wort lieſt, ſondern nach allen Seiten lorgnettiert und mit herablaſſender Miene grüßt; dort drei oder vier „aigrefins," welche über alle Vorüberfahrenden ihre Bemerkungen machen. So gehen die vernünftigen Perſonen dorthin um zu ſehen, und die Narren um geſehen zu werden.

Gegen 1 Uhr nachts verläßt Jeder den Korſo, um ſich zu erfriſchen. Man nimmt den Sorbet in einem Café, die Limonade in einem andern, endlich den Kaffee in einem dritten. Alles ohne die Gondel zu verlaſſen, indem man ſich das Gewünſchte durch den Gondolier oder einen Kellner heranbringen läßt. Gegen 2 Uhr fährt alles zum Marcusplatz, bleibt dort bis 3 oder 4 Uhr und begiebt ſich dann nach den Casini.

So viel aus Ryhiners Reiſebuch.

Es ſchließt mit den venezianiſchen Schilderungen, bei denen nur das Eine auffällt, daß Ryhiner kein Wort darüber zu ſagen hat, dort mit zwei bedeutenden Männern jener Zeit in näherem

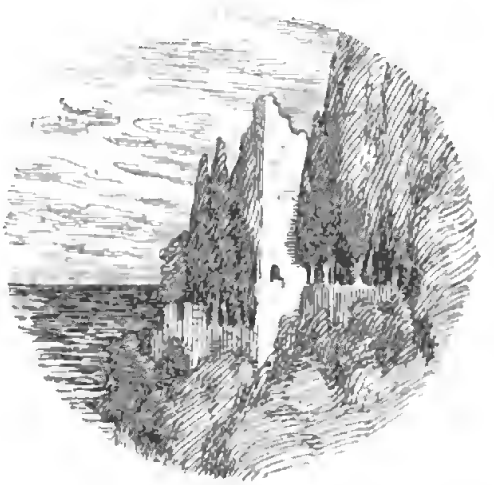
Verkehre geweſen zu ſein. Es ſind keine geringern als Goldoni der Dichter und Scarlatti der Muſiker. Ihr Zuſammenſein mit Ryhiner wird bezeugt durch den Franzoſen Grosley, der zur ſelben Zeit wie Ryhiner nach Venedig kam und gleich ihm im Scudo di Francia abſtieg (Nouveaux mémoires ou observations sur l'Italie et sur les Italiens par M. G. II. 3; vergl. Björnſtählſ Briefe V. 52).

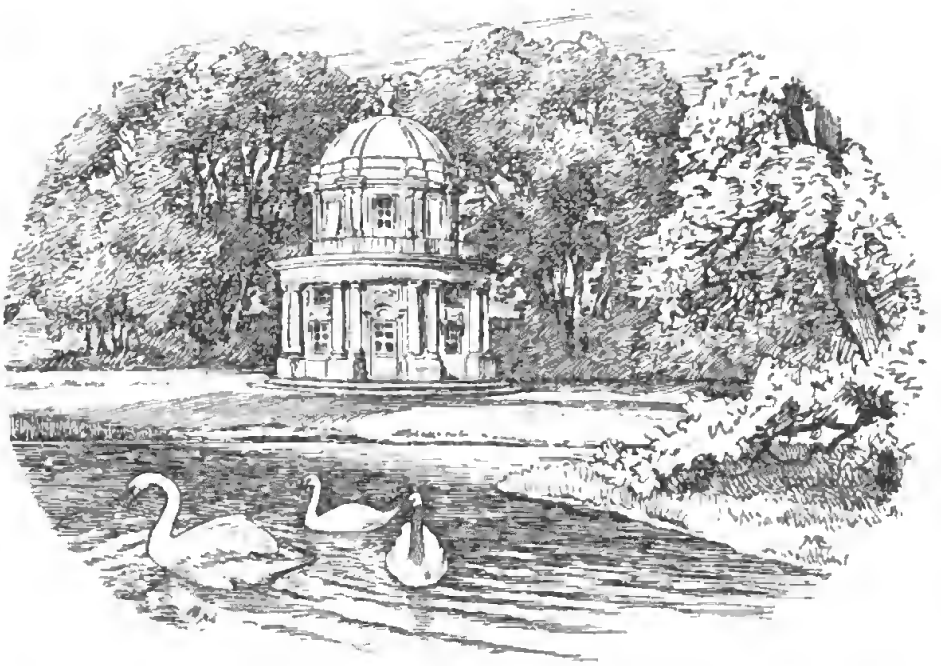
Wohin ſich Ryhiner von Venedig aus begeben hat, iſt uns nicht bekannt. Aber daß er außer Italien auch Frankreich beſuchte, ergiebt ſich aus dem Titel des Werkes, und jedenfalls iſt er im Jahre 1758 nicht zum letztenmal in Italien geweſen. Der Schwede Björnſtähl, der im Jahre 1773 Ryhiner beſuchte, erwähnt, daß dieſer viel in Italien gereist ſei.

Auf einer dieſer Reiſen, im Sommer und Herbſt 1763, die ihn bis Rom, Neapel und Sizilien brachte, traf er in Rom mit Winckelmann zuſammen. Am 6. Auguſt 1763 erzählt dieſer dem Zürcher Caspar Füeßli von wiederholten Beſuchen des Herrn Ryhiner: „Ich habe gemerket, daß er das ganz Schlechte vom Guten in der Kunſt, welche die Hauptabſicht ſeiner Reiſe ſcheinet, nicht unterſcheidet. — Deſſen Betragen iſt gefällig und ſeine Abſicht in Anwendung der Zeit in Rom löblich.“ Und am 14. September findet er, daß Ryhiner ſich in Neapel länger aufhalte als es nötig ſei, „zumahl er mit einem berüchtigten Betrieger und Spitzbuben in genaue Bekanntſchaft gekommen iſt, vor welchem ich geſucht habe ihn warnen zu laſſen. Das Muſeum hat er nur ein einziges Mahl geſehen, nach Art unſerer lieben Deutſchen.“ Uebrigens will Winckelmann Ryhiner, wenn dieſer nach Rom zurückgekehrt ſein werde, ſo viel ihm möglich ſei, und mit demjenigen Unterrichte dienen, den er werde annehmen können und wollen.

Es iſt in der That hiezu gekommen, und Winckelmann geleitete gleich andern Fremden nun auch Ryhiner als kundigſter Cicerone

durch die Altertümer Roms. Wie es ſcheint, nicht zu ſeinem Verdruſſe; denn noch um Jahre ſpäter läßt Winckelmann keinen ſeiner Briefe an Chriſtian von Mechel nach Baſel gehen, ohne auch dem Freunde Ryhiner einen Gruß zu ſenden.





Mengaud und die Revolutionierung der Schweiz.

Von Hans Barth.

Unter den Agenten der französischen Republik, welche beim Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft in verschiedenen Gegenden der Schweiz für die Revolution thätig waren und der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft das Grab schaufelten, nahm Mengaud eine führende Stellung ein. Was bis dahin über seine Wirksamkeit in der Schweiz bekannt war, beruht auf der ausgedehnten offiziellen Korrespondenz, die er mit Basel, Bern, Zürich und den übrigen Ständen geführt hat. Daneben aber hielt er stets das französische Direktorium über den Gang der Ereignisse in der Schweiz auf dem

Laufenden durch eine Reihe von Briefen, die in den Archives nationales[1]) in Paris aufbewahrt ſind und die Grundlage der folgenden Darſtellung bilden. Dieſe Briefe tragen vielfach mehr perſönlichen als offiziellen Charakter; Mengaud hält darin mit ſeinem Urteil über ſchweizeriſche Perſonen und Zuſtände nicht hinter dem Berge und unterbreitet ſeine oft ſehr weitgehenden Vorſchläge ohne Scheu dem Direktorium. Er läßt ſeinem Haſſe gegen alle Ariſtokraten freien Lauf und überſchüttet gelegentlich die Basler Nationalverſammlung, die ſich ſeinen Wünſchen nicht ſtets fügte, mit Hohn und Spott, verſchont aber auch die franzöſiſchen Generale nicht, wenn ſie ſeine Pläne durchkreuzen. Dieſe perſönliche Färbung verleiht aber gerade den Briefen ihre Wichtigkeit und verſchafft ihnen einen gewiſſen Reiz, wenn auch gleich an dieſer Stelle betont werden ſoll, daß Mengauds Urteile ſehr oft übertrieben, manchmal falſch und einer Korrektur dringend bedürftig ſind und jedenfalls in keinem Falle unbeſehen dürfen hingenommen werden.

Wichtig und anziehend ſind dieſe Briefe deshalb, weil ſie einen Einblick gewähren in die Denk- und Anſchauungsweiſe Mengauds, der mit einem fanatiſchen Eifer für die Sache der Revolution in allen Lagen eine kühle und verſchlagene Berechnung zu verbinden wußte. Man erfährt aus ihnen viele Dinge, die er in den offiziellen Schriftſtücken an die verſchiedenen Stände wohlweislich nicht zur Sprache brachte; ſeine Pläne und Abſichten für die Durchführung der ſchweizeriſchen Revolution, die Mittel und Wege, auf denen er dieſes Ziel zu erreichen hoffte, ſeine getäuſchten Hoffnungen und der daraus entſpringende Haß, all das tritt in dieſen Briefen an das franzöſiſche Direktorium ſcharf und klar zu Tage.

Dieſe Beſchaffenheit des Materials bringt es mit ſich, daß nicht über alle Seiten von Mengauds Thätigkeit gleich ausführlich wird gehandelt werden und daß namentlich von ſeinen diplomatiſchen Verhandlungen vieles nur kann angedeutet werden, zumal da die

hauptſächlichſten derſelben, diejenigen mit Bern, bereits gut und ausführlich dargeſtellt ſind.[2])

Ueber Mengauds Leben iſt ſehr wenig bekannt; nicht einmal ſein Vorname iſt unbeſtritten; während er in ſeinen Briefen ſtets J. oder Joſeph Mengaud unterzeichnet, nennt ihn die Biographie Universelle[3]) Antoine Mengaud. Man wird wohl mit der Annahme nicht fehlgehen, daß er die beiden Namen geführt habe. Zu dieſer Ungewißheit tritt die weitere, daß auch über ſein Geburts- und Todesjahr nur unſichere Angaben vorhanden ſind. Geboren iſt er in Belfort um 1750; er war mit dem franzöſiſchen Direktor Reubell verwandt, in welchem Grade, das entzieht ſich wieder unſerer Kenntnis. Doch kann die Verwandtſchaft ſchwerlich eine ſehr nahe geweſen ſein, da Mengaud im Frühling 1798 gegenüber Reubells Schwager Rapinat desavouiert und ohne Sang und Klang fallen gelaſſen wurde. Seine diplomatiſchen Sporen ſcheint er ſich anläßlich einer geheimen Sendung zu Paßwan-Oglu, der im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts von Bulgarien aus den türkiſchen Sultan bekämpfte, geholt zu haben. Dann war er als franzöſiſcher Agent in Holland thätig und erwarb ſich wohl bei der Durchführung der holländiſchen Revolution die für die Revolutionierung eines Landes nötigen Kenntniſſe, die er dann in der Schweiz wieder verwerten konnte.

Nach ſeiner Abberufung aus der Schweiz ſcheint er einige Zeit in Paris gelebt zu haben und von 1801 bis 1804 bekleidete er das Amt eines Kommiſſärs in den franzöſiſchen Häfen am Kanal. Einen kleinen Einblick in ſeine dortige Thätigkeit verſchafft uns der Bericht, den der Neuenburger Louis Fauche-Borel in ſeinen Memoiren[4]) von einem Zuſammentreffen mit Mengaud giebt. Fauche-Borel, der als royaliſtiſcher Agent und Spion häufige Reiſen nach London unternahm, kam auf einer ſolchen Ende des Jahres 1801 nach Calais und mußte dort vor der Ueberfahrt

ſeinen Paß durch Mengaud, den er als „personnage rude et burlesque“ bezeichnet, viſieren laſſen. Mengaud wollte gerade ſein Bureau verlaſſen und ſich zu Tiſche begeben und wies ihn an, nach dem Eſſen wieder zu kommen. Schließlich ließ er ſich aber durch die Bitten Fauche-Borels, der allen Grund hatte, eine raſche Erledigung der Sache zu wünſchen, bewegen, den Paß noch vor Tiſche zu viſieren. Während nun Mengaud, an ſeinem Pulte ſtehend, den Paß in Eile mit ſeinem Viſum verſah, fand Fauche-Borel Gelegenheit, in einer auf dem Pulte liegenden Liſte, welche die Namen derjenigen Reiſenden enthielt, die feſtgenommen werden ſollten, auch ſeinen eigenen Namen zu leſen. Dem Umſtande, daß ſein Paß bloß auf den Namen Fauche ausgeſtellt war und der Eile, mit der die Viſierung vor ſich ging, verdankte er, daß er entkam, ohne die Aufmerkſamkeit Mengauds auf ſich gezogen zu haben.

Die Strenge, womit Mengaud in anderen Fällen zu Werke gegangen ſein muß, machte ihn gefürchtet, führte aber auch im Jahre 1804 ſeine Abberufung herbei. Von da an verſchwindet er vom Schauplatze; man kennt weder Ort noch Zeit ſeines Todes.

Nach dieſen einleitenden Bemerkungen wenden wir uns nun zu Mengauds Thätigkeit in der Schweiz, einer Periode ſeines Lebens, welche ſchon in verſchiedener Hinſicht bekannt und durch die im Eingang kurz charakteriſierten Briefe noch weiter erhellbar iſt.

Am 23. September 1797 langte Mengaud in Baſel an;[5]) offiziellen Charakter hatte er vorderhand nicht, und ſeine Beglaubigungspapiere beſtanden in einem Paß, der vom damaligen Präſidenten des franzöſiſchen Direktoriums, La Révellière-Lépeaux, unterzeichnet war. Dieſen Paß hat Mengaud in der Audienz, die er in den erſten Tagen ſeines Basler Aufenthaltes bei Bürgermeiſter Peter Burckhardt hatte, vorgewieſen. Die Basler Regierung aber

nahm zu ſeiner Ankunft, wie das Schweigen des Ratsprotokolles beweist, nicht offiziell Stellung, und die bei Geſandten übliche Beglückwünſchung durch einige Mitglieder der Regierung fand in dieſem Falle nicht ſtatt.

Mengauds erſtes Geſchäft war eine kurze Durchmuſterung und Verſiegelung der Papiere des franzöſiſchen Geſchäftsträgers, Theobald Bacher, ſowie derjenigen, welche ſich noch von Barthélemys Zeit her auf der franzöſiſchen Geſandtſchaft vorfanden. Er erledigte dieſen Auftrag in den Tagen vom 23. bis zum 28. September, wobei ihm außer Bacher auch der Basler Ratsſchreiber Johann Jakob Miville und der gleichfalls auf der Staatskanzlei thätige Johann Jakob ImHof behilflich waren.

Weniger harmloſer Natur war der zweite Auftrag, den Mengaud vom franzöſiſchen Direktorium erhalten hatte. Zu ſeiner Erledigung begab er ſich in den erſten Tagen des Oktober nach Bern.[6]) Am 7. Oktober 1797 überreichte er dem regierenden Schultheißen, Nikolaus Friedrich von Steiger, eine Note des franzöſiſchen Direktoriums, in welcher von Bern und wenn nötig von der ganzen Eidgenoſſenſchaft die Ausweiſung des engliſchen Geſandten William Wickham verlangt wurde. Begründet wurde dieſe Forderung mit dem Hinweis darauf, daß Wickhams Thätigkeit gar nicht dem gegenſeitigen Verhältniſſe Englands und der Schweiz gelte, ſondern darauf abziele, die gegen die Sicherheit Frankreichs gerichteten Verſchwörungen zu begünſtigen. Die Berechtigung dieſer gegen Wickham erhobenen Vorwürfe wird erwieſen durch ſeine leider wenig beachtete Korreſpondenz.[7]) In der Inſtruktion, die ihm vom Miniſter des Auswärtigen, Lord William Grenville, vor ſeiner Abreiſe zu Ende des Jahres 1794 gegeben wurde, iſt wohl die Rede von der Lage der Dinge in Frankreich, von der Reſtauration des Königtums und der Religion, von den Aſſignaten und den Beſitztümern der Krone und der Emigranten, aber nicht mit einem Satze wird der Schweiz

und ihrer Verhältniſſe Erwähnung gethan. Die Weiterführung der ordentlichen diplomatiſchen Beziehungen Englands mit den Kantonen war eben, wie ſich der Herausgeber der Korreſpondenz, der gleichnamige Großſohn William Wickhams ausdrückt, „die geringſte ſeiner Pflichten.“ Er ſtand in Verbindung mit allen offenen und geheimen Feinden der franzöſiſchen Republik, korreſpondierte mit dem Grafen von Provence (dem ſpäteren Ludwig XVIII.) und dem Prinzen von Condé und förderte mit engliſchem Golde die geplante royaliſtiſche Schilderhebung in der Franche Comté. Ueber die Schweiz oder beſſer über den Kanton Bern berichtete er in ſeinen Depeſchen nur, wenn er Grund zur Klage zu haben glaubte. Als am 17. Juni 1796 der Große Rat von Bern, auf eine Note Barthélemys hin, die Ausweiſung ſämtlicher in berniſchen Landen befindlicher franzöſiſcher Emigranten beſchloß, da beklagte ſich Wickham bitter über die Nachgiebigkeit der früher ſo ſtolzen und unabhängigen Körperſchaft. Und doch iſt es, beim Lichte beſehen, nur die ſchlecht verhehlte Furcht, daß ſich die meiſt vollkommen mittelloſen Emigranten nach England wenden möchten, die ihm die Feder in die Hand drückt, auch wenn er ſeinen Entſchluß, den Emigranten keine Päſſe nach England auszuſtellen, in einem Briefe an den öſterreichiſchen Geſandten Baron Degelmann mit folgenden menſchenfreundlich ſein ſollenden Sätzen begründet: . . . . . „pour moi, je ne leur accorderai sûrement pas des passeports pour aller en Angleterre, à moins de quelque cas extraordinaire. Je peux me tromper, mais il me semble que c'est là la conduite que l'humanité doit dicter à leur égard. Le déménagement seul, et le voyage, feroit dépenser à plusieurs de ces malheureux leur dernier sol.“ [3]) Unter dieſen Umſtänden war es für diejenigen Emigranten, die auf England zählten, ein Glück, daß die Durchführung des Ausweiſungsbeſchluſſes an Strenge hinter ſeiner Faſſung zurückblieb.

Wenn also auch die Gründe, mit denen das französische Direktorium das Ausweisungsbegehren gegen Wickham motivierte, ihre Berechtigung hatten, so war doch das Ansinnen selbst für Bern und die Eidgenossenschaft verletzend und heikel zugleich; verletzend, weil es in den Augen der schon an sich gegen die französische Republik meist ungünstig gestimmten Kantone einen willkürlichen Eingriff in die Souveränitätsrechte Berns und der Eidgenossenschaft bedeutete, heikel, weil die Schweiz nicht wohl den beglaubigten Gesandten einer fremden Macht, mit der sie zudem durch viele Bande meist finanzieller Natur verknüpft war, von ihrem Boden wegweisen konnte. Die Antwort des Berner Großen Rates an Mengaud lautete auch in dem Sinne, daß Bern in dieser Frage nicht von sich aus vorgehen könne. Während nun Mengaud sich nach Zürich begab, um dort für seine Sache thätig zu sein, zeigte Wickham, dem allmählich der Boden unter den Füßen etwas warm geworden sein mochte, der Berner Regierung an, daß er für einige Zeit die Schweiz verlassen werde, um den in Frankfurt krank liegenden Oberst Crawford zu besuchen, und wenige Wochen später kam von Frankfurt die Mitteilung, daß der König von England seine Gesandtschaft unter den obwaltenden Verhältnissen aus der Schweiz zurückziehe.[9])

Es drängt sich bei der Betrachtung dieser diplomatischen Verhandlungen die nicht uninteressante Frage auf, welche Gründe das französische Direktorium bewogen haben mögen, ein so wichtiges diplomatisches Geschäft nicht durch den bei den eidgenössischen Ständen akkreditierten Geschäftsträger der französischen Republik, Theobald Bacher, sondern durch den nicht beglaubigten Agenten Mengaud besorgen zu lassen. Der Grund ist jedenfalls nicht in der Persönlichkeit Bachers oder Mengauds zu suchen, sondern in der Stellung der französischen Legation in der Schweiz und in der allgemeinen politischen Lage.

Man erinnere ſich, mit welchen Schwierigkeiten der Vorgänger Bachers, François Barthélemy, gegenüber den, die franzöſiſche Republik meiſt mit Widerwillen oder gar nicht anerkennenden Kantonen zu kämpfen hatte, wie er mehrere Jahre gar nicht als Geſandter der franzöſiſchen Republik bei den eidgenöſſiſchen Ständen anerkannt war, und welche Mühe von ſeiten Zürichs und Berns es brauchte, um endlich im Mai 1796 auf Drohungen des Direktoriums hin ſeine Anerkennung von den kleinen katholiſchen Kantonen zu erlangen; man wird dann leicht begreifen, daß das franzöſiſche Direktorium die ohnehin nicht ſehr gefeſtigte Stellung Bachers nicht durch eine mögliche ſchroffe Abweiſung des gegen Wickham gerichteten Ausweiſungsbegehrens noch weiter erſchüttern wollte, und den ſchwierigen Auftrag lieber einem außerordentlichen Agenten übertrug, den man im Falle eines Mißerfolges jeden Augenblick abberufen konnte, ohne die Stellung der Legation zu gefährden. Das Direktorium konnte dies um ſo weniger wagen, als in dem Augenblicke, da Mengaud ſeinen Auftrag erhielt, über den Abſchluß des Friedens von Campo-Formio noch ziemliche Unſicherheit waltete, und Frankreich alſo der Schweiz gegenüber noch nicht freie Hand hatte. Noch waren die Truppen nicht verfügbar, um, für den Fall, daß Bern und die andern Kantone das Anſinnen Frankreichs von der Hand wieſen, die Sache mit der Androhung von Waffengewalt durchzuſetzen oder gar die Schweiz mit Krieg zu überziehen.

So war es dem franzöſiſchen Direktorium gelungen, dem engliſchen Einfluß in der Schweiz, den Wickham namentlich durch ſeine Freundſchaft mit den Häuptern der berniſchen Ariſtokratie ausgeübt hatte, einen entſcheidenden Schlag zu verſetzen. Schon ſeit den erſten Jahren der franzöſiſchen Republik hatte ſich die franzöſiſche Regierung mit den Umtrieben der engliſchen Agenten in der Schweiz und ihrem Einfluſſe beſchäftigt; das zeigen neben der Korreſpondenz Barthélemys eine Reihe von Berichten franzöſiſcher Spione in der

Schweiz, die sich in den Archives nationales[10]) in Paris finden und meist aus den Jahren 1793 und 1794 stammen. Einiges aus denselben mag hier Platz finden. Die englischen Guineas sind in den Augen eines solchen Berichterstatters, Namens Blancé, schuld, wenn die Anhänger der französischen Revolution in den Schweizerkantonen von den Regierungen schlecht behandelt werden, und mit englischem Golde werden die Schweizer für die Koalition gewonnen. Auch will er erfahren haben, daß Pitt die Unternehmungen seiner Agenten in der Schweiz mit zwei Millionen Gulden unterstütze. Ein anderer, „le sansculottes Endemann," ohne Zweifel ein Elsäßer, geht schon weiter in seinen Behauptungen; wenn er schreibt: „On m'assure que des millions venant d'Angleterre sont à la disposition du bourg-mestre Burghard et de ses affidés, pour gagner ses compatriotes, et les engager à se liguer contre la France." Es spricht freilich nicht für die Zuverlässigkeit seiner Behauptungen, daß er nicht einmal die Münzeinheit dieser vorgeblichen Millionen kennen kann. Daß er überhaupt nicht viel Positives über diese vermeintlichen englischen Geldsendungen wußte, zeigt die Art, wie er eine Kleinigkeit zu einer Staatsaktion aufbauscht und als wichtige Entdeckung darstellt. Er berichtet nämlich, daß am 21 Frimaire an 2 (11. Dezember 1793) ein mit englischem Gelde gefüllter Sack auf einem kleinen Wagen unter der Begleitung zweier Emigranten durch die Stadt Basel geführt worden sei; vor der goldenen Apotheke sei der Sack geplatzt und aus demselben seien lauter Sechsfrankenstücke zur Erde gerollt. Damit ist diese Geschichte, der jegliche Spitze abgeht, zu Ende; man sieht daraus nur, was für Nachrichten Endemann dem Empfänger seines Briefes — er ist an ein nicht genanntes Mitglied des Nationalkonventes gerichtet — als Haupt- und Staatsaktionen auftischen durfte.

Alle diese Berichte sind also lediglich charakteristisch für die Art, wie in Paris gegen die Schweiz und gegen England Stim-

mung gemacht wurde; aber man wird ſich hüten, aus ihnen irgend etwas Beſtimmtes für den Einfluß des engliſchen Geldes in der Schweiz folgern zu wollen oder den gegen Bürgermeiſter Peter Burckhardt erhobenen Anſchuldigungen irgend welches Gewicht beizumeſſen, um ſo weniger, da Burckhardt der Revolution lange nicht in dem Maße feindlich gegenüberſtand, wie die Franzoſen offenbar von einem Bürgermeiſter von Baſel glaubten annehmen zu müſſen.[11]) Zudem macht eine Notiz des oben genannten Blancé, der berichtet, daß der Betrag der in der Schweiz umlaufenden engliſchen Wechſel die Höhe von 200,000 Pfund Sterling erreicht habe, es wahrſcheinlich, daß dieſe franzöſiſchen Spione vielfach — ob mit Abſicht oder nicht, bleibe dahingeſtellt — engliſchem Gelde, das durch den Handel in die Schweiz kam, Abſichten zugeſchrieben haben, die gar nicht vorhanden waren.

Es möge geſtattet ſein, hier noch einige weitere Mitteilungen aus dieſen Berichten franzöſiſcher Spione zu machen, die zwar, ſtreng genommen, nicht zur Sache gehören, aber ebenfalls für die Art und Weiſe dieſer Berichterſtattung in hohem Grade bezeichnend ſind. Gemeinſam iſt allen dieſen aus den Jahren 1793 und 1794 ſtammenden Berichten die hohe Wichtigkeit, die ſie der Neutralität der Schweiz für Frankreich beimeſſen. „La neutralité de la Suisse dépend des événements de la guerre du Rhin. La guerre du Rhin est de la même importance à cause de la Suisse, que la guerre de Toulon à cause du passage du blé de la Barbarie pour le midi, et la guerre du Nord à cause de Paris. La neutralité de la Suisse vaut pour une armée de 60,000 hommes et elle assure la communication de la France avec l'Europe, qui a des suites immenses.“ Da die Schweiz einen großen Teil ihres Bedarfes an Getreide aus Süddeutſchland beziehe, ſo ſei es unumgänglich, daß die franzöſiſche Armee den Rhein überſchreite und durch die Beſetzung Schwabens die Schweiz

in wirtſchaftlicher Beziehung vom guten Willen Frankreichs abhängig mache und ſo von der Koalition losreiße. Der hohe ſtrategiſche Wert, welchen die Neutralität der Schweiz für die franzöſiſchen Expanſionskriege ſowohl, als für die Verteidigung der Grenzen Frankreichs hatte, war alſo lange erkannt, bevor Napoleon Bonaparte ſich der Schweiz zu verſichern beſchloß.

Viel Schiefes und Unrichtiges läuft natürlich in dieſen Berichten mit; entſchieden erheiternd wirkt durch vollkommene Unkenntnis der Größe und Machtſtellung der einzelnen Kantone der Bericht eines gewiſſen Knapp, eines geborenen Württembergers, der nach verſchiedenen mißlungenen Verſuchen, ſich im Dienſte der menſchlichen Geſellſchaft nützlich zu bethätigen — auch Prieſter ſoll er geweſen ſein — das Gewerbe eines franzöſiſchen Spions betrieb. Er ſchreibt am 15 Brumaire an II (5. November 1793) an Hérault de Séchelles, den bekannten franzöſiſchen Revolutionär, der am 5. April 1794 mit Danton und Desmoulins den Intriguen Robespierres unterlag, von Belfort aus: „Le gros de la Suisse, excepté Zurich a peu d'eclaircissement, en conséquent peu d'amitié pour les François. Mais le Canton d'Appenzell, le plus important après celui de Berne, et égal à celui de Zurich, est un ami des François jusqu'au point qu'il y auroit à espérer, que dans le cas que la neutralité des Suisses seroit rompue, une appellation faite par les François aux Appenzellois, Zurichiens (!) et aux démocrates de toute la Suisse auroit la suite d'une dissolution totale du corps helvétique.“

Stellen wir zum Schluſſe aus dieſen Berichten die Nachrichten über Baſel zuſammen, ſo ſehen wir, daß unſerer Vaterſtadt in dieſen Schriftſtücken auffallend oft, freilich ſelten mit Anerkennung gedacht wird. Dieſe Erſcheinung wird ſich wohl daraus erklären, daß die meiſten dieſer Spione es nicht für ratſam hielten, allzuweit über

Baſel hinaus in die Schweiz vorzudringen, und die müheloſe Ausſchlachtung deſſen, was ſich in Baſel zutrug, den Fährlichkeiten einer Schweizerreiſe vorzogen.

So ſchreibt Knapp in dem oben angeführten Briefe: „La ville de Bâle est la plus riche, elle a des grands marchands; il y a à Bâle plusieurs qui ont souffert par la révolution des grandes pertes. Quelques chefs de la ville sont en liaison avec l'Autriche, soit par une stupide ambition, soit qu'ils se sont vendu à l'Autriche. L'esprit du peuple de Bâle est divisé.“ Ein gewiſſes Intereſſe bietet folgende Mitteilung Blancés: „Le club de Jacobins à Basle travaille continuellement et sans relâche pour la république française; Endemann y a été reçu membre et pourrait encore par ce moyen être fort utile à la république.“ Man kann im Zweifel ſein, ob man es hier mit einer ephemeren Verbindung der in Baſel ſich aufhaltenden Franzoſen und Elſäßer zu thun habe, oder mit einem Vorläufer des ſpäter in der Basler Revolution bekannt gewordenen Kämmerleins zum Rheineck,[12]) oder endlich ob die Gründung dieſes letztern Kämmerleins ſchon in das Jahr 1793 oder noch weiter hinaufreicht. Das erſte ſcheint ausgeſchloſſen durch die Wichtigkeit, welche Blancé der Aufnahme Endemanns in dieſen Klub beilegt; man wird ſich alſo für eine der letztern Eventualitäten entſcheiden. Da noch im Jahre 1798 vom Kämmerlein zum Rheineck die Bezeichnung Klub vermieden wurde, ſo iſt es nicht wohl denkbar, daß ſchon 1793 eine, wenn auch aus franzöſiſch geſinnten Baslern beſtehende Vereinigung den herausfordernden Namen eines Jakobinerklubs getragen habe. Der Name „club des jacobins“ wurde alſo von Blancé offenbar gewählt, um dieſe Vereinigung in Paris unmißverſtändlich und ohne Umſchweife als eine im Anſchluß und nach dem Vorbilde Frankreichs die Umwälzung der alten Staatsformen erſtrebende Geſellſchaft zu bezeichnen. Weiteren Vermutungen über

dieſen Basler „club des jacobins“ Raum zu geben, hat keinen Zweck.

Einiges Intereſſe hat ferner eine Liſte von franzöſiſch und von öſterreichiſch geſinnten Mitgliedern der Basler Räte, die Eudemann in einem ſeiner Briefe giebt. Sie mag hier mit allen ihren Fehlern eine Stelle finden:

Membres du conseil de Basle qui sont pour la France:

Ochs, greffier de la ville,
Fest, greffier du conseil,
Legrand,
Wieland, prévôt,
Forstenberg } membres du conseil des Treize,
Model }
Dubarry, bourgmestre,
Buchsdorf, tribun,
Fischer, conseiller,
Munich, du conseil des Treize.
Ortmannn.

Pour les Autrichiens sont:

Burgarth, bourgmestre,
Merian, tribun,
Burgarth de Kirschgarten,
Merian du Ritterhof.

Was zunächſt die Feſtſtellung der Namen anbelangt, ſo ſind diejenigen von Peter Ochs, Johann Lukas Legrand, Johann Heinrich Wieland, Johannes Fürſtenberger, Johannes Debary, Andreas Buxtorf, Friedrich Münch und Andreas Ortmann ohne weiteres klar. Mit dem Namen Feſt iſt der damalige Rat- und ſpätere Stadtſchreiber Johann Rudolf Fäſch gemeint. Ob unter dem Namen Fiſcher Ochs' Schwager, Peter Viſcher, der am 18. Dezember 1798 im Großen Rate den damals noch vergeblichen Antrag auf Gleich-

berechtigung von Stadt und Land ſtellte, oder Johann Jakob Viſcher, Sechſer der Gartnerenzunft, der 1798 als Mitglied des Kämmerleins zum Rheineck erſcheint,[13]) oder endlich Joſeph Fiſcher, Ratsherr der Zunft zu Brotbecken, verſtanden iſt, muß dahingeſtellt bleiben. Im Namen Model ſteckt ein Fehler; am nächſten läge der Name Andreas Nodler, der ſeit 1788 als Sechſer der Zunft zum Himmel dem Großen Rate angehörte; oder ſollte Ratsherr Chriſtian von Mechel gemeint ſein? Beide gehörten freilich dem Rate der Dreizehner nicht an. Es iſt um ſo ſchwieriger eine Entſcheidung zu treffen, da auf der Liſte verſchiedene Namen fehlen, die man erwarten würde, während wir bei mehreren vorhandenen nicht wiſſen, aus welchem Grunde ſie von Endemann unter die franzöſiſch Geſinnten gerechnet worden ſind. Außer Ochs und Legrand haben Fäſch, Wieland, Buxtorf, Peter Viſcher und Münch als Mitglieder der Basler Nationalverſammlung ſich an der Umgeſtaltung des alten Standes Baſel beteiligt. Bei Bürgermeiſter Johannes Debary konnte es den Anſchein haben, daß er als Glied einer ehemaligen Refugiantenfamilie den von Frankreich kommenden Neuerungen eher zugänglich ſein möchte als die altbaslerischen Geſchlechter. Es war dies eine Täuſchung; denn als die Revolution in Baſel wirklich durchgeführt wurde, gehörte der hochbetagte Altbürgermeiſter zu ihren entſchloſſenſten Gegnern.[14]) Gar keine Rolle haben jedoch bei der Durchführung der Basler Revolution geſpielt Johannes Fürſtenberger und Andreas Ortmann. Den letzteren lernen wir an anderem Orte[15]) als Freund Iſaak Iſelins und jovialen Junggeſellen, der einem derben Spaß nicht abgeneigt war, kennen.

Um zu den Namen der öſterreichiſch Geſinnten überzugehen, ſo war von der Stellung des Bürgermeiſters Peter Burckhardt oben die Rede; Oberſtzunftmeiſter Andreas Merian und Johann Rudolf Burckhardt im Kirſchgarten waren entſchiedene Anhänger des alten

Regime. Letzterer, der dann infolge des Hüninger Brückenkopfprozesses[16]) Basel verließ und im Regiment Roverea gegen die Franzosen focht, wird wohl schon damals aus seinen Gesinnungen keinen Hehl gemacht haben. Was Herr J. J. Merian im Ritterhof, Sechser zu Gartnern, verbrochen hatte, daß er auf diese schwarze Liste gesetzt wurde, ist nicht zu sagen.

Zum Schlusse ein Bericht Blancés aus der Wende der Jahre 1793 und 1794, der kaum Worte genug findet, um Basel als äußerst franzosenfeindlich darzustellen, dessen Schluß aber einer gewissen Komik nicht entbehrt: „Toutes les lettres s'accordent et confirment ce qu'on a jugé des Suisses à l'égard de la République française et surtout des habitants de Bâle. Le nombre des Patriotes y est petit; les complices et adhérants de nos ennemis y sont par légions. Les auberges fourmillent de leurs émissaires; ce sont autant des mouchards pour les étrangers. La police, aristocrates dans le fond, agisse de concert avec eux et les émigrés. Bien des bourgeois de Bâle, qui sont les machines de ces intrigants et crocheteurs, portant l'insolence jusqu'au point que, lorsqu'ils se trouvent de sociétés dans les auberges — où ils boivent à la santé de l'empereur — ils appellent par dérision leurs chiens, en disant: Viens, citoyen! Viens patriote! Le signe de la liberté n'est pas à l'abri de leur insulte.“ Die Wahrheit dieser letzten kleinen Episode wird man nicht wohl anzweifeln wollen; sie entspricht allzu sehr dem Basler Charakter.

Man mag diese Mitteilungen hinnehmen als kleinen Beitrag zur Vorgeschichte der schweizerischen Revolution; sie zeigen, in welcher Weise über die Schweiz berichtet wurde und wessen man sich in Paris von ihrer Seite versehen zu müssen glaubte.

Nach dieser etwas lang gewordenen Abschweifung kehren wir zu Mengaud zurück.

Er hatte nach Erledigung seines Auftrages in Bern und Zürich seinen Wohnsitz wieder in Basel aufgeschlagen, und nun suchten die Basler auf alle Weise ihm in die Karten zu schauen und seine ferneren Absichten und Aufträge zu erfahren. Es war dies um so begreiflicher, da das Schreiben, womit er sich in Basel eingeführt hatte, sich lediglich auf die Versiegelung der Papiere Bachers bezog und für alles weitere den Vermutungen freien Spielraum gewährte. Man redete in seiner Gegenwart von der französischen Gesandtschaft in der Schweiz als seinem zukünftigen Posten, von einer anständigen Wohnung, die er in diesem Falle beziehen müßte, von einer einheitlichen Gestaltung der schweizerischen Verhältnisse; alles natürlich nur, um ihn zur Aussprache zu reizen. Allein er durchschaute die Absicht und schwieg. „Eines Abends aber," so erzählt Ochs, „bei einem Mitglied der hiesigen Regierung, und nachdem er manche Drohworte wider die aristokratische Partei ausgestoßen hatte, sprach er etwas bestimmter als bis dahin, und es entfiel ihm das Wort un mouvement (eine Bewegung, das ist der Anfang eines Auflaufes, eines Aufstandes)." Bei diesem Worte erschrak gedachte Magistratsperson, stand auf und sagte: „Ein Auflauf würde ohne Nutzen die Herzhaftesten aufopfern; ich selber müßte sie verurteilen helfen." Er stand auf, lächelte etwas höhnisch, murmelte unter den Zähnen die Worte: on se passera de vous, und nahm Abschied." [17])

Auch die Durchreise Bonapartes brachte den Baslern keine völlige Klarheit, da niemand Zeuge der Unterredung war, die Mengaud in einem besonderen Zimmer nach Tische mit dem General hatte.

Am 22. November 1797 erhielt Mengaud einen neuen Auftrag vom französischen Direktorium; er sollte bei der Basler Regierung die Entsendung eines dem Direktorium genehmen Mannes nach Paris betreiben, mit dem man über das Frickthal unterhandeln wollte. Wir sind für den Wortlaut des Auftrages auf Ochs an-

gewieſen, da das Schreiben des Direktoriums ſelbſt nicht zu finden iſt: „Il faut faire entendre à Bâle, que la République française aura beaucoup à dire sur le Frickthal, et qu'en conséquence on fera bien de faire négocier d'avance à Paris, par un homme agréable au gouvernement français.“ [18]) Mengaud begab ſich am Sonntag den 26. November Abends zu Bürgermeiſter Peter Burckhardt, um ſich ſeines Auftrages zu entledigen, und am Montag brachte dieſer die Sache in der Sitzung der Dreizehnerherren zur Sprache. Die Eröffnungen, die Peter Burckhardt in dieſer Sitzung den Dreizehnern machte, gingen nun aber über den Auftrag hinaus, den Mengaud vom Direktorium erhalten hatte. Burckhardt teilte nämlich laut Protokoll [19]) dem Rate mit, daß das Direktorium den Wunſch ausgedrückt habe, es möchte die gleiche Perſon abgeordnet werden, die ſchon verſchiedene Male in Basler Standesgeſchäften in Paris geweſen ſei. Wir gehen nicht fehl, wenn wir dieſen unmißverſtändlichen Hinweis auf Ochs der Initiative Mengauds zuſchreiben. Es wurde ſodann beſchloſſen, Mengaud möge ſeinen Auftrag ſchriftlich dem Rate eingeben. Es ſcheint dies aber der Eile wegen, mit der die Abſendung abgewickelt wurde, nicht geſchehen zu ſein: wenigſtens findet ſich kein ſolches Schriftſtück bei den Akten. Schon am folgenden Tage, am Dienstag den 28. November brachten die Dreizehner in der Sitzung des Großen Rates Bericht und Antrag und beſchloſſen in ihrer am Abend des gleichen Tages abgehaltenen Sitzung definitiv die Entſendung des Oberſtzunftmeiſters Peter Ochs nach Paris. Daß Mengaud wirklich den ihm vom Direktorium gegebenen Auftrag erweiterte, beweiſt ein Brief, den er am 21 Prairial an 7 (9. Juni 1799) von Genua aus an die Direktoren richtete; er unterzieht darin ſeine Laufbahn in der Schweiz einer kurzen Ueberſicht und ſchreibt über die erwähnte Frage folgendes: „Je me suis repenti, et me repentirai toute ma vie, d'avoir, sans qu'il m'eût été

désigné nominativement par vous, décidé l'état de Bâle à vous députer Pierre Ochs. C'était quand il fut question la première fois du parti à tirer du Frickthal.“[20]) Zur Erklärung muß ſchon hier geſagt werden, daß das gute Einvernehmen zwiſchen Ochs und Mengaud, wenn überhaupt je ein ſolches beſtand, ſehr bald getrübt wurde. Die Schuld daran trug Mengaud, der Ochs Worte und Handlungen als gegen ihn gerichtete Feindſeligkeiten auslegte und ſich, wie wir ſpäter zur Genüge ſehen werden, überhaupt ſtets von Verrätern umgeben und bedroht wähnte. Ueber die Entſtehung des geſpannten Verhältniſſes berichtet Ochs ſelbſt: „Kurz vor der Abreiſe erzählte dem Geſandten (d. i. Ochs) einer ſeiner Bekannten, daß Mengaud geſagt hätte, das Frickthal wäre nur ein Vorwand. Er antwortete: „Wohlan! ſo werde ich allein vor den Riß treten, damit gewiſſen Perſonen, die mein Zutrauen nicht verdienen, die Leitung der Sache entzogen werde.“ Unbedachtſam war die Antwort; denn Mengaud, dem man ſie unvorſichtigerweiſe hinterbrachte, wendete ſolche auf ſich an und ergrimmte.“[21])

Jedenfalls ſchlägt Mengaud in dem erwähnten Briefe ſeinen Einfluß auf die Entſchließung des Rates der Dreizehner zu hoch an; die Entſendung von Ochs wäre wohl auch ohne ſeinen Zuſatz geſichert geweſen.

II.

Im Dezember 1797 erfolgte endlich die geplante Verſetzung Bachers nach Regensburg; der Brief, worin Talleyrand dem Vorort Zürich davon Mitteilung macht, und das Kreditiv für den neuen Chargé d'affaires Mengaud ſind datiert vom 26 Frimaire an 6 (16. Dezember 1797). Es verlohnt ſich nicht, bei dieſen aus nichtsſagenden und irreführenden Höflichkeiten zuſammengeſetzten Schriftſtücken länger zu verweilen.[22]) Der Brief, den Mengaud einige Tage ſpäter an den Vorort abgehen ließ, iſt dagegen in

einigen Punkten bemerkenswert. Er versichert nicht etwa die Regierungen seiner Freundschaft und Hochachtung, sondern die helvetische Nation und fährt fort: . . . „je ferai tous mes efforts pour contribuer à maintenir la bonne intelligence entre deux peuples voisins et dont les antiques liaisons vont nécessairement se resserrer pour leur plus grand bonheur et à l'avantage de la liberté et de la justice.“ [23])

Die Dreizehnerherren von Basel befaßten sich mit den ihnen vom Vorort Zürich in Abschrift mitgeteilten Briefen Talleyrands in ihrer Sitzung am Dienstag den 26. Dezember 1797. Die beiden Mitglieder, Johannes Hagenbach, Meister zu Hausgenossen und Jakob Christoph Rosenburger, Meister zu Safran, wurden beauftragt, am folgenden Donnerstag dem scheidenden Chargé d'affaires Bacher einen Abschiedsbesuch zu machen und Mengaud zu seiner Ernennung Glück zu wünschen. Die beiden Abgesandten des Rates trafen in der Wohnung Mengauds im Gasthof zu den „Drei Königen“ mit den Offizieren der Festung Hüningen zusammen, die sich unter der Führung des Generals Dufour mit der gleichen Absicht wie sie bei dem neuen Chargé d'affaires eingefunden hatten.

Da uns General Dufour noch öfter begegnen wird, so schicken wir hier einige zum Verständnis notwendige Notizen über sein Leben voraus.[24]) Georges Joseph Dufour wurde geboren am 17. März 1758 zu St. Seine in der Bourgogne. Er diente unter dem ancien régime als Fourier im königlichen Regiment Nivernais. Bei der Errichtung der Nationalgarde ward er mit Ueberspringung sämtlicher Zwischengrade zum Major befördert und kämpfte von 1792 bis 1799 am Rheine, in der Vendée und in Holland mit Auszeichnung gegen die Feinde der Republik. Nachdem er in der Schlacht bei Neerwinden eine erste Verwundung davongetragen hatte, wurde er in dem für die Franzosen unglücklichen Treffen bei Heidelberg (24. September 1794) so schwer verwundet, daß er für

tot auf dem Schlachtfelde liegen gelaſſen wurde. Er wurde gefangen genommen, geheilt, und gegen einen öſterreichiſchen General ausgewechſelt. Dufour war ein überzeugter und ehrlicher Anhänger der Republik; er hat bei der Durchreiſe Bonapartes durch Baſel den Ausruf gethan: „que Bonaparte était le premier homme de l'univers," weil er noch damals den General für einen getreuen Sohn der Republik hielt. Es war eine ſeiner Lieblingsideen, daß die Republik eine neue Diplomatie ſchaffen ſollte, die ſich im Gegenſatze zur Diplomatie der Könige durch Offenheit und Ehrlichkeit auszeichnen würde. Dem vielbeſprochenen Projekte, aus Baden und Stücken Süddeutſchlands eine Republik zu bilden, ſtand Dufour nicht ferne. Als am 30 Prairial an 7 (18. Juni 1799) Reubell und La Révellière-Lépeaux aus dem Direktorium entfernt wurden, war Dufour der Kandidat der radikalen Partei im Rate der 500 für eine der erledigten Stellen, machte aber die wenigſten Stimmen. Nach dem Staatsſtreiche Napoleons wurde Dufour, obſchon Generallieutenant, nur noch mit Kommandoſtellen im Inneren Frankreichs betraut, und im Jahre 1809 wurde er verabſchiedet, weil er die Unklugheit hatte, auch unter dem Kaiſerreich den Idealen ſeiner Jugend treu zu bleiben und weil er aus ſeiner republikaniſchen Geſinnung keinen Hehl machte. Zu Beginn der hundert Tage ſchloß ſich Dufour, die erlittene Kränkung vergeſſend, wieder an Napoleon an, da er glaubte, daß dieſer nun den Prinzipien der Revolution zum Durchbruch verhelfen werde. Dufour ſtarb in Bordeaux am 10. Mai 1820.

Dieſe Notizen waren nötig zum Verſtändnis der Reden, die bei der oben erwähnten Begrüßung zwiſchen Dufour und Mengaud in Gegenwart der beiden Abgeſandten des Standes Baſel gewechſelt wurden. Dufour eröffnete den Reigen mit der folgenden Rede: „Le Directoire Exécutif, citoyen Mengaud, en te nommant le chargé d'affaires de la République française en Suisse,

était bien convaincu de ton civisme et nous applaudissons à son choix.

Eloignes de la diplomatie cette affreuse politique, cette astuce des cabinets des rois, qui décèle la faiblesse des gouvernements. La franchise, la loyauté, la générosité, voila le caractère de la grande nation que tu représentes. L'inauguration du pavillon tricolor, doit être l'enseigne et l'espérance des amis de la liberté et de l'égalité de tous les pays. La foudre qui gronde en est le sur garant.

Tu ouvres une nouvelle carrière au milieu d'une république qui compte deux espèces de républicains. Tu seras juste envers tous, mais tu protègeras les antiolygarques.

L'état-major d'Huningue et moi venons te féliciter sur le poste éminent qui t'est confié et que tu as si bien mérité.

Vive la République française!"

Während Dufour in seiner Begrüßungsrede das Ende der Geschlechterherrschaft und den Anbruch einer neuen Zeit auch für die Schweiz mit sehr maßvollen Ausdrücken andeutete, steigerte Mengaud in seiner Antwort diese Andeutungen zu den heftigsten Drohungen. Doch hören wir ihn selbst:

„Tu l'as dit Dufour: Le Directoire exécutif, en m'appellant au poste honorable et délicat de son représentant chez un peuple où naquirent les premiers éléments de notre liberté, a cru reconnaitre dans moi un civisme bien prononcé. Et ce m'est une satisfaction de plus, d'entendre applaudir à son choix un guerrier, qui a répandu son sang avec tant de courage pour la cause républicaine.

Ma diplomatie ne consistera jamais que dans une haine bien prononcée contre tous les usurpateurs des droits de l'homme et de la souveraineté des peuples. Ma politique ne tendra qu'à les défendre, ces droits imprescriptibles et ina-

linénables au péril de ma vie. J'en jure par ce drapeau sacré qui nous rassemble, et qui ainsi que tu l'as dit est le signal de mort des ennemis de la liberté et de l'égalité.

La Suisse est en quelque façon mon berceau, mon pays natal. Des missions multipliées pour la cause que nous défendons tous, m'ont mis à même d'acquérir des notions suffisantes pour distinguer les bons des mauvais. Les premiers, tu les vois, m'honorent dans ce moment d'une députation nombreuse. Devant eux je réitère le serment de manifester en tout et partout, le respect du Directoire pour la souveraineté du peuple Suisse et l'exercice de ses droits.

En te demandant l'accolade fraternelle, et à l'état-major d'Huningue je provoque de ta part et de la sienne l'examen le plus sévère de ma conduite.

Vive la République!
Vive le Directoire!

Der Schreck, den die drohenden Worte Mengauds den beiden Basler Abgesandten eingejagt haben müssen, wurde nicht wesentlich gemildert durch die Ansprache, mit der er zum Schlusse ihren Besuch verdankte. Sie hatte folgenden Wortlaut:

„C'est avec satisfaction que je reçois les assurances de considération et d'amitié que vous m'apportez au nom des magistrats de la ville de Bâle tant pour la République française que pour moi personnellement. En retour, j'aurai l'honneur de vous dire que le choix que le Directoire a bien voulu faire de moi sera constamment justifié par une conduite analogue aux principes que le guident. Ces principes, Messieurs, sont ceux de la liberté et de légalité, et par conséquent une résolution bien décidée du respect qu'il porte à la souveraineté du peuple suisse et à l'exercice de ses droits. Cela ne veut pas dire, je l'espère, ainsi que les

ennemis de la République et du Directoire, qui sont aussi ceux du peuple suisse, s'efforcent de le faire croire, que nous ayons des projets d'usurpation, ni aucune autre intention que de troubler sans raison le repos des gouvernements suisses."

Diese zweite Rede besagte in etwas gemäßigteren Ausdrücken das gleiche, was die erste und war für Leute, die nur ein wenig zwischen den Zeilen zu lesen verstanden, deutlich genug, denn der Gipfelpunkt der Rede, die Versicherung, daß sich das französische Direktorium nicht ohne Grund in die inneren Verhältnisse der Schweiz einmischen werde, war doch zum mindesten verschiedener Deutungen fähig. Leider haben sich die beiden Abgesandten über ihre Eindrücke nicht näher ausgesprochen; das Protokoll besagt nur, daß sie geziemend empfangen worden seien. Die Reden wurden dann als Flugblatt gedruckt; dasselbe ist aber so selten geworden, daß eine Wiedergabe der Reden wohl gerechtfertigt erscheint.[25])

Unmittelbar nach der geschilderten Begrüßungsfeierlichkeit muß dann die feierliche Aufpflanzung der französischen Fahne auf dem Hotel zu den „Drei Königen" stattgefunden haben. Sowohl Dufour, der in seiner Rede die französische Fahne das Abzeichen und die Hoffnung aller Freunde von Freiheit und Gleichheit nennt, als Mengaud, der ihr den drohenden Titel eines Todessignals für alle Feinde dieser Menschenrechte beilegt, weisen auf dieses Ereignis hin. Auch die Abordnung von Basler Patrioten, die, wie man aus Mengauds erster Rede ersieht, der Begrüßung gleichfalls beiwohnte, hatte sich jedenfalls im Hinblick auf die Aufpflanzung der Fahne eingefunden. Wie Mengaud berichtet, hatten die Basler Patrioten mit General Dufour ein Zeichen verabredet, so daß im Momente, da die Fahne an der Stange emporgezogen wurde, die Kanonen der Festung Hüningen die Entfaltung der französischen Farben in Basel durch eine Salve begrüßten. Eine zahlreiche Menschenmenge

habe sich vor dem Hotel zu den „Drei Königen" angesammelt und habe, erfüllt von freudigen Hoffnungen, das Zeichen der Freiheit und des Sieges durch Beifallsrufe und patriotische Lieder bewillkommt. Am Abend dieses Tages (28. Dezember 1797) gab dann Mengaud den Führern der Bewegung ein Bankett, an dem außer den Generalen Dufour und Gerard d'Yvieux, auch Adelasio, Minister der cisalpinischen Republik, Joseph Zeltner, der spätere helvetische Gesandte in Paris, sowie eine Anzahl von Basler Patrioten, darunter verschiedene Mitglieder der Räte, teilnahmen. Leider nennt Mengaud keine Namen. Die reinste Begeisterung, wie sie nur die Liebe zur Republik verleiht, herrschte nach Mengaud an diesem Bankett. Die Stimmung der Anwesenden erhellt am besten aus den Gesundheiten, welche im Laufe des Abends ausgebracht wurden. Es ward getrunken auf das Direktorium, dessen Weisheit die Anordnungen trifft, auf die Generale, deren Talent die Ausführung leitet, auf die Armeen von Helden, die sie darin unterstützen, auf das Andenken der Märtyrer, die für das Vaterland starben, auf alles, was die Vaterlandsliebe ersehnt und auf alles, was das Interesse der französischen Republik und der Menschlichkeit noch erfordert.

Dieses am 28. Dezember 1797 abgehaltene Bankett war also gewissermaßen die Hauptprobe für den am 1. Januar 1798 in der Bärenzunft veranstalteten „bürgerlichen Friedensschmaus;" die Saiten, die hier angeschlagen wurden, klangen dort weiter, wie ein Blick in das Verzeichnis der ausgebrachten Toaste beweist.[26]) Es ist zu bedauern, daß die baslerischen Aufzeichnungen, die für den Bericht Mengauds als Kontrolle dienen könnten, uns in diesem Punkte völlig im Stiche lassen. Die Aufzeichnungen des Ehegerichtsredners Johann Jakob Müller[27]) sind für den Dezember 1797 äußerst dürftig und ein anderer Zeuge, Pfarrer Johann Rudolf Burckhardt zu St. Peter, berichtet über den geschilderten Vorgang nur ganz

kurz: „Es kam ein neuer französischer Agent statt Barthélemy und Bacher, Namens Mengaud. Er hing den dreifarbigen Fahnen zu 3 Königen aus.“ [28]) Die Regierung überging die Sache mit Stillschweigen; sie mochte wohl fühlen, daß sie den zu einem kräftigen Einschreiten erforderlichen Rückhalt in der Bürgerschaft nicht mehr besaß.

Am 27. Dezember war mittlerweile in Aarau die Tagsatzung eröffnet worden, die letzte Tagsatzung der alten Eidgenossenschaft, welche statt energischer und kluger Maßregeln am 25. Januar 1798 die oft getadelte Beschwörung der alten Bünde vornahm. Mengaud konnte nicht, wie er wohl gewünscht hätte, sofort nach Aarau abreisen, sondern mußte als neu ernannter Chargé d'affaires zuerst die diplomatischen Beziehungen mit den einzelnen Ständen anknüpfen. Er hatte am 1. Januar 1798 vom Direktorium den Auftrag erhalten, bei den verschiedenen Regierungen auf Abstellung der gegen die Patrioten gerichteten Tyrannei zu dringen und begann die Regierungen mit diesbezüglichen Schreiben zu überschwemmen.[29]) Daß diese Maßregeln nicht geeignet waren, die Unbeliebtheit, deren er sich schon seit dem Wickhamhandel bei den Regierenden zu erfreuen hatte, zu vermindern, ist klar; Mißtrauen und der Wunsch, daß er bald wieder abreisen möchte, waren denn auch die vorherrschenden Gefühle der Tagherren gegen ihn von dem Momente an, da er auf der Tagsatzung erschien. Mengauds Abfahrt nach Aarau erfolgte am 8. Januar 1798; auf seinem Wagen wehte die Tricolore und sechs Husaren der Garnison von Hüningen begleiteten ihn als Ehrenwache. Es ist bekannt, wie auf der Fahrt durch die Landschaft er oder einer seiner Begleiter mit dem Arisdorfer Schuhmacher Johannes Dill in ein Gespräch kam, das sich um die Herstellung der alten Freiheiten drehte und dessen augenblicklicher Erfolg der Zug der Arisdorfer auf die Farnsburg war.[30])

Die angedeutete Stimmung der Tagherren gegen Mengaud wird sehr gut illustriert durch einen Brief des Seckelmeisters Hirzel

von Zürich vom 10. Januar 1798 an ſeinen Sohn, der über Mengaud folgenden Paſſus enthält: „Ich mache dir die Anzeige, daß Mengaud ſeit geſtern ſich hier befindet, vor uns über logiert und den pavillon national bei ſeinem Fenſter aufgepflanzt hat. Du kennſt ihn jetzt auch, und ich geſtehe dir, der Gedanke wälzt mir das Herz im Leibe um, daß ein Geſchöpf von der Art, deſſen Ideengang ſich kaum über das krapuloſe Leben und Weben eines garde du corps erhebt, der Friedensbote zwiſchen zwei Nationen ſein ſoll. Man ſieht aus dieſer Wahl, wie man uns erniedrigen will; denn dieſer Menſch kann und wird auch jetzt nicht mehr als einen porteur d'ordre vorſtellen, als wozu ihn Rewbell anfänglich gebraucht, und zu welcher Rolle ihn die Natur einzig fähig gemacht hat; tauſendmal lieber wollte ich mit dem aide-de-camp des Herrn Dufour, neben dem ich dieſen Nachmittag bei der Tafel ſaß, ob er gleich Militär und noch jung iſt, die wichtigſten Geſchäfte abthun, als mit jenem automate. Davon iſt nun keine Rede, daß Mengauds Gegenwart unſere Beſorgniſſe ſtille. Dieſer Menſch kann über nichts eintreten, hängt lediglich an ſeinen ordres und will keine Forderungen, welche etwa denſelben entgegenſtehen, annehmen. Auch heißt's, er werde bald wieder abreiſen. Der Himmel mag mit ihm ſein.“ [31])

Die Abneigung des Herrn Seckelmeiſter Hirzel gegen Mengaud iſt ja begreiflich und gerechtfertigt, aber in der Beurteilung ſeiner Fähigkeiten und Abſichten hat er entſchieden nicht das Richtige getroffen. Mengaud war viel zu ehrgeizig und hatte, wenn er ſich auch manchmal zum Scheine an ſeine Aufträge anklammerte, doch zu viel eigene Ideen für die Durchführung der helvetiſchen Revolution, als daß er ſich mit der Rolle eines bloßen Sprachrohrs des franzöſiſchen Direktoriums begnügt hätte.

Der Erfolg, den ſeine Reiſe durch die Landſchaft Baſel gezeitigt hatte, erfüllte Mengaud mit den weitgehendſten Hoffnungen

für eine raſche Vollendung der ſchweizeriſchen Revolution. Man erſieht aus ſeinen Briefen, daß er ſich in den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes in Aarau mit der Hoffnung trug, ohne Waffengewalt die Revolution herbeizuführen und der Reformator der Schweiz zu werden. „Mit Feſtigkeit und Mut werden wir durch gleiches Vorgehen wie in der Landſchaft Baſel die niederträchtige Oligarchie über den Haufen werfen, ſobald es uns beliebt," ſchrieb er am 10. Januar. Oder: „Je pense que je n'aurais besoin que de faire une course dans tous les cantons, en trainant le drapeau fatal audessus du chignon des oligarques, comme j'ai fait dans ma promenade de Bâle ici pour faire la révolution." Seine Hoffnungen müſſen jedoch weſentlich herabgeſtimmt worden ſein durch einen anonymen Brief vom 10. Januar 1798, worin ihm die Mitteilung gemacht wurde, daß der Große Rat von Baſel bei der Tagſatzung den Antrag auf Entſendung einer eidgenöſſiſchen Geſandtſchaft nach Paris werde ſtellen laſſen; Zweck dieſer Geſandtſchaft werde ſein die Entlaſſung von Peter Ochs aus Paris und die Rückberufung Mengauds aus der Schweiz beim Direktorium durchzuſetzen. Ueberhaupt ſei er von Fallen umringt und man ſei entſchloſſen, in Paris weder Geld noch Intriguen zu ſparen, um ihn von ſeinem Poſten zu verdrängen. Es iſt natürlich ſchwer zu ſagen, inwiefern die ariſtokratiſche Partei in Baſel noch damals derartige Hoffnungen hegte und was für Anſtrengungen in dieſem Sinne gemacht wurden. Den Abſender des Briefes hat Mengaud nicht gekannt; jedenfalls iſt er unter den Basler Patrioten zu ſuchen. Man iſt lebhaft verſucht, einen ebenfalls vom 10. Januar 1798 datierten Brief Mengauds an das franzöſiſche Direktorium als Ausfluß der Gefühle zu betrachten, welche dieſes anonyme Schreiben in ihm wachrief. Die Schwierigkeit, daß beide Briefe das gleiche Datum tragen, würde ſich durch die Annahme löſen laſſen, daß der anonyme Brief am frühen Morgen des 10. Januar

geſchrieben und während des Tages nach Aarau befördert wurde. Mengaud aber pflegte, wie er verſchiedentlich berichtet, ſeine Briefe jeweilen Abends oder Nachts zu ſchreiben und am Morgen zu expedieren. Er richtet in dieſem Briefe ganz unverblümt die Frage an das Direktorium: „Mais qu'attendez-vous done pour prendre possession de la ville de Bâle," und fragt dann an, ob er die Basler Ariſtokraten ſoweit reizen und provozieren ſolle, daß ſie genötigt ſein würden, ihn aus Baſel wegzuweiſen; damit wäre ja dann der Vorwand für die Wegnahme Baſels geſchaffen. Es war dies wohl das erſtemal, daß dieſes ſpäter noch oft ventilierte Projekt der Annektierung Baſels in dem Briefe eines franzöſiſchen Chargé d'affaires klipp und klar ausgeſprochen wurde. Daß Baſels Lage in den Augen der übrigen Welt ſchon damals als gefährdet galt und eine Okkupierung der Stadt durch die Franzoſen als bevorſtehend angeſehen wurde, zeigt der Umſtand, daß die bedeutendſte deutſche Zeitung jener Tage, Poſſelts Neueſte Weltkunde, in ihrer Nummer vom 5. Januar 1798 die Nachricht brachte, daß 3000 Franzoſen, allerdings ohne Waffen, am 1. Januar in Baſel eingerückt ſeien.

Als am 11. Januar der Antrag Baſels auf Entſendung einer eidgenöſſiſchen Geſandtſchaft nach Paris in der Tagſatzung wirklich geſtellt wurde, da konnte Mengaud bald ſehen, daß die Sache bei der herrſchenden Unſchlüſſigkeit im beſten Falle nicht ſo raſch zur Ausführung kommen werde. Die Regierungen hätten gerne eine Geſandtſchaft geſchickt, die unabhängig von dem damals in Paris weilenden Peter Ochs die Intereſſen der Eidgenoſſenſchaft vertreten hätte, mußten aber, wenn auch wider ihren Willen, einſehen, daß eine Hintanſetzung des bei der franzöſiſchen Regierung beliebten Peter Ochs den Erfolg einer ſolchen Geſandtſchaft von vorneherein illuſoriſch machen würde.[32]) Der anonyme Brief mag auch dazu mitgewirkt haben, daß Mengaud, der in vertraulicher Weiſe über

ſeine Meinung in betreff der Geſandtſchaft angefragt wurde, erklärte, er müſſe das Direktorium anfragen, bevor er den Geſandten Päſſe ausſtellen dürfe.[33])

Mengaud muß ſich alſo bald wieder ſicher gefühlt haben, denn er begann definitive Pläne für die Durchführung der Basler Revolution zu faſſen; dieſelbe ſollte, wie auch Ochs plante, als Vorbild für die übrigen Kantone dienen. Es iſt nicht ohne Intereſſe zu vernehmen, wie Mengaud ſich die Sache dachte. Die mühſamen und vielleicht auch nicht ganz gefahrloſen Vorbereitungen für die Staatsumwälzung wollte er vertrauensvoll den Basler Patrioten überlaſſen. Wenn die Sache zur Ausführung reif wäre, ſo ſollte Ochs denſelben von Paris aus die Weiſung geben, ſich mit Mengaud ins Einvernehmen zu ſetzen. Im richtigen Momente hätten dann die Basler Patrioten ihre Fahne entfalten und eine Deputation ihn ſelbſt in ſeiner Wohnung abholen ſollen; er wollte ſich dann mit der franzöſiſchen Fahne anſchließen zur Abholung des Geſchäftsträgers der ciſalpiniſchen Republik, Adelaſio, deſſen Fahne die dritte im Bunde ſein ſollte. Die uns bereits bekannten Artillerieſalven der Feſtung Hüningen ſollten nach Mengauds Plan auch dieſen feierlichen Akt begleiten. Damit die Sache für die Beteiligten ohne Gefahr ablaufe, ſollten Abteilungen der Hüninger Garniſon mit Artillerie dicht an der Schweizergrenze Stellung nehmen mit dem Befehl, die Grenzen zu überſchreiten im Falle, daß die alten Behörden irgend welchen Widerſtand verſuchten. Eine kleine Huſarenabteilung aber ſollte die Stadt Baſel ſelbſt betreten, um, wie ſich Mengaud ausdrückt, „dem Feſte mehr Glanz zu geben.“ Der Reſt des Tages ſollte der Freude gewidmet ſein.

Es iſt bekannt, daß die Durchführung der Basler Revolution am 22. Januar 1798 in viel ſchönerer und würdigerer Weiſe ohne dieſe aufdringliche Einmiſchung franzöſiſcher Truppen und Fahnen gefeiert wurde.

Mengaud ſelbſt hat bei der eigentlichen Durchführung der Basler Revolution keine weitere Rolle mehr geſpielt und wurde, wie das Schweigen ſeiner Korreſpondenz deutlich beweist, von den Basler Patrioten zu Stadt und Land nicht mehr um Rat und Hilfe angegangen, ſo daß er ſeinen ſchönen Plan für ſich behalten mußte. Dagegen iſt bekannt, daß er durch ſeine Agenten das Landvolk für die Zerſtörung der Landvogteiſchlöſſer bearbeiten ließ.[34]) Er befand ſich auch am 22. Januar gar nicht in Baſel, ſondern ließ ſich durch ſeinen Legationsſekretär Bignon vertreten; dieſer hat am Abend die Geſundheit auf das Gedeihen des Basler Freiheitsbaumes ausgebracht.[35]) Verſchiedene Andeutungen weiſen darauf hin, daß hier die Anfangsgründe für den verbiſſenen Haß zu ſuchen ſind, mit dem Mengaud faſt von dieſen Tagen an der Stadt Baſel, ihrer Revolution und der Nationalverſammlung gegenüberſtand. Daß die Patrioten die Umwälzung durch eigene Kraft und Klugheit zu einem guten Ende führten, ohne daß er dabei eine Rolle ſpielen konnte, hat er ihnen nie vergeſſen. Als Bürgermeiſter Andreas Buxtorf beim Ausbruch der Revolution am Abend des 18. Januar 1798 von der Regierung aus Aarau abberufen wurde, da verſuchte er zweimal einen Abſchiedsbeſuch zu machen, ohne ihn zu treffen, und war gezwungen, ſich ſchriftlich zu verabſchieden. Die Vermutung liegt nahe, daß Mengaud ihn überhaupt nicht mehr ſehen wollte und ſeine Anweſenheit verleugnete. Auch der Schlußſatz des Briefes, womit Mengaud die Anzeige von der Durchführung der Revolution in Baſel verdankt, erlangt erſt durch die Annahme einer in ihm gegen Baſel herrſchenden Verſtimmung ſeine volle Klarheit. Mengaud belobt zwar in ſeinem Briefe die Basler für ihre Anordnungen, fährt aber dann fort: „C'est d'après ces dispositions de Votre part et sur lesquelles je n'auray probablement point conçu des espérances vaines, que ma conduite continuera de manifester les sentiments du Directoire Exé-

cutif auprès de Vous et de tous les peuples qui voudront resaisir leurs droits usurpés.“[36]) — Mengaud wollte doch mit dieſen Worten den Baslern offenbar zu verſtehen geben, daß er ihrer Revolution nicht völlig traue.

In Aarau fand Mengaud für diejenige Thätigkeit, die ihm von den Regierungen begreiflicherweiſe am meiſten verübelt wurde, für die Ausbreitung revolutionärer Ideen, einen empfänglichen Boden. Der damalige Aarauer Pfarrer Joh. Georg Fiſch, ſelbſt ein überzeugter Anhänger der neuen Ideen, hat die Ereigniſſe jener Tage in einer Denkſchrift[37]) niedergelegt, woraus man deutlich erſieht, daß in Aarau, Aarburg und Zofingen der Gehorſam gegen die Berner Regierung in den letzten Tagen des Januar 1798 auf ein Minimum zurückgegangen war. Als Bern die aargauiſchen Kontingente aufbot, da weigerten ſich die Mannſchaften, gegen die franzöſiſche Republik zu Felde zu ziehen. Auf den Sammelplätzen kam es zu ärgerlichen Auftritten. In Aarburg wollte ſich kein Mann in die Reihe ſtellen und die Offiziere waren gezwungen, ſich zu verſtecken und ſich ſchließlich auf die Feſtung zu flüchten. Auf dem Zofinger Sammelplatz war die Weigerung allgemein und das Lenzburger und das Brugger Bataillon ſtellten die Bedingung, nicht aus dem Aargau fortgeführt zu werden.[38]) Den Gemeinden, welche ſich auf dieſe Weiſe weigerten, gegen Frankreich die Waffen zu ergreifen, wurden von Mengaud die ſogenannten Sauvegardes ausgeſtellt, welche folgenden Wortlaut hatten:

Sauvegarde

du Citoyen Mengaud, ministre de la République française en Suisse.

Il est notoire à tous et un chacun que la République française prend sous sa spéciale et puissante protection tous ceux des citoyens Suisses ainsi que leurs familles qui refuseraient de prendre les armes contre la France, ou qui

manifesteraient des opinions et des dispositions favorables aux principes de son gouvernement.

En conséquence et en vertu des pleins pouvoirs et des ordres transmis par le Directoire nous déclarons formellement et particulièrement pour ce qui concerne la ville municipale de [Arau] que les personnes, leurs propriétés et les familles spécifiées ainsi que dessus sont placées sous la garantie personelle et directe de chacun des membres composant les gouvernements des différents états de la Confédération helvétique, qui en demeurent responsables vis-à-vis de la République, du Directoire Exécutif et des armées françaises.

Fait et donné à Arau sous le sceau de la légation française en Suisse le 11 Pluviôse l'an 6 de la République une et indivisible.

Die Aufſtändiſchen wurden alſo nicht etwa, wie man nach der Eingangsphraſe erwarten ſollte, unter den direkten Schutz des franzöſiſchen Direktoriums oder der franzöſiſchen Armee geſtellt, ſondern unter den Schutz ihrer eigenen Regierung; die Aarauer wurden alſo den Mitgliedern der Berner Regierung empfohlen, während ſich das franzöſiſche Direktorium nur eine Art von Oberaufſicht vorbehalten wollte.

In erſter Linie wollte Mengaud jedenfalls die Regierungen durch dieſe Faſſung der Sauvegardes ärgern und zweitens war ſie geeignet, ihm über die Abſichten der Regierenden Klarheit zu verſchaffen. Ließen ſie ſich die Sache gefallen und blieben die Aarauer unbehelligt, dann konnte er ruhig auf dem betretenen Wege weiter ſchreiten, dann ſtanden ſeine Ausſichten gut; kehrte ſich aber die Berner Regierung nicht an die Sauvegardes, ſo war es klar, daß die Waffen den endgültigen Entſcheid bringen mußten. Unter Mengauds Papieren findet ſich eine Liſte von Gemeinden, die ſich

ſolche Sauvegardes ausſtellen ließen; ſie enthält folgende Namen: Aarau, Niederlenz, Suhr, Thalheim, Langenthal, Schinznach, Rohr, Buchs, Winterthur, Densbüren, Unterentfelden, Oberentfelden, Zofingen, Aarburg, Olten. Dieſe Liſte iſt jedoch leider nicht vollſtändig, da Mengaud, wie wir aus der ſchon erwähnten Denkſchrift von Pfarrer Fiſch erfahren,[39]) bis zum Abend des 30. Januar im ganzen an über vierzig Gemeinden Sauvegardes ausgeſtellt hatte.

Außer dieſen Sauvegardes ſtellte Mengaud auch perſönliche cartes de sûreté aus, und die Aarauer Bürger haben, wie die nachfolgende Liſte beweiſt, von dieſer Einrichtung ausgiebig Gebrauch gemacht. Das nachfolgende Schreiben wurde ihm am 8 Pluviôse an 6 (27. Januar 1798) übergeben.

Les citoyens de la ville municipale d'Arau au canton de Berne instruits des dispositions du Directoire Exécutif de la République française à protèger les patriotes suisses qui sont exposés à des persécutions de la part du gouvernement du canton de Berne pour raison de manifestation de leurs principes de liberté ont remis au citoyen Mengaud les listes de signatures cy jointes.

Les soussignés d'Arau supplient le citoyen Mengaud ministre de France en Suisse de vouloir bien interposer ses bons offices auprès du Directoire à l'effet d'obtenir pour chacun d'eux une carte de sureté qui les mette à l'abri des persécutions et poursuites auxquelles pourrait les exposer la manifestation de leurs principes de liberté.

Jean Henry Ernst à l'Aigle à Arau.
J. Jacques Hemmeller, Douanier.
Theophile Wassmer, Horloger.
Rodolphe Maerk, Horloger.
Jean Ernst, Horloger.
Jean Rodolfe Wydler, Chapelier.

Samuel Schmid, Chaudronnier.
Jacob Peat Stiner, Messerschmied.
Kaspar Fischer, Messerschmid.
J. Jacques Hentz.
Jean Friederich Wydler.
Samuel Rychner, horlogé.
Jacques Guillaume Wydler, Apoticaire.
Samuel Schäfer, Küfer.
B. Jb. Imhoof, Apoticaire.
Jean George Steiner le jeune de Winterthour, domicilié à Arau.
Emanuel Kuhn d'Yverdon, domicilié à Arau.
Joh. Heinrich Ernst jüngst.
Benoit Nuesperling, Coutellier.
Daniel Wärtli Jünger Coutellier.
Joh. Heinrich Märck, Weissgärber.
Henry Kieser.
Andreas Kieser, Modelstächer.
Samuel Buhlrein, Coutelier.
Jacob Siebenmann, Pulongeur.
Ambrosius Märck uremacher.
Friedrich Jakob Bek, Buchdruker.
Daniel Ehrsam, Schneider.
Abrham Räber.
Johannes Schäfer, Mässerschmid.
Beat Hagnauer, horloger.
Jakob Schmied, Huthmacher.
Sandoz du Comté de Neuchatel domicilié à Arau.
Samuel Rufli, Zimmermann.
Daniel Pfleguer.
Jean Beat Hagnauer.

Rud. Gonzenbach.
Jn. Rod. Maurer.
Charles Rod. Hounziguer.
André Bouser.
Ls. Widler.
Jean Rodolphe Wydler.
Jean Henry Wydler.
Jean Maerk l'ainé, Horloger.
Jos. Hammer à la demie Lune à Olten dans le canton de Soleure.
Henry Sautter, Menusier de Sour près d'Arau.
Jn. George Hounziguer le Jenne.
Frédric Hounziguer.
Jn. Jacques Herrosé.
C. J. Herrosé.
Abr. Herrosé.
Jean Herrosé.
Brandolf Hounziguer.
Jean Jacques Hounziguer.
Théophile Saml. Imhooff.
Frederic Hagnauer.
Jean Schmidt.
Samuel Fisch.
Louis Imhoff.
Fred. Beck.
Jn. Rod. Jmhooff fils.
Jerome Meyer à Arau.
Marc Schmouziguer à Arau.
Théophile Hounziguer à Arau.
Jean Rychner.
Samuel Saxer.

Rod. Meyer fils.
Jean Henri Rothpletz à Arau.
Charles Sigismond Rothpletz à Arau.
George Durr cadet.
Daniel Siebenmann le jeune à Arau.
Beat Louis Schmutziguer à Arau.
Jn. Henry Sybmann not.

Die Liſte enthält im ganzen 73 Namen; drei der Unterzeichner waren bloß in Aarau niedergelaſſen, einer wohnte in Olten und einer in Suhr. Die Mitglieder der tonangebenden und angeſehenen Aarauer Familien, die Heroſé, Waßmer, Hunziger, Wydler, Rothpletz, Imhoof u. a. ſtellten einen bedeutenden Teil der Unterſchriften; ſie fühlten ſich in erſter Linie durch die Ausſchließlichkeit der Berner Regierung zurückgeſetzt und erhofften und erſtrebten eine Beſſerung der beſtehenden Verhältniſſe. Ihnen ſchloſſen ſich aber auch die Handwerker in nicht kleiner Anzahl an.

In Bern war unterdeſſen auf den Antrag des Majors Mutach hin in der Sitzung der Räte und Bürger vom 26. Januar der Beſchluß gefaßt worden, Ausgeſchoſſene aus der Bürgerſchaft, den deutſchen Städten und Landſchaften nach der Hauptſtadt zu berufen, um gemeinſam mit der Regierung über das Wohl des Vaterlandes zu beraten. Im ganzen wurden 52 Ausgeſchoſſene auf den 1. Februar einberufen; auch Aarau ſollte einen Vertreter ſchicken.[40]) Mengaud erblickte in dieſer Maßregel, die nach der Meinung der Berner Regierung aller Unzufriedenheit den Boden entziehen ſollte, den Anfang der Berner Revolution und glaubte, daß durch eine kleine Truppendemonſtration die Regierung zu einem völligen raſchen Nachgeben könne gezwungen werden. Den Vorwand, um die Entſendung einer Truppenabteilung von Hüningen nach Aarau zu verlangen, lieferte ihm ein Vorfall, der ſich am 25. Januar 1798 in dem waadtländiſchen Dorfe Thierrens abgeſpielt hatte. Dort waren

zwei franzöſiſche Huſaren, die einen Adjutanten des Generals Menard zu General Weiß begleiteten und bei dieſer Gelegenheit einen berniſchen Vorpoſten beleidigten, erſchoſſen worden.[41]) In einem Briefe vom 29. Januar beauftragte er ſeinen Stellvertreter in Baſel, den Legationsſekretär Bignon, das Nötige zu beſorgen. Er macht ihm in dieſem Schreiben Mitteilung von dem erwähnten Vorfall in Thierrens und von der Einberufung der Delegierten nach Bern und fährt fort: „Il s'agit donc de saisir cette occasion afin d'exciter une insurrection dans ce pays-ci, où déjà plusieurs bailliages et villes municipales sont en mesure .... Je ne néglige aucun moyen à ma disposition pour accélérer par l'effet seul de la terreur l'accomplissement des vœux du Directoire, qui sont ceux de tous les vrais républicains et voulant en conséquence tirer tout le parti possible de la confiance dont le gouvernement veut bien m'honorer, j'ai déjà donné des ordres pour prendre possession de Bienne et développer de ces côtés et depuis là à Huningue des dispositions militaires, qui doivent produire le double effet de fortifier les patriotes et de dissiper les espérances ridicules de leurs adversaires. J'ai eu lieu de me convaincre pendant mon séjour ici combien la présence de nos hussards a influé sur les esprits, et c'est uniquement par cette considération, quoique sous le prétexte d'un danger réel pour moi et mon retour à Bâle que je voudrais faire venir ici deux compagnies au moins, tant de hussards que d'autres troupes à cheval. Vous aurez soin d'observer au Général avec qui Vous en conférerez qu'il importe au succès de mon plan que ces troupes soient de la meilleure tenue possible; enfin Vous Vous entendrez avec lui, afin que tout aille pour le mieux. Du moment où le Général vous aura averti que cette troupe pourra partir

au premier mot, Vous aurez la complaisance d'en prévenir les autorités constituées de Bâle en demandant leur consentement, et en les assurant même par écrit que c'est par mon ordre que Vous agissez et qu'il n'y a rien à craindre pour la sûreté de la ville et du territoire de Bâle non plus pour les personnes et les propriétés. Au reste si le Général ne peut fournir autant de monde que j'en demande et que le magistrat de Bâle trouve qu'il y en ait trop, Vous ferez pour le mieux; je me consenterai de moins. Cette mesure est d'autant plus nécessaire, que les habitants d'Arau plantent l'arbre de liberté ce soir." Siegesgewiß ſchließt er den Brief mit den Worten: „Les Français pourraient bien être à Berne avant la fin de la décade, car tous mes rapports annoncent que les choses se mesurent sur nos mouvements. Je reçois à l'instant une députation de Berne qui me prouve que nous y sommes attendus et que sitôt que l'on nous entendra chanter la carmagnole tout le monde la dansera."

Die beiden verlangten Kompagnien ſollten, wie Mengaud dem Direktorium berichtet, ſich unter der Führung ſeines Bruders, des Generals François Xavier Mengaud,[42]) der in jenen Tagen ebenfalls in Aarau verweilte, der Feſtung Aarburg bemächtigen und ſo die Verbindung zwiſchen Bern und Zürich unterbrechen.

In Aarau muß in jenen Tagen eine faſt fieberhafte Begeiſterung geherrſcht haben; Mengaud ſelbſt mußte die Aarauer bitten, die Aufrichtung des Freiheitsbaumes bis nach der Abreiſe der Tagherren zu verſchieben. Er that dies, weil er glaubte, daß das Landvolk nicht wagen würde, ſich zu beteiligen, ſo lange die Tagherren in Aarau weilten.

Faſt zur gleichen Zeit mußte er aber auch einſehen, daß die Stimmung der Aarauer nicht überall geteilt wurde, daß große

Kreiſe des Volkes der Revolution feindlich gegenüberſtanden. Am 30. Januar rückten die katholiſchen Bewohner des Freiamtes dreitauſend Mann ſtark bis vor Aarau, ſo daß die Stadtthore geſchloſſen und der Generalmarſch geſchlagen wurde. Mengaud und ſein Bruder erboten ſich, die Bedienung der Geſchütze zu leiten. Da aber die Aarauer Artillerie nach dem glaubwürdigen Zeugnis des Pfarrers Fiſch bloß aus vier alten Kanonen beſtand, die nicht einmal zwei Pfund ſchoſſen und da das Zeughaus, eine Rüſtkammer militäriſcher Altertümer und Raritäten, den Verteidigern bloß alte Schwerter und Hellebarden hätte liefern können,[43]) ſo war es ein Glück, daß die Tagſatzung die Vermittlung übernahm. Es gelang in der That den beiden Tagherren Friſching von Bern und Balthaſar von Luzern, die aufgeregten Volksmaſſen zum Rückmarſch zu bewegen und ſo ein Blutvergießen zu verhindern.

Auch mit der Tagſatzung hatte er noch in den letzten Tagen Schwierigkeiten, die ihn zu folgendem Zornesguß veranlaßten: „Ils prétendent que je ne traite pas avec eux comme de souverain à souverain. Quelle pitié! Après avoir toujours dit, écrit en toutes occasions, et encore aujourdhui en présence de mon frère prenant congé, que je ne reconnaissais de souverain que le peuple; et pour me rendre plus intelligible je l'ai dit, redit, écrit, réécrit, imprimé, réimprimé en Français, Allemand et Italien. Quelle diable de langue faut-il donc employer vis-à-vis de ces Messieurs et Seigneurs?“

Der Todesſtoß aber wurde ſeinen Plänen verſetzt durch die Weigerung der Basler Nationalverſammlung, den Durchmarſch der zwei Kompagnien zu geſtatten; zugleich bot ſie ihm eine Abteilung Basler Kavallerie zu ſeinem perſönlichen Schutze an. Wie ſchwer dieſe Weigerung den Ehrgeiz Mengauds getroffen hat, zeigt der Umſtand, daß er von dieſem Augenblicke an für Baſel kein gutes

Wort mehr hatte und daß jeder seiner Briefe an das französische Direktorium von Verdächtigungen und Beschimpfungen der Basler Nationalversammlung wimmelt. Hören wir, wie er selbst dem Direktor Reubell den mißglückten Versuch meldet, indem er ihm die in der Sache gewechselten Briefe übersendet:

Arau, 13 Pluviôse an 6. (1. Februar 1798.)

Citoyen Directeur!

Vous verrez par la lettre de mon collaborateur Bignon et celles en copie que l'état de Bâle lui a écrites en réponse de ma demande d'un passage de deux compagnies de dragons non armés, que le machiavélisme des Bâlois vaut bien celui des Bernois et des Zurichois. Je vous en ai déjà donné quelques échantillons, et vous pouvez vous convaincre à présent, ainsi que j'ai eu l'honneur de vous écrire, que la révolution de ce petit état n'était absolument qu'une affaire de spéculation individuelle et générale, individuelle, en ce que ceux qui l'ont faite, après cependant que je les y ai eu poussés pendant trois mois comme en laboureur sa charrue, n'ont cherché qu'à déplacer pour se mettre en place ou s'y conserver sous une autre dénomination; et générale, en ce que l'ancien esprit de méfiance et de haine contre la France se montre aussi fort que jamais, par la manifestation du système politique qui lie les gouvernements Suisses entre eux au détriment de leurs alliés, sans égard à leur voisinage, à leur puissance ni à la reconnaissance des bienfaits qu'ils en reçoivent. Vous avez bien été instruit du rappel de la députation de Bâle, motivé sur ce que cet état n'approuvait pas le serment du renouvellement de l'alliance féderative des cantons. Les pièces que je vous envoie vous feront voir si ces MM. jouent bien la comédie;

et en effet: le refus d'adhérer à la prestation du serment en question semblait devoir détacher les Bâlois, sur le point de se donner une constitution, des engagements politiques qui s'opposent à cette constitution et à la protection de la puissance voisine qui la consacre par les principes de son gonvernement. Cependant MM. de Bâle, an lieu d'accéder purement et avec empressement à la demande du passage de deux compagnies de dragons m'envoient nne députation pour en conférer; et en même temps ils m'écrivent qu'ils ont consulté l'état de Zurich. Pour ne pas donner à ces Solons l'orgueil de penser que je cédasse à leurs raisons, j'ai sur le champ dit que je venais d'écrire au secrétaire de légation à Bâle, que les circonstances avaient changé et que je ne croyais plus avoir besoin de cette mesure de sûreté. Alors les députés de s'écrier qu'ils étaient venus pour me chercher et que je serais gardé par la cavalerie bâloise. Si cependant je me fusse trouvé en danger, ces magnifiqués citoyens de Bâle, qui respectent les Zurichois et peut-être les Bernois plus que la France, n'auraient pas osé mettre le pied avec une force armée sur l'état de Soleure et de Berne, qu'il me faut traverser aujourd'hui pour me rendre à Bâle. Et les troupes de Soleure et de Berne qui me menacent, pourraient fort bien me retenir en otage, si, à mes hussards au nombre de 10, ne se joignait une escorte des habitants d'Arau. Mais voulant faire voir aux Bâlois qu'ils n'ont été, dans cette circonstance comme dans tant d'autres, que des ânes, je lenr ai observé que cette mesure ne tenait point à aucune crainte de dangers de ma part, et pour le leur prouver, je n'ai pas voulu m'en retourner avec eux, ni accepter leur escorte; et au lieu de me rendre à Soleure, comme j'avais le projet, je pars subi-

tement pour Bâle sans rien faire dire de mon arrivée, ainsi que la députation m'en avait prié. J'ai ajouté que l'apparition des deux compagnies de dragons sous le prétexte de venir me garantir d'un assassinat pareil à celui de l'adjutant de l'armée française dans le pays de Vaud, aurait complété la révolution que j'avais si bien préparé dans la partie allemande du canton de Berne, pendant mon séjour à Arau. Et il est prouvé que la venue de cette petite troupe aurait paru au Sénat de Berne une mesure combinée sur les mouvements des Français dans le pays de Vaud; les olygarques auraient pris cela pour une avant-garde, surtout d'après le concert qu'ils auraient vu entre ma conduite et celle des généraux à Huningue. Alors les Bernois qui, assure-t-on, dans ce moment sont aux prises dans leur Sénat, n'auraient pas eu l'insolence de faire marcher des troupes jnsqu'à une lieue d'ici, et n'en auraient point envoyé à Aarbourg où la révolution serait actuellement aussi complète qu'ici; ce qui m'a obligé d'écrire à Berne la lettre dont je vous envoie copie. Au reste cette portion de terre parait être en mesure ouverte de guerre contre nous, ils ne répondent plus au lettres que je leur écris de notre part; et il est probable qu'ils ne le feront pas à ma dernière . . . . . Ils est certain que la révolution ne sera totale et bien faite en Suisse que par la présence de nos troupes. Que Berne soit serré de près, en déclarant que l'on n'en veut qu'au magistrat actuel; que Soleure ait des cantonnements; que la ville d'Arau ait une garnison française; et qu'on ait entrée et passage sur Bâle: alors tout est fini. Cet événement mérite d'antant plus d'être médité que les habitants de la Souabe, du Brisgaw etc. n'attendent que l'instant pour s'insurger de leur côté. Il en est venue en-

core hier une députation à laquelle je n'ai pu donner que des espérances faute d'instructions précises; car il en faut.

Die Weigerung der Nationalverſammlung, die beiden Kompagnien über das Basler Gebiet marſchieren zu laſſen, hat Mengaud die Freude am Aarauer Freiheitsbaum, der am Abend des 1. Februar gepflanzt wurde, vergällt; zugleich mußte er aus dem Vorrücken der berniſchen Truppen erſehen, daß die Berner Regierung nicht gewillt war, ſeine Sauvegardes irgendwie zu reſpektieren.

III.

So reiste Mengaud am 2. Februar von Aarau nach Baſel zurück, zum großen Bedauern der Aarauer, denen ſeine Anweſenheit einen gewiſſen Schutz gegen die Beſetzung und Beſtrafung ihrer Stadt durch berniſche Truppen geboten hatte. Erreicht hatte er in den drei Wochen, die er in Aarau zugebracht hatte, faſt nichts und alle ſeine Pläne waren ſchließlich zergangen wie Seifenblaſen. An eine friedliche Revolutionierung der Schweiz dachte er nun, wie er auch ſchon an Reubell ſchrieb, nicht mehr und richtete am 3. Februar 1798 einen energiſchen Brief an Brune, worin er ihm auseinanderſetzte, daß Bern die Sauvegardes mißachte und ſich anſchicke, die betreffenden Gemeinden zu beſtrafen. Der durch die Sauvegardes zugeſicherte Schutz dürfe jedoch nicht ausbleiben. Mengaud forderte Brune auf, keine Zeit zu verlieren, die Truppen in Bewegung zu ſetzen und die entſcheidenden Schläge zu führen. Seine Briefe aus dieſen Tagen atmen eine furchtbare Bitterkeit, dafür mag ein Brief, den er am 4. Februar über die Lage in der Schweiz und in Baſel an das Direktorium richtete, ſprechen:

Bâle, 16 Pluviôse, an 6. (4. Februar 1798.)

Citoyens Directeurs!

Si la révolution en Suisse ne devait être que pour eux, je ne m'en serais certainement pas mêlé; mais comme cette

opération régénératrice doit avoir des résultats avantageux pour la grande nation qui aurait déjà brisé les fers du royalisme dans toute l'Europe sans l'existence du gouvernement helvétique, le plus monstrueux possible, il faut le renverser coute qui coute, sous le bon plaisir du Directoire. Cette mesure devient d'autant plus urgente que tout prouve une nouvelle combinaison de trames plus perfide que tout ce qui a jusqu'à présent signalé la haine perverse de l'olygarchie Anglo-Suisse contre la République française. Vous verrez, Citoyens Directeurs, par les pièces que j'ai eu l'honneur de Vous envoyer, les mesures qu'il m'a paru important de prendre. Tandis que les différents cantons, balancés par les intrigues de leurs prêtres et de leurs tyrans séculiers, ne cherchent qu'un point d'appui qui ne peut être que la France, il est révoltant de voir l'état de Bâle redevenir, sous une forme et une dénomination différente, un des chainons de l'exécrable système au moyen duquel l'Angleterre espère encore lutter contre les destinées de la France, de l'Europe et de l'univers, si bien tracées par la main vigoureuse du Directoire. Mais les massifs et fourbes Bâlois en seront pour les frais de futailles qu'ils vident depuis quelque temps en cherchant les bases de la liberté et de l'égalité au milieu et au bruit des santés qu'ils portent à leurs dignes et respectables bourgemaîtres, tous ennemis de la République, et replacés ou plutôt conservés sous un autre masque afin de lui nuire davantage. Il faut en finir, citoyens Directeurs, et, sans verser peut-être une goutte de sang, nos soldats guidés par la discipline la plus sévère, n'auront besoin que de se montrer dans l'interieur de la Suisse, pour y terminer cette lutte scandaleuse, mais cruelle pour les peuples qu'elle opprime, d'une poignée d'hommes en place

contre la volonté d'un peuple souverain qui a pulverisé le système le mieux combiné de destruction contre lui. — Quand nous serons chez les descendants de Guillaume Tell, ce que nous aurons pris sera bon à vendre; et c'est alors que les magnifiques de Berne verront s'il est vrai, ainsi qu'ils le disent et impriment, que l'orage conjuré contre leur insolence pourra se dissiper auprès du Directoire et de ses agents avec de l'argent. C'est alors aussi que les Bâlois pourront passer pour des prophètes, car leur ville entre nos mains pourra déjà être un commencement de restitution pour toutes les voleries que la chère nation helvétique nous a faites.

Die in den beiden mitgeteilten Briefen enthaltenen Beſchimpfungen und Verdächtigungen gegen den Kanton Baſel, der doch zuerſt ſeine Verfaſſung nach dem Wunſche Frankreichs in republikaniſchem Sinne abgeändert hatte, würden um ſo auffallender und empörender wirken, wenn wir nicht ihren wahren Grund bereits kennten. Durch die Verſagung des Truppendurchpaſſes hatte die Basler Nationalverſammlung Mengauds Ehrgeiz und Eigenliebe, ohne es zu wollen, aufs empfindlichſte getroffen und einen ſeiner Lieblingspläne zerſtört. Daher die Animoſität gegen Baſel. Das franzöſiſche Direktorium aber ſchenkte offenbar ſeinen Zornestiraden keine allzu große Beachtung und war namentlich nicht geſonnen, auf ſeinen Plan einer Okkupierung Baſels durch franzöſiſche Truppen zur Zeit einzugehen. Das Direktorium war ſich jedenfalls vollkommen klar darüber, daß ein derartiger Gewaltakt nicht könne ausgeführt werden, bevor die Rüſtungen und der Aufmarſch der franzöſiſchen Heere gegen die Schweiz vollendet ſein würden. Mengaud muß deshalb eben in jenen Tagen einen ziemlich deutlichen Verweis vom Direktorium erhalten haben, weil er immer und immer wieder die Wegnahme Baſels befürwortete. Was er am 18 Plu-

viôse an 6 (6. Februar 1798) dem Direktorium in dieſer Sache ſchrieb, klingt wenigſtens ziemlich gedrückt: „Si les circonstances eussent été de nature à me faire réaliser le projet de prise de possession de la ville de Bâle, voici comme je m'y serais préparé. J'aurais commencé par inviter les officiers-généraux, en leur communiquant bien entendu mes motifs à prendre des mesures convenables et de manière à ne pas exciter la jalousie de nos ennemis et les inquiétudes de nos alliés: et à l'instant même, citoyens Directeurs, je vous aurais expédié un courrier, non pas pour vous annoncer l'opération que je n'aurais jamais faite sans votre consentement et un ordre positif, mais bien pour vous instruire de la vérité des faits et des circonstances et m'apporter vos ordres. Voilà comme j'aurais agi et comme j'agirai toujours; et c'est sous ce point de vue qu'il faut entendre et envisager les mesures de cette espèce, dont, quand j'ai l'honneur de vous en écrire, je parle toujours au présent comme s'il s'agissait de leur prompte exécution, tandis que ce n'est que dans une hypothèse conditionelle c'est-à-dire avec un ordre de vous.“ Mengaud verſichert des ferneren das Direktorium, daß er die Beſetzung Baſels nur befürwortet habe, weil davon die Rede geweſen ſei, daß ſich eine öſterreichiſche Armee im Frickthal zuſammenziehen ſolle. Jetzt ſeien dieſe Beſorgniſſe verſchwunden, da dieſe vermeintliche Armee in Wirklichkeit nur aus 300 Mann beſtehe; man könne alſo von einer Beſetzung Baſels abſehen und dies um ſo eher, da das Vorrücken der Armee Schauenburgs die Geſinnung der Basler ſehr günſtig beeinflußt habe. Man beginne jetzt in Baſel einzuſehen, daß der Schutz Frankreichs den Rückſichten gegen Zürich und Bern, welche eine überlebte Politik der Stadt auferlege, vorzuziehen ſei. Auch ſeien die Basler geſonnen, ſich der vertriebenen Berner Patrioten, beſonders der Aarauer, anzunehmen.

Wenn Mengaud in dieſem Briefe die Basler notgedrungen etwas glimpflicher behandelt, ja ihnen ſogar ein beſcheidenes Lorbeerkränzlein windet, ſo gießt er dafür die ganze Schale ſeines Zornes in zwei Briefen vom 10. Februar über Solothurn und Bern aus. Die beiden Schriftſtücke, worin er die Ereigniſſe in dieſen beiden Kantonen beſpricht, hören ſich an, wie die Delirien eines Fieberkranken und ihre Sprache erinnert lebhaft an die Zeiten der Terreur in Paris.

Im Kanton Solothurn hatten in den Tagen vom 5. bis 8. Februar Verfolgungen der Patrioten ſtattgefunden und etwa vierzig Männer von Stadt und Land waren gefangen geſetzt worden.[44]) Dieſe Vorgänge veranlaßten den reizbaren Mengaud zu folgendem Schreiben an das Direktorium: „Les derniers événements du canton de Soleure, et dont je vous ai rendu compte, n'ont été qu'une véritable capucinade, non pas pour les patriotes qui en ont terriblement souffert, mais bien pour les magistrats, qui mériteraient qu'on leur coupe la langue et les oreilles. Coupez la barbe à un capucin et habillez-le en homme, il n'aura plus l'air d'un capucin, et il fera moins de mal. Coupez la langue et les oreilles à un magistrat de Soleure, ce sera toujours un âne, mais un âne sans langue et oreilles n'est plus dangereux. Ah! si je ne craignais votre censure comme je vous arrangerais cette canaille. Il y a dans le canton de Soleure 30 communes toutes également fanatisées et par la prêtraille et par l'exécrable caste de familles de sangsues, qui boivent, succent et aspirent la substance physique de l'imbécile populace qu'elles égarent. Dans le même canton il y a de belles rivières, et mon plaisir serait d'y engraisser les poissons avec de la viande fraiche de prêtres, d'olygarques à peu près comme nous mangeons les huitres.

Pardonnez ces expressions, pas trop délirantes, mais en vérité, citoyens Directeurs, mon sang s'extravase par tous les pores, à la vue, au récit de l'audace inconcevable des Bernois et des Soleurois et les horreurs exercés par eux sur les pauvres patriotes. Il ne faut pas moins que le respect pour vous et vos principes pour m'empêcher de faire raboter l'infernal canton de Soleure pour en faire un chemin jusqu'à Berne."

Bern dagegen hatte Mengauds Zorn hauptsächlich heraufbeschworen durch die Mißachtung der Sauvegardes, durch die Einnahme der Stadt Aarau und durch das Schweigen, welches die Regierung verschiedenen seiner Zuschriften entgegensetzte. Der folgende Brief charakterisiert seine Erbitterung über diese Dinge in unverkennbarer Weise: „MM. de Berne veulent absolument que je sois berné; soit fait si telle est la volonté du Directoire.

J'ai déjà instruit que les magnifiques ne répondaient plus à mes lettres officielles; et à cet égard j'invoque le témoignage de mes trois collaborateurs.

Aujourd'hui j'apprends qu'ils ont annoncé à l'assemblée nationale de Bâle leur prétendue régénération. Voyez les pièces que j'ai envoyées au Directoire le dernier ordinaire. Les excellences bernoises, qui demandent un an de terme, pour dire le mea culpa, ont écrit à l'assemblée nationale de Bâle qu'ils venaient d'instruire le Directoire, le ministre des relations extérieures et moi de cette nouveauté. Les magnifiques en ont menti quant à moi; ils ne m'ont rien écrit: et tout ce que j'ai appris, c'est qu'ils ont imaginé la ruse très bête de me provoquer à quelques sottises en blessant mon amour-propre. Ces coquins mesurent tous le monde à leur aune. Ils ont cru que parce qu'ils avaient assez de égoïsme pour exposer leur patrie à la vengeance

du Directoire que je serais assez animal pour suivre leux exemple par esprit d'amour-propre; comme si les âneries d'un pareil tronpeau devaient me servir de véhicule. Je proteste que depuis plus d'un mois je n'ai eu aucune lettre de la poignée de scélérats qui, sous le nom de souverain de Berne méditent la guerre civile en France. Si le Directoire m'y autorise, et il n'y a que ce moyen d'en finir je me mettrai moi-même à la tête d'une couple de braves; et, passant par Soleure je me rendrai à Berne y terminer la lutte la plus scandaleuse et la plus insultante.

Den Eindruck einer aufs empfindlichſte verletzten Eigenliebe wird auch dieſer Brief trotz aller gegenteiligen Verſicherungen Mengauds bei jedem Leſer hervorbringen.

Bei ſeiner Rückkehr von Aarau nach Baſel hatte ſich Mengaud genötigt geſehen, eine paſſende Wohnung zu ſuchen, da ſein mäßiger Gehalt ihm nicht geſtattete, auf die Dauer im Hotel zu den „Drei Königen" zu wohnen. Bei ſeiner Ernennung zum Chargé d'affaires hatte er gehofft, Peter Ochs werde ihm gleichwie ſeinem Vorgänger François Barthèlemy ſein Haus als Aufenthalt anbieten und war daher höchſt unangenehm enttäuſcht, als ihm Ochs ſchon am 8. Januar 1798 von Paris aus brieflich offen auseinanderſetzte, warum er das nicht thun könne. Er ſchrieb ihm: „La fête du drapeau m'a fait verser des larmes de joie. Que j'aurais aimé à la voir arboré dans une de mes maisons. Mais vous êtes trop mal payé, pour avoir pu vous offrir ma maison et ses meubles, et d'ailleurs vous avez à présent des maisons de reste, dans celles de l'Evêque et du chapitre." Mengaud ſandte Ochs Brief nach Paris und verſah ihn zu Handen des Direktoriums mit nachfolgenden biſſigen Randbemerkungen: „Si Mr. Ochs avait voulu agir en patriote désintéressé, voyant surtout le travail incroyable qui m'oc-

cupe, et qui m'a empêché de penser à me loger, chose d'ailleurs très difficile ici, et s'il avait voulu ajouter à ces considérations la manière généreuse, loyale et rigoureuse avec laquelle j'ai amené la révolution ici, il aurait pu me laisser provisoirement la maison et les meubles en question. Malgré la modicité de mon traitement j'aurais plutôt vendu un bout de terre de la succession de mon père, pour payer une misérable somme de 6000 livres. Je n'aurais pas resté si longtemps à l'auberge, et je serai logé d'une manière plus convenable que je le serai. Quant aux maisons provenant du séquestre elles ne valent rien pour moi attendu qu'elles sont à l'extrémité opposée de la ville et hors de la commodité des personnes appelées par leurs affaires à la légation."

In dieſem Briefe iſt nicht alles ganz klar; was Mengaud mit der Summe von 6000 Livres meint, muß dahingeſtellt bleiben. Ferner kann man im Zweifel ſein, was für biſchöfliche Gebäude er als für ſeinen Zweck ungeeignet bezeichnet. Der Biſchofshof liegt allerdings in dem Teile der damaligen Stadt, der von der franzöſiſchen Grenze am weiteſten entfernt war und inſofern würde ſich Mengauds Ausdruck verſtehen laſſen, ob er aber nicht den nötigen Komfort für ein Geſandtſchaftshotel bot, darüber fehlen die Nachrichten. Mengaud fand dann, wie aus einer Notiz des Revolutionsalmanachs von 1799[45]) hervorgeht, ſchließlich Unterkunft im Domhofe, den er von einem Privatmann auf ein Jahr mietete. Es könnte auf den erſten Anblick den Anſchein haben, daß der in Göttingen erſchienene Revolutionsalmanach für derartige Detailfragen nicht als zuverläſſige Quelle könne angeſehen werden. Dieſe Bedenken müſſen jedoch ſchwinden vor der Wahrnehmung, daß der Revolutionsalmanach für die Ereigniſſe in der Schweiz ſehr gut berichtet war. Größere Schwierigkeiten machen die ſich ſcheinbar

widerſtreitenden Thatſachen, daß der Domhof ebenfalls zu den biſchöflichen Gebäuden gehörte, während Mengaud ausdrücklich berichtet, daß er ſeine Wohnung von einem Privatmanne auf ein Jahr gemietet habe. Doch bietet ſich auch hier eine Erklärung. Der Domhof wurde im Jahre 1806 von der biſchöflichen Verwaltung verſteigert und von Notar J. J. Veſt um den Preis von 20,050 alten Franken erſtanden. Im Gantbriefe[16]) heißt es nun ausdrücklich, daß der Domhof vor der Verſteigerung dem Hypothekargläubiger ſeiner Hochw. des ehemaligen Fürſtbiſchofs von Baſel verpfändet geweſen ſei. Die naheliegende Annahme, daß dies ſchon im Jahre 1798 der Fall war, der Domhof alſo der Sequeſtration durch die Franzoſen nicht anheimfiel, und daß Mengaud alſo das Haus von einem Privatmanne mieten mußte, löst alle Schwierigkeiten.

Ein Kapitel, ſehr gut geeignet, auf Mengauds Charakter einige ſcharfe Schlaglichter zu werfen, iſt ſein Verhältnis zu den franzöſiſchen Generalen. Zu Anfang ſeiner diplomatiſchen Laufbahn in der Schweiz hatte er ausſchließlich mit General Dufour zu thun gehabt. Das gute Einvernehmen, welches die beiden oben mitgeteilten Begrüßungsreden erhoffen ließen, war jedoch von kurzer Dauer geweſen, da Dufour ſich den Wünſchen Mengauds nicht in allen Stücken gefügt zu haben ſcheint. Schon anläßlich ſeines Planes für die Basler Revolution hatte er vom Direktorium die Abberufung Dufours aus Hüningen zu verlangen gewagt. Der betreffende Abſchnitt in dem Briefe Mengauds an Reubell iſt für ihn ſo bezeichnend, daß er hier eine Stelle finden mag. Er ſetzt zuerſt ſeinen oben beſprochenen Revolutionsplan für Baſel auseinander und fährt dann fort: „Si donc vous approuvez cet aperçu de mon projet, il faut avoir la bonté de faire donner des ordres secrets au général Dufour de déférer provisoirement à tout ce que je lui insinuerai de votre part. Soyez bien

assuré que je n'abuserai point de cette autorité, que je ne la ferai valoir que pour le bien de la chose et le maintien du respect qui vous et dû. Sans cette mesure la veine ambition de Dufour me contrariera. On m'assure même dans une lettre venue d'Huningue, qu'il avait attendu mon absence de Bâle pour donner sa fête de la paix. Quelle puérilité! Au reste, Citoyen Directeur, rappelez-vous ce que j'ai eu l'honneur de vous dire dans ma dernière au sujet de cet officier, qui certainement travaille à se faire un parti en Suisse et à faire tourner à son avantage la révolution qui s'y prépare. Si vous jugez à propos de le remplacer par un homme plus rempli de respect pour la première autorité, sans laquelle les autres ne sont rien, faites-le de manière que les services de Dufour ne soient pas perdus pour la République. C'est un brave soldat. Vous pouvez le faire passer à l'armée d'Angleterre d'une manière qui flatte son amour-propre. Si, au contraire il reste, il convient que le ministre de la guerre lui écrive comme de lui-même, qu'il ait à s'entendre avec moi, comme un agent honoré de votre confiance, dans tout ce que j'aurai à lui demander pour les intérêts de la République et l'honneur du Directoire.“ In der Kunſt der ihm von Dufour anempfohlenen ehrlichen Diplomatie hatte Mengaud offenbar noch keine großen Fortſchritte gemacht, als er dieſen Brief verfaßte. Die Vermutung liegt nahe, daß ſich Dufour namentlich den verſchiedenen gegen Baſel gerichteten Okkupationsgelüſten Mengauds widerſetzt, oder gar in einem konkreten Falle ſeine Mitwirkung verſagt habe. Die Basler müſſen auch etwas derartiges geahnt haben, und die Nationalverſammlung hatte gewiß nicht Unrecht, wenn ſie in ihrer am 12. März 1798 abgehaltenen achtundzwanzigſten Sitzung[47]) beſchloß, dem General Dufour das Nationalgut Michelfelden als Zeichen der

Anerkennung für 45,000 Livres zu verkaufen. Mit dieſem Kaufe hatte es die Bewandtnis, daß einige Basler dem allgemein beliebten Dufour das nötige Geld vorſtreckten, um das Gut zu kaufen, welches er dann ſofort wieder für 60,000 Livres losſchlagen konnte. Mengaud dagegen hatte nichts eiligeres zu thun, als hinter dieſem Geſchäft hochverräteriſche Abſichten Dufours zu wittern. Er ſchrieb an Reubell, daß Dufour, ein ſchlechter Anhänger der Republik, durch dieſen Kauf nur die nötigen Erforderniſſe erfüllen wolle, um Mitglied der Basler oder gar der zukünftigen helvetiſchen Nationalverſammlung zu werden. Höhniſch bemerkt er von dem Basler, der Dufour das Geſchäft machen ließ, indem er ihm das Gut für 60,000 Livres abkaufte: „et c'était un Bâlois.“

Im Verlaufe des Februar 1798 nahmen die Operationen der franzöſiſchen Heere gegen Bern ihren Anfang. Da die Kompetenzen der Generale Brune und ſpäter Schauenburg in Betreff der zu führenden Unterhandlungen nicht deutlich gegen diejenigen des Geſchäftsträgers abgeſteckt waren, ſo lebte Mengaud von da an in beſtändiger Furcht, er möchte von den Generalen vernachläſſigt und an die Wand gedrückt werden. Bereits am 13. Februar beſchwor er das Direktorium, ihm darüber Aufklärung zu geben; ſeine Beſtrebungen würden gekreuzt durch Leute, welche die Revolution der Schweiz an den Meiſtbietenden verſteigern wollten. Gemeint iſt jedenfalls Brune. Am gleichen Tage richtete Mengaud einen Brief an dieſen, worin er ihn aufforderte, nicht auf eigene Fauſt mit Bern zu unterhandeln und ihn um regelmäßige Mitteilungen bat. Daß das erſtere, jedenfalls auf Befehl des Direktoriums an Brune, dann doch geſchah, hat Mengaud furchtbar erbittert. Viele Briefe ſind zwiſchen ihnen nicht gewechſelt worden, wie die Korreſpondenz Brunes deutlich zeigt.[48]) Es wäre Brune auch beim beſten Willen ſchwer gefallen, eine regelmäßige Korreſpondenz mit Mengaud zu unterhalten, da ſich zwiſchen ihren

beiden Aufenthaltsorten Lauſanne und Baſel das Territorium Berns befand, und da die Regierung von Neuchatel das Anſinnen Mengauds, den Courieren freien Durchpaß zu gewähren, von der Hand gewieſen hatte. Die Abneigung Mengauds gegen den General ſteigerte ſich ſchließlich zu einer ſolchen Höhe, daß er anläßlich der im April 1798 erfolgten Abberufung Brunes aus der Schweiz in einem Briefe an das Direktorium in die Worte ausbrach: „Béni soit, mille et million fois, le bon génie qui vous à fait éloigner Brune de la Suisse.“

Den General Schauenburg betrachtete er vom Momente ſeiner Ankunft beim Heere an mit unverhohlenem Mißtrauen und ſchrieb ſofort nach Paris: „On dit qu'il est arrivé à Huningue d'où il serait reparti pour Delémont. J'espère que c'est une histoire et que Mr. le baron ne dédaignera pas d'honorer de sa visite le républicain Mengaud, quoique daus une ville d'où l'on a chassé et chasse encore souvent les parents émigrés de Mr. le baron.“ Gehäſſiger konnte die Anſpielung auf Schauenburgs Adel nicht wohl ausfallen. Dennoch beehrte er den General am 18. Februar mit einem Briefe, worin er ihn aufforderte, das Dorf und die Brücke von Mönchenſtein zu beſetzen, um ſich ſo eine Straße für den Anmarſch der franzöſiſchen Truppen gegen den weſtlichen Teil des Kantons Solothurn zu ſichern. Würde man Baſel über die Beſetzung ſelbſt anfragen, ſo würde die Antwort unfehlbar in verneinendem Sinne ausfallen. Darum möge der General Mönchenſtein ohne weiteres beſetzen, und er werde dann die unausbleiblichen Reklamationen beantworten, indem er entweder Spezialinſtruktionen des Generals vorſchütze, oder die Sache ſonſt ſo lange verzögere, bis die Beſetzung ihren Zweck, einen Druck auf die Solothurner Regierung auszuüben, erreicht habe.

Dieſer letzte Brief führt uns nun zur Stellung Mengauds zu Baſel und ſeiner Nationalverſammlung und zeigt, daß Baſel

von ihm wenig Gutes zu erwarten hatte. Von den Ereigniſſen, welche ſeinen Zorn heraufbeſchworen hatten, war ſchon wiederholt die Rede. Für die ſchwierige Lage, in welcher ſich Baſel als revolutionierter Staat den am Alten feſthaltenden Mitſtänden gegenüber befand, zeigte Mengaud nicht das leiſeſte Verſtändnis. Und doch darf man wirklich behaupten, daß ſich die Nationalverſammlung redlich Mühe gab, zwiſchen dem deutlich und wiederholt ausgeſprochenen Wunſche der Landſchaft und der Stadt, Schweizer zu bleiben, und den Verpflichtungen, welche die Revolution Baſel Frankreich gegenüber auferlegte, die richtige Mitte zu halten. Mengaud hatte dafür kein Wort der Anerkennung. Ja, wenn ſich Baſel im Februar 1798 gänzlich den Franzoſen in die Arme geworfen und jeden Wunſch Mengauds erfüllt hätte, dann hätte vielleicht ſein Groll beſchwichtigt werden können.

Jedenfalls paßte der Einfluß, den verſchiedene Abgeordnete der Landſchaft in der Nationalverſammlung ausübten, ſchlecht zu Mengauds Plänen und ſo berichtete er denn auch an das Direktorium, daß ſich die Stadt viel zu oft den Wünſchen der Landſchaft unterordne.

Die lange Reihe der Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen Mengaud und der Nationalverſammlung wurde dadurch eröffnet, daß er am 8. Februar den Wagen des Legationsſekretärs Haller, der von Raſtatt nach Bern zurückkehrte, anhalten ließ, um ſeine Papiere, in denen er wichtige Geheimniſſe zu finden hoffte, zu durchſuchen. Die Nationalverſammlung aber faßte ſofort einmütig den Beſchluß, Haller ungehindert weiterreiſen zu laſſen. Es war, wie wir von Mengaud ſelbſt wiſſen, in erſter Linie Joh. Lukas Legrand, der ſich gegen dieſe gewaltthätige Einmiſchung in die Souverainetätsrechte Baſels mit Nachdruck verwahrte. Dieſer Mißerfolg ſchreckte jedoch Mengaud nicht davon ab, Ende Februar die Verhaftung der Frau des berniſchen Oberſten Emanuel von Groß zu planen; ſie

befand sich auf der Durchreise in Basel und er wollte sie als Geisel für das Wohlverhalten ihres Gemahls nach Hüningen bringen lassen. Doch ist es jedenfalls nicht zur Verhaftung gekommen, da die Verhandlungen der Nationalversammlung nichts von der Geschichte berichten, sondern die Unausführbarkeit seines Vorhabens wurde ihm offenbar noch rechtzeitig klar gemacht. So blieb Mengaud nur die Möglichkeit, sich darüber zu ärgern, daß die Basler die Madame von Groß mit allen einer Dame gebührenden Aufmerksamkeiten aus ihrer Stadt entließen.

Der ganze Zorn Mengauds aber wurde entfesselt, als am 10. Februar die Nationalversammlung, einem Wunsche von Peter Ochs entsprechend, die Entsendung von Remigius Frey und J. J. Vischer nach Paris beschloß. In dem Briefe, den er am gleichen Tage an das Direktorium abgehen ließ, suchte er zum voraus die beiden Gesandten auf alle Weise zu verläumden, aber der ganze Ton seines Briefes zeigt, daß er bei der Sache ein schlechtes Gewissen hatte und fürchtete, die beiden Gesandten möchten sich über seine Aufführung beklagen. Anders läßt sich die Eindringlichkeit, womit er dem Direktorium empfahl, den beiden keine Audienz zu gewähren, nicht verstehen. Nach einer Einleitung schrieb er den Direktoren folgendes: „Ces deux Messieurs, qui savent bien boire et manger, qualités qui chez les Suisses dispensent du reste, se nomment Frey et Vischer. Si le Directoire juge à propos de les recevoir, ainsi qu'ils disent devoir l'être, sous la protection du très rusé Mr. Ochs, commes membres d'un état souverain et indépendant, il voudra bien avoir pour ces individus toute l'indulgence que réclame leur ineptie. Mais je pense que d'après le principe d'un gouvernement un et indivisible si bien consacré par l'ouvrage que vous m'avez envoyé et que j'ai entièrement épuisé par la distribution,[50]) il n'est point de la diguité

du Directoire de donuer par aucune espèce de réception, publique et individuelle, un caractère diplomatique à des citoyens, qui doivent faire partie du grand pact social de la Suisse régénérée. Si vous le faites vous donnerez dans un piège très adroit, et que les grands moyens ainsi que l'amabilité astucieuse de Mr. Ochs sauront parfaitement vous cacher. Si vous faites l'accueil en question à MM. Frey et Vischer, vous, Citoyens Directeurs, qui m'avez blamé du projet de faire occuper Bâle par nos troupes vous passerez effectivemeut pour avoir cette idée. Alors la révolution prête à se consommer en Suisse, sera manquée. Alors les olygarques diront: n'avions-nous pas raison de dire que les Français ne cherchent qu'à nous diviser, afin de se partager notre territoire avec l'empereur? (Notez que ce bruit est l'arme la plus efficace de l'olygarchie.) Ils, les Français répandent uu projet de gouvernement un et indivisible; ils désignent Lucerne pour capitale etc. et voilà qu'ils accordent aux envoyés de Bâle le caractère d'une souveraineté isolée de la Suisse, ergo etc. Au reste, ces envoyés, à qui j'ai refusé des lettres de recommandation par les considérations ci-dessus, et en outre celle que j'ignorais leur mission ainsi que son objet, (ils ne m'ont cependant pas laissé ignorer qu'ils espéraient, appellés et demandés par Ochs, être reçus diplomatiquement comme l'avaient été les députés de la République Lémanique), ces envoyés, dis-je, ont pour mission:

1. de faire des reproches à Ochs du choix de la ville de Lucerne au lieu de Bâle pour capitale de la nouvelle république.

2. De se plaindre de ma brutalité et du peu de respect que j'ai pour la souveraineté de l'assemblée nationale de Bâle si joliment composée.

Die Tage vom 19. und 20. Februar brachten dem Kanton Basel verschiedene Grenzverletzungen von seiten französischer Truppen; ein Husarenregiment zog an den Thoren der Stadt vorbei nach Reinach und eine Reihe von Wagen und Caissons passierten die Stadt selbst. Als die Nationalversammlung pflichtgemäß gegen diese Uebergriffe bei Schauenburg und Mengaud Verwahrung einlegte, da drehte der letztere in seinem Berichte an das Direktorium den Spieß um und beschuldigte die Basler der Unmenschlichkeit gegen Kranke und Frauen: „Les magnifiques de Bâle, car c'est ainsi qu'il faut envisager la fabrique législative de ce canton demandent tout à la France et ne lui accordent rien. Une neige de tous les diables qui a fait que le courier d'hier n'est arrivé que ce matin a engagé nos braves à prendre le chemin le plus court; et tandis que le régiment de cavalerie passait hors des murs sur le territoire des fourbes magnifiques, des voitures chargées de bagages, de femmes et de malades traversaient tranquillement la ville. Et cette canaille, excusez je ne saurais l'appeller autrement, m'envoie une députation pour se plaindre tandis que toute autre race que des Suisses n'aurait écouté que les sentiments d'humanité. Ah, si la constitution ne m'obligeait pas à contenir ma fureur et si mon respect pour le Directoire n'était pas sans bornes, je vous jure, dussai-je paraître et porter ma tête au tribunal de la haute cour nationale, que je ferais de la marmelade de ces vilains Bâlois.

Die Nationalversammlung kannte jedenfalls die wahre Gesinnung Mengauds gegen Basel nicht, da er zu dieser Zeit ihr gegenüber immer noch die diplomatischen Formen wahrte und sich bisweilen sogar zu höchst wohlwollenden Zuschriften verstieg. Als ihm die Nationalversammlung am 21. Februar die Mitteilung

machte, daß ſie beſchloſſen habe, eine Deputation, beſtehend aus Wernhard Huber, Joh. Lukas Legrand, Orismüller Schäfer und Licentiat Schmid, nach Bern zu ſenden, um die dortige Regierung zum Nachgeben zu bewegen, da verdankte Mengaud dieſe Zuſchrift in überaus verbindlicher Weiſe: „La démarche que vous faites auprès du gouvernement de Berne est un nouveau gage de la pureté de vos principes et de la sincérité de vos dispositions amicales envers la République française; après avoir donné à la Suisse le signal de l'indépendance, il vous convenait d'ajouter à l'exemple d'une régénération opérée sans troubles les voies de la persuasion auprès de vos confédérés .... Je désire que vos efforts obtiennent le succès qu'ils méritent, et je me fais un plaisir d'en instruire le Directoire exécutif.“

Als die Nationalverſammlung am 27. Februar den Beſchluß faßte, eine Deputation zu General Brune zu ſenden, um zu bitten, die Feindſeligkeiten gegen Bern ſo lange einzuſtellen, bis eine neue Vermittlung verſucht ſei, da machte ihr Mengaud die größten Komplimente über die Reinheit ihrer verſöhnlichen Abſichten. Er habe ſelbſt ebenfalls Schritte gethan, um einen Aufſchub für Bern zu erlangen. Der Deputation ſelbſt bot er eine Huſareneskorte zum Schutze an. In dem Briefe aber, den er ſelbſt an Brune abgehen ließ, machte er dieſem die Mitteilung, daß er ſich in die Sache nicht miſchen wolle und ihm überlaſſe, nach ſeinem Gutdünken zu handeln.

Dem Direktorium aber ſchrieb er über die Politik der Nationalverſammlung: „ils veulent ménager la chèvre et les choux.“ Wie er überhaupt alles benützte, um die Basler in Paris anzuſchwärzen, dafür mag noch folgender Beleg dienen: „Lors de la prise de Soleure et de tout le canton il s'est commis des pillages dans les environs du château et du village de

Dorneck près d'Arlesheim, auxquels j'ai apporté remède autant qu'il m'a été possible. Mais ces pillages étaient entretenus par la part qu'y ont pris quantité de Bâlois. Ils se postèrent en foule dans le château afin d'y acheter à vil prix tout ce que les soldats prenaient malgré leurs chefs. C'était une véritable foire dans laquelle on a vu ces mêmes Bâlois, même des gens comme il faut, ne pas rougir de participer et ainsi d'encourager le pillage de leurs voisins. Aurait-ce été le motif qui le matin de cette journée m'avait fait refuser le passage à 400 hommes pour aller défendre ces propriétés? Ce que j'ai surtout trouvé de bien odieux c'est que parmi ces pillards Bâlois, se sont trouvés le citoyen Legrand et sa femme dont le citoyen Ochs ainsi que moi nous avons fait plusieurs fois l'éloge." Glücklicherweiſe ſtehen wir dieſem hämiſchen Berichte nicht ganz wehrlos gegenüber. Man erinnere ſich, daß Legrand es war, welcher der von Mengaud verlangten Arreſtation des Sekretärs Haller den entſcheidenden Widerſtand leiſtete und man wird nach den bisherigen Proben von Mengauds Berichterſtattung die Sache als eine niederträchtige Verleumdung Legrands bezeichnen. Mengaud thut hier einem Einzelnen, der ſich ſeinen Plänen widerſetzte, das gleiche Unrecht, das er dem Kanton Baſel aus dem gleichen Grunde wiederholt anthat. Legrand war, ſo wie wir ihn kennen, einer derartigen Handlung einfach nicht fähig.[51]) Von dieſem Geſichtspunkte aus wird auch der Reſt des Berichtes zu beurteilen und zum mindeſten als grobe Uebertreibung vorgefallener Unregelmäßigkeiten anzuſehen ſein.

Im ganzen hat Mengaud nach dem Siege der franzöſiſchen Truppen über Bern und Solothurn auch Baſel gegenüber die Maske etwas gelüftet und der Nationalverſammlung gelegentlich ſein wahres Geſicht gezeigt. Als dieſe ihn am 7. März erſuchte, ſich für die Rückerſtattung von 6000 Livres Kanonenmetall, welches der Kanton

Baſel noch im Zeughauſe von Bern liegen habe, zu verwenden, antwortete er am gleichen Tage mit folgendem unverſchämten Briefe:

Citoyens,

En réponse à votre lettre de ce jour, par laquelle vous réclamez une certaine quantité de métal, envoyée, dites-vous, à Berne, pour y servir à une fabrication de canons pour votre état, je vous ferai d'abord mes compliments sur votre attention précipitée à tout ce qui peut concerner les intérêts de votre canton, et peut-être ceux de Berne, sans vous embarasser aucunement de ce qui intéresse la République française. Ensuite je vous prierai de me dire, si l'obstination avec laquelle on s'est refusé ici à toutes mes demandes, non pour faciliter le triomphe de nos troupes, mais bien pour épargner l'effusion du sang, est un titre suffisant pour que j'aille détourner nos généraux du soin de couper les fils de la trame oligarchique, pour s'occuper aussi promptement que vous le désirez, d'un objet, dont les troupes françaises auront d'ailleurs plus besoin que vous pour la conquête et le maintien de la liberté helvétique.[52])

Bereits in der Sitzung der Nationalverſammlung vom 6. März wurde ein Schreiben Mengauds verleſen, worin er mit Nachdruck die Wiederaufnahme des gerichtlichen Verfahrens gegen die im Hüninger Brückenkopfprozeſſe,[53]) zu leichten Strafen verurteilten Basler Offiziere Joh. Chriſt. Kolb, Joh. Paul Kolb, Daniel Merian und Joh. Rudolf Burckhardt im Kirſchgarten drang, die er in ſeinen Berichten an das Direktorium mit einiger Uebertreibung als die Mörder des Generals Abbatucci zu bezeichnen liebte. Die ganze Sache war eine reine Komödie. Mengaud wollte zwar die Verurteilung der Angeſchuldigten herbeiführen, dann aber im Namen des Direktoriums ihre Begnadigung verlangen. So ſollten zuerſt die Gegner der

Revolution eingeſchüchtert, dann aber den Schweizern der Edelmut des Direktoriums auch gegen ſeine Feinde vor Augen geſtellt werden. Der Prozeß wurde zwar wieder aufgenommen, aber bald zum großen Aerger Mengauds auf Befehl des Direktoriums wieder fallen gelaſſen.

Mit dem Siege der franzöſiſchen Heere über Bern ging die Leitung der wichtigſten Geſchäfte an die Generale und die Kommiſſäre Lecarlier und Rapinat über. Mengaud korreſpondierte zwar eifrig weiter und beriet namentlich die durch die helvetiſche Verfaſſung neu geſchaffenen Kantone bei ihrer ſtaatlichen Einrichtung; der Kanton Aargau und die Patrioten des Kantons Solothurn lagen ihm beſonders am Herzen. Alle Pläne, welche darauf abzielten, den Aargau wieder mit Bern zu vereinigen, hat er aufs heftigſte bekämpft und iſt eifrig für die Abtrennung des Oberlandes von Bern eingetreten.

Intereſſant, aber aus Mengauds Charakter pſychologiſch vollkommen erklärbar, iſt ſeine Stellung zu Peter Ochs. So lange dieſer ſich der allgemeinen Anerkennung beim franzöſiſchen Direktorium ſowohl als bei ſeinen Landsleuten zu erfreuen hatte, wurde Mengaud nicht müde, in ſeinen Briefen gegen ihn zu agitieren. Mit dem Bekanntwerden des Verfaſſungsentwurfes begann ſich die Lage zu ändern; eine ganze Reihe früherer Anhänger und Freunde fielen von Ochs ab und eine allgemeine Mißſtimmung griff in den Tagen vor dem Zuſammentritt der helvetiſchen Nationalverſammlung, d. i. im März und Anfang April 1798, gegen ihn in den weiteſten Kreiſen um ſich. Von dieſem Momente an iſt eine Wendung bei Mengaud nicht zu verkennen; den angeſehenen und beliebten Peter Ochs hatte er angegriffen; der verkannte und verläumdete fand ſeine Unterſtützung. Bereits in einem Briefe vom 6. März nannte er Ochs „un cœur pur et vraiment porté pour la liberté et le bonheur de ses semblables,“ und verſicherte das Direktorium, daß er ſein möglichſtes thun werde um Ochs zu unterſtützen. Wenn

er auch höchſt ungehalten war, daß ſich Ochs bei den von der Basler Nationalverſammlung an ſeinem eigenen Konſtitutionsentwurfe vorgenommenen Abänderungen beteiligte, ſo machte er doch das Direktorium darauf aufmerkſam, daß ohne ſein energiſches Einſchreiten eine Wahl von Ochs in das zukünftige helvetiſche Direktorium zum mindeſten höchſt zweifelhaft ſei. Er ging aber noch weiter. Er berichtet, daß ihm mehrere Kandidatenliſten für das helvetiſche Direktorium zur Begutachtung vorgelegt wurden. Er gab ſeiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß Ochs' Name auf allen dieſen Liſten fehlte und ſuchte den Einwand, daß der zum Despotismus geneigte Ochs für dieſe Stellung wenig geeignet ſei, dadurch zu entkräften, daß er vorſchlug, ihm als Gegengewicht Joh. Lukas Legrand als Kollegen im Direktorium zu geben. Daraufhin ſei Legrand auf die Liſte geſetzt worden, Ochs aber nicht. Mengauds Zorn gegen Legrand war alſo im April bereits wieder verraucht, aber auch die verſöhnliche Stimmung gegen Ochs hielt nicht lange an.

Wie ſchon bemerkt war mit dem Siege der franzöſiſchen Truppen die Beſorgung der Geſchäfte auf Lecarlier und Rapinat übergegangen, und nun iſt es äußerſt intereſſant zu ſehen, wie der gleiche Mengaud, deſſen verletzter Stolz und Ehrgeiz zu allen Ungerechtigkeiten fähig war, ſich von den beiden Kommiſſären entſchieden abwandte, ſobald ſie ihre Räubereien in der Schweiz anfingen. Am 15. Mai 1798 wurde in der Sitzung des helvetiſchen großen Rates in Aarau folgendes Schreiben verleſen: „Bürger Direktoren, ich habe das Schreiben erhalten, durch welches Sie mir anzeigen, daß Sie zur Stillung der allgemeinen Unruhe unumgänglich notwendig erachtet haben, Ihr Siegel auf die öffentlichen Kaſſen, an die Seite des von den fränkiſchen Kommiſſarien aufgedrückten ſetzen zu laſſen. Ich danke Ihnen für dieſe Mitteilung. Dieſe feſte Maßregel, Bürger Direktoren, iſt um ſo weiſer, als ſie gewiß verſchiedene fränkiſche Agenten abſchrecken wird, die ſich willkürliche und bedrückende Hand-

lungen erlaubten, welche die Beiſtimmung der fränkiſchen Regierung nicht erhalten können. Es iſt Zeit, Bürger Direktoren, daß Sie ſich kräftig gegen diejenigen erklären, welche unter dem Vorwand, an Ihrer Freiheit zu arbeiten, den Namen des fränkiſchen Direktoriums misbrauchen, um ihre Räubereien damit zu bemänteln oder zu rechtfertigen. Ich werde meinerſeits die Regierung ebenfalls von dieſer Ihrer Maßnahme unterrichten. Gruß und Brüderſchaft.

J. Mengaud."

Dieſer Brief erregte bedeutendes Aufſehen und wurde in Poſſelts Neueſter Weltkunde in der Nummer vom 20. Mai vollſtändig abgedruckt. Nicht minder aber erregte er den Zorn Rapinats, der die betreffende Nummer der Weltkunde mit folgendem Briefe begleitet am 25. Mai nach Paris ſandte:

Citoyens Directeurs!

Vous remarquerez par la copie de la lettre jointe et par le passage de la gazette allemande de quelle manière basse on entrave nos opérations en Suisse, et ce qui vous étounera sans doute c'est de voir que ces entraves viennent de la part de celui qui par état devrait se concerter avec moi selon vos instructions positives; vous voudrez bien vous persuader, citoyens Directeurs, que ces événements n'arrêtent point ma marche droite, juste et loyale; je n'ai rien fait que je n'en ai instruit le Directoire, d'ailleurs les circonstances commandent ces mesures, et le général en chef ainsi que l'ordonnateur dont les vues sont aussi pures que les miennes se flattent de l'espoir, que vous voudrez bien témoigner au citoyeu Mengaud combien vous désapprouvez sa conduite impolitique; le général en son particulier a déjà à plusieurs reprises eu lieu d'être peu satisfait de lui; veuillez bien consulter le citoyen Lecarlier sur le compte

de votre chargé d'affaires, son avis sera sûrement conforme à celui que j'ai exprimé par ma lettre.

Salut et respect. Rapinat.

Lecarlier hatte ſich ſchon vorher in einem Briefe vom 21. April höchſt ungünſtig über Mengaud ausgeſprochen: „Je crois qu'il est de mon devoir de déclarer au Directoire que la présence du citoyen Mengaud en Suisse est du moins inutile; il n'a ni la tenue ni le caractère convenable dans les circonstances actuelles. Je crois d'ailleurs que ses principes sont républicains."

Dieſen Anklagen gegenüber konnte ſich Mengaud nicht behaupten; am 8. Juni 1798 erhielt er vom Direktorium ſein Abberufungsſchreiben, nachdem ſchon vorher Rapinat die Geſchäfte beſorgt hatte. Er erbat ſich nur noch die Vergünſtigung, ſo lange in Baſel bleiben zu dürfen, bis er ſeine Geldangelegenheiten geordnet habe. Er müſſe zur Deckung ſeiner Schulden ſeine Möbel verkaufen und mit ſeinem Bruder das väterliche Erbe in Belfort zu Geld machen. Doch reichten ſeine Mittel nicht aus, denn noch im Jahre 1819 harrte eine Summe von 1000 Louis d'or, die er in Baſel bei einem ausgewanderten Grafen von Bertami aufgenommen hatte, ihrer Bezahlung.[54])

Für ſeine Uneigennützigkeit und durchaus anſtändige Haltung in Geldſachen haben wir noch ein weiteres Zeugnis. Die Nationalverſammlung hatte am 27. März beſchloſſen, ihm ein Reitpferd zu verehren und hatte ſpäter das Geſchenk in einen Wagen und zwei Pferde erweitert. Der Beſchluß war Anfangs Mai 1798 zur Ausführung gekommen und Mengaud hatte in einem erſten Briefe dieſe Aufmerkſamkeit beſtens verdankt. Am 11. Mai 1798 richtete er jedoch folgenden Brief an die Basler Verwaltungskammer:

Citoyens,

L'acceptation de l'équipage que vous avez jugé à propos de me présenter, a consacré ma reconnaissance; mais un sentiment non moins cher à mon cœur réservait à cet objet une destination plus conforme à mon caractère, et à la position extraordinaire, dans laquelle je me suis trouvé placé par la nature des circonstances dont la révolution en Suisse a du nécessairement environner ma mission dans ce pays. La modicité de mon traitement m'interdit les frais d'entretien d'un équipage; et il est de mon devoir de m'occuper avant tout de l'acquittement des dettes que j'ai été forcé de contracter. D'ailleurs, citoyens, le goût du luxe et des commodités ne me domine pas davantage que l'âpreté du gain, et si l'hospitalité que j'exerce chez moi a pu fournir de quoi acérer les armes de la calomnie, j'ai au moins la conviction qu'on ne peut me reprocher de le faire aux dépens de qui que ce soit.

Veuillez donc, citoyens, permettre que la voiture et les chevaux que vous avez fait conduire chez moi remplissent un but plus important. Que ces objets soient mis en vente et le produit appliqué au soulagement de quelques malheureux. Par cette condescendance vous satisferez un de mes vœux les plus chers, et je vous aurai en outre l'obligation de soustraire un aliment de plus aux plats calomniateurs, qui étourdissent les oreilles des ignorants et des sots de la prétendue fortune incroyable que j'ai acquise en Suisse.

Salut et fraternité. J. Mengaud.[55])

Im Laufe des Sommers 1798 hat er Basel verlassen, tief erbittert, daß ihm die Möglichkeit genommen war, sein Werk zu vollenden.

Wir ſind am Schluſſe. Der fanatiſche Eifer für die Sache der Revolution gepaart mit dem brennenden Ehrgeiz, bei der Durchführung der helvetiſchen Revolution die erſte Rolle zu ſpielen, hatte Mengaud dazu verleitet, jedes Mittel zu ergreifen, das ihn dieſem Ziele näher brachte. Als aber die Beraubung der Schweiz durch die franzöſiſchen Machthaber begann, da erklärte er ſich offen gegen dieſes Treiben. Es iſt kein glänzendes Zeichen für das franzöſiſche Direktorium, daß die Stellungnahme gegen das Räuberſyſtem Rapinat Mengaud ſeine Stelle koſtete.

Anmerkungen.

[1]) A. F. III. 84—86.

[2]) Strickler, Die helvetiſche Revolution 1798. S. 47 ff.

[3]) Biographie universelle T. 27, p. 636.

[4]) Fauche-Borel, Mémoires T. 3, p. 2 f.

[5]) Ochs, Geſchichte der Stadt und Landſchaft Baſel Bd. 8, S. 234.

[6]) Tillier, Geſchichte des eidgenöſſiſchen Freiſtaates Bern Bd. 5, S. 538 ff.

[7]) The Correspondence of the right honourable William Wickham from the year 1794. Edited, with notes, by his grandson William Wickham M. A. 2 Vol. London 1870.

[8]) l. c. vol. 1. p. 381.

[9]) Vergl. über Wickham das ſcharfe Urteil bei Tillier l. c. Bd. 5. S. 526.

[10]) A. F. III. 81.

[11]) Allgemeine deutſche Biographie Bd. 3, S. 575 f.

[12]) Alb. Burckhardt, Die Revolution zu Baſel im Jahre 1798 im Basler Jahrbuch 1899 S. 20 f.

[13]) l. c. S. 20.

[14]) Intelligenzblatt der Stadt Baſel 1846, 2. November S. 1258 und Basler Zeitung 1846, 31. Oktober S. 1032.

[15]) Carl Wieland, Einiges aus dem Leben zu Baſel während des achtzehnten Jahrhunderts im Basler Jahrbuch 1890 S. 180.

[16]) Carl Wieland, Ein Staatsprozeß aus den letzten Tagen der alten Eidgenoſſenſchaft im Basler Jahrbuch 1893, S. 18—74.

[17]) Ochs, Bd. 8, S. 236.

[18]) Ochs, Bd. 8, S. 250.

[19]) Basler Staatsarchiv, Protokoll des Dreizehnerrates vom 27. Novbr.

[20]) Archives des aff. étrang., Suisse, Corr. T. 470, N° 79.

[21]) Ochs, Bd. 8, S. 251 f.

[22]) Kopien im Basler Staatsarchiv: Frankreich B. 4.

[23]) Kopie am gleichen Orte.

[24]) Biographie univ. T. 11, p. 434.

[25]) Die Rede Dufours iſt in deutſcher Ueberſetzung abgedruckt im Revolutionsalmanach 1799 S. 48.

[26]) Acten der Basler Revolution 1798. S. 3—5.

[27]) Baſel im Jahre 1798. Mitteilungen aus einer handſchriftlichen Chronik im Basler Taſchenbuch 1854 und 1855 S. 117—163.

[28]) Die Staatsumwälzung des Jahres 1798. Nach den Papieren eines alten Baslers. Herausg. von Th. Burckhardt-Biedermann in den Beiträgen zur vaterländ. Geſchichte Bd. 12, S. 191.

[29]) Joh. v. Müller Geſchichten ſchweiz. Eidgenoſſenſchaft, fortgeſetzt von K. Monnard Bd. 13, S. 9 f.

[30]) Basler Jahrbuch 1899 S. 31 f.

[31]) Actenſammlung aus der Zeit der helvetiſchen Republik bearb. von Joh. Strickler Bd. 1, S. 126.

[32]) l. c. Bd. 1, S. 127.

[33]) Ochs, 8, S. 265.

[34]) Basler Jahrbuch 1899 S. 72.

[35]) Acten der Basler Revolution 1798 S. 75.

[36]) l. c. S. 99.

[37]) Joh. Georg Fiſch, Denkſchrift über die letzten Begebenheiten in der Berniſchen Munizipalſtadt Arau im Aergau. Baſel 1798.

[38]) l. c. S. 33.

[39]) l. c. S. 32.

[40]) Tillier, Geſchichte Berns Bd. 5, S. 555; das Datum — 26. Februar — iſt zu korrigieren.

[41]) l. c. Geſchichte Berns Bd. 5, S. 556.

[42]) Dictionnaire hist. et biogr. de la Révolution et de l'Empire réd. par Robinet. T. 2 p. 551.

[43]) Fiſch, S. 40 und 41.

[44]) Ferd. von Arx, Der Einfall der Franzoſen in den Kanton Solothurn 1798. S. 11 f.

[45]) Revolutionsalmanach von 1799 S. 48.

[46]) Die betreffenden Acten sind mir von Herrn Eduard Burckhardt-Merian in zuvorkommender Weise zur Verfügung gestellt worden.

[47]) Verhandlungen und Beschlüsse der konstituierten Baslerischen Nationalversammlung 12. Stück, S. 122. Darnach und nach den Berichten Mengauds ist die Angabe bei Ochs, Bd. 8, S. 334 zu korrigieren, wonach Dufour das Gut bloß mit 24,000 Livres bezahlt hätte.

[48]) Archiv für schweizerische Geschichte Bd. 12, S. 227—496.

[49]) Ochs, Bd. 8, S. 335.

[50]) Gemeint ist der Entwurf der helvetischen Verfassung von Peter Ochs.

[51]) Vergl. die Biographie Legrands von Dr. Hans Bufer in den Basler Biographien, Bd. 1.

[52]) Abgedruckt auch bei Ochs, Bd. 8, S. 342.

[53]) Ueber den Prozeß s. Basler Jahrbuch 1893, S. 18—74.

[54]) Ochs, Bd. 8, S. 343.

[55]) Basler Staatsarchiv: Frankreich B. 4.

Aus Christian Friedrich Schönbeins Leben.

Von Georg W. A. Kahlbaum.

Wenn ich hier an dieser Stelle noch einmal das Wort zu Ehren Schönbeins ergreife, so kann ich meine Aufgabe nicht dahin auffassen, als sollte ich auch hier wieder ein Gesamtbild des zu Feiernden entwerfen, es ist dies ja bei Gelegenheit des festlichen Begehens seines hundertsten Geburtstages von vielen und berufenen Seiten geschehen; ich glaube mich vielmehr darauf beschränken zu sollen, hier, wo des Mannes, der so treu zu Basel gehalten, zu gedenken, doch auch eine Ehrenpflicht ist, ihn in ein paar Zügen zu schildern, die den Mann wieder in all seiner Originalität und seiner Selbständigkeit des Schaffens und Denkens und Fühlens zeigen mögen.

Zunächst einiges wenige über seine wissenschaftlichen Leistungen. Es sind vor allem deren drei, die seinen Namen so recht eigentlich zu einem populären gemacht haben.

Erstens die Entdeckung der Passivität des Eisens. Sie ist dem weiteren Publikum nur dem Namen nach bekannt; was darunter zu verstehen ist, weiß man meist nicht recht.

Zweitens die Entdeckung des Ozöns, die gewöhnliche Aussprache Ozón ist falsch.

Was man davon so im allgemeinen weiß, ist, daß die Entdeckung der Nase zu verdanken ist; das Ozon ist nicht entdeckt

nicht erfunden, es iſt *errochen* worden. Und das iſt richtig und nicht wenig wichtig, denn es zeigt uns, daß *Schönbein* mit außergewöhnlich feiner Beobachtungsgabe ausgeſtattet war.

Die dritte und bekannteſte ſeiner Entdeckungen iſt die der *Schießbaumwolle*; was das iſt, ſagt der Name. Durch geeignete Behandlung mit Salpeter-Schwefelſäure entſteht aus der gewöhnlichen Baumwolle ein eminent exploſiver Stoff, der dem Schießpulver Konkurrenz macht, ja es nach vielen Richtungen hin übertrifft. Und wenn man nun dieſes gefährliche Ding in Alkohol-Aether löst, ſo erhält man das Kollodium, jene feine Haut, die für die Medizin wie für die Photographie heut gleich unentbehrlich iſt.

Das iſt ſo etwa das, was das Publikum von *Schönbein* kennt; es iſt nicht viel; es ſind eigentlich nur drei oder vier Namen, denen man einen tiefern Sinn meiſt nicht beizulegen weiß. Sehen wir alſo zunächſt einmal zu, was es denn mit dieſen Entdeckungen auf ſich hat.

1. Die Paſſivität des Eiſens. Dieſelbe iſt eine höchſt merkwürdige Erſcheinung, die, wir dürfen es ſagen, bis heut noch nicht völlig aufgeklärt iſt.

Für gewöhnlich iſt das Eiſen in verdünnter Salpeterſäure löslich, erhitzt man es aber, belegt man es mit einem Stückchen Blattgold, taucht es in konzentrierte Salpeterſäure u. ſ. w., ſo wird es nun, obgleich es ſichtbare Veränderungen *nicht* erlitten hat, von verdünnter Salpeterſäure nicht mehr angegriffen, es wird, wie *Schönbein* das nannte, *paſſiv* und erhält zudem die noch ganz beſonders auffallende Eigenſchaft, in ſeiner Paſſivität anſteckend zu wirken, d. h. ein paſſiv gemachter Eiſendraht erhält die Fähigkeit, durch bloßes Berühren auch andere Eiſendrähte paſſiv zu machen, die damit die gleiche Fähigkeit ebenfalls anderen gegenüber auch erlangen.

Von Säuren nicht angegriffen zu werden, iſt aber das beſondere Kennzeichen der edelſten Metalle, wie *Gold* oder *Platin*.

Es wird alſo Eiſen unter beſonderen Bedingungen von einem unedlen zu einem Edelmetall. Damit aber liegt die Bedeutſamkeit von Schönbeins Endeckung auf der Hand.

Man hat ſich nun eine ſolche Umwandlung, wenn wir einmal annehmen, es fände eine ſolche ſtatt, natürlich nicht etwa ſo zu denken, als wenn aus Blei Silber würde, vielmehr ſo, daß Eiſen aus ſeinem bekannten gewöhnlichen Zuſtand in einen anderen, den paſſiven, übergeht, wie wir ſo verſchieden geartete Zuſtände an einer ganzen Reihe von Stoffen kennen; ſo beim Phosphor, der in der ſo giftigen, durchſcheinenden, glaſigen, und in der nicht giftigen, als roter Phosphor bekannten, Modifikation vorkommt; oder der Kohlenſtoff, der als gewöhnliche Kohle, als Graphit und als Diamant auftritt.

So etwa hat ſich auch Schönbein, zunächſt wenigſtens, den Unterſchied zwiſchen gewöhnlichem und paſſivem Eiſen vorgeſtellt; ſpäter hat er ſich wohl mehr der Meinung, die heut gilt, daß ſich das Eiſen mit einer feinen Gas- oder Oxydſchicht überzieht und dadurch gewiſſermaßen vor direkter Berührung mit der Säure geſchützt werde, zugeneigt. Jedoch es muß betont werden, daß dieſe Anſicht wohl einen Teil, nicht aber alle auftretenden Phänomene erklärt, und wir daher ſagen dürfen, Schönbeins erſte bedeutende Entdeckung, er machte ſie im Jahre 1835, iſt noch immer nicht völlig aufgeklärt, eine Erſcheinung, die ſie mit mehr als einer ſeiner ſpäteren teilt. —

Anders iſt es mit der zweiten Entdeckung, mit der des Ozons. Schönbein hatte beobachtet, daß der bei jedem Blitzſchlag auftretende, eigentümliche Geruch identiſch ſei mit dem, das Auftreten der Funken an der Elektriſiermaſchine begleitenden, und ebenſo mit dem durch den galvaniſchen Strom, bei der elektriſchen Zerlegung des Waſſers, erzeugten. Er hatte dann weiter erkannt, daß dieſer Geruch nur dem einen der beiden aus dem Waſſer entwickelten

Gaſe anhaftete, nur dem Sauerſtoff, nicht aber dem Waſſerſtoff, und hatte auch bald darauf gefunden, daß man dieſen eigentümlichen Geruch nicht allein mit Hilfe der Elektrizität, ſondern auch auf chemiſchem Wege, und zwar mit Hilfe von Phosphor, hervorbringen kann, und daß dieſer Geruch einem beſonderen, durch beſtimmte, chemiſche Eigenſchaften wohl definierbaren Gaſe anhafte.

Das alles hatte Schönbein erkannt; was aber dieſes Gas nun ſei, wie es entſtehe, woher es komme, darüber gab es langen Streit; und erſt neun Jahre nachdem ſie von den beiden Genfer Gelehrten Marignac und de la Rive zum erſtenmale ausgeſprochen war, bekehrte ſich auch Schönbein zu der Anſchauung, daß das Ozon nichts ſei als ein Sauerſtoff; der aber von dem gewöhnlichen Sauerſtoff etwa ſo unterſchieden iſt, wie der giftige von dem nicht giftigen Phosphor; chemiſch dieſelbe Subſtanz, aber verſchieden in der Anordnung, in dem Aufbau der kleinſten Teilchen, und damit verſchieden in der Wirkſamkeit, in der Einwirkung auf andere Stoffe, als Ozon viel heftiger, direkt giftig auf den Organismus wirkend, als Sauerſtoff dagegen das Leben erhaltend.

Es war das erſte Gas, an dem man ſo verſchiedenartige Zuſtände wahrgenommen hatte, und daher für die Theorie der Chemie von der aller eminenteſten Bedeutung. Es entdeckt zu haben, gefunden zu haben, woran ſo viele andere unachtſam vorübergegangen waren, und zugleich den Weg angegeben zu haben, es auch durch chemiſche Mittel herzuſtellen, das iſt ein unvergänglicher Ruhmestitel unſeres Schönbein.

Und nun das dritte, die Schießbaumwolle. Man hat ihm dieſe Entdeckung ſtreitig machen wollen; die einen ſagten, Schießbaumwolle ſei das gleiche wie Braconnots Xyloidin, die anderen, es ſei das gleiche wie das, ebenfalls Xyloidin genannte, Produkt von Pelouze, das erſtere 1833, das letztere 1838 zuerſt dargeſtellt.

Beides ist unrichtig. Xyloidin ist nicht mit Schießbaumwolle identisch! Und beide Entdeckungen haben auf Schönbeins Erfindung nicht den allergeringsten Einfluß ausgeübt. — Schönbein wollte sich über eine theoretische Frage, die sich auf die Art der Zusammensetzung der Salpetersäure bezog, Aufklärung verschaffen, und studierte dazu zunächst die Produkte der Einwirkung der Säure auf allerhand unorganische und dann organische Produkte, und wurde so auch zur Baumwolle geführt, die er ebenso mit Salpeter-Schwefelsäure, wie alle früher untersuchten Stoffe, behandelte, und dabei die Schießbaumwolle fand.

Für jeden, der sehen will, liegt der Weg, der zu dieser Entdeckung führte, vollkommen offen; aber er lag es auch allen Nacherfindern; deshalb ist ihm denn auch die Freude an seiner weittragenden Erfindung gründlich vergellt worden. Und wir vermögen es ihm nur allzudeutlich nachzufühlen, wenn er am 21. September 1846 seiner Gattin aus London, wo er, um seine Erfindung anzubringen, weilte, schreibt: „In einer Beziehung ist es eine Art von Unglück eine praktisch wichtige Entdeckung zu machen; es stört die Gemütsruhe auf das Tiefste. Faraday und Grove sagten mir dasselbe, d. h. sie fürchten immer auf etwas zu stoßen, was sie mit der praktischen Welt in Berührung bringen könnte, wie ich es jetzt bin."

Auch darin zeigt sich ein greller Unterschied zwischen Schönbein und anderen, damaligen wie heutigen Jüngern der Chemie, deren Bestreben zu allererst auf das Erreichen praktischer Erfolge gerichtet zu sein pflegt. —

Deshalb hat sich Schönbein auch später von diesen Arbeiten ganz zurückgezogen, und die weitere Ausarbeitung für die Praxis anderen Händen überlassen. Aber die Grundlage für alle heutigen modernen Sprengmittel, für Nobels Sprenggelatine und Eugène Turpins Melinit, für Schultzes Jagdpulver, wie für Reids Ex-

plosiv-Company Powder und Vielles rauchloſes Pulver, für Nobels Balliſtit, und Abel und Dewars Cordit, die Grundlage aller dieſer modernen Ziviliſationsmittel iſt die in Baſel zuerſt im Frühjahr 1846 von Schönbein dargeſtellte Schießbaumwolle, mit der die erſten Schießverſuche auf der Schützenmatte in Baſel, die erſten Sprengverſuche beim Bohren des Iſteinertunnels angeſtellt wurden. Und mit allem und vollem Recht dürfen wir Schönbein als den Vater der ganzen gewaltigen modernen Sprengſtoffinduſtrie feiern! — — —

Gewiß, wenn von Schönbein nur dieſe drei Entdeckungen vorlägen, ſo dürften wir ihn wohl als einen der wenigen Auserkorenen feiern, die unverwiſchbare Spuren ihrer Thätigkeit und ihres Lebens in die Tafeln der Geſchichte eingegraben haben. Aber auch da, wo in die Augen ſpringende, unmittelbare Erfolge nicht in gleicher Weiſe ſich an ſeine Arbeiten heften, ſind dieſelben keineswegs vergebliche oder vergeſſene! Doch es genügt mir hier, nur anzudeuten, nach welcher Richtung die Verdienſte des Forſchers Schönbein lagen, ich will ja allein, daß man ſich an etwas mehr als nur an ein paar Namen erinnert, wenn von Schönbein geſprochen wird.

Schönbein ging ſeine eigenen Wege auch in der Forſchung, und haben ſeine Arbeiten mit den damals modernen nichts zu thun, ja von der ſeit jener Zeit mehr und mehr zur Alleinherrſchaft gelangenden Chemie des Kohlenſtoffes, der ſogenannten organiſchen Chemie, hielt er ſich faſt ängſtlich fern. So kam es, daß er zur Zeit, da er noch unter uns wandelte, von der „Schule“ unbeachtet blieb, und nur von wenigen, allerdings den Auserleſenſten beachtet, erkannt, und dann auch voll gewertet wurde! —

So ſagt ihm Liebig in einem Brief, der vom 1. Dezember 1867, alſo wenige Monate vor Schönbeins Tod datiert iſt: „Sehr wenige ſind ſo beglückt wie Sie, neue Fäden zu ſpinnen,

uns anderen iſt in der Regel nur vergönnt, die vorhandenen Fäden der Geſpinnſte in brauchbare Gewebe zu verwandeln, der eine ſtrickt Strümpfe daraus, der andere Hoſenträger, der dritte ſtickt ꝛc. ꝛc., jeder in ſeiner Weiſe, aber zu einem Rock, Camiſol und Hoſen, wie Sie beim Sauerſtoff, bringen es nur wenige, aber Niemand macht es mehr Freude wie mir, Ihre neuen Erfolge zu erfahren.“ — —

Wie nicht anders zu erwarten, trifft Liebigs Urteil durchaus den Nagel auf den Kopf. Schönbein arbeitete nicht an dem Gewebe der anderen; er ſpann ſich ſelbſt immer neue Fäden, um mit dieſen dann weiter zu weben. Zu einer Zeit, wo gar niemand daran dachte, vertrat er ganz allein die phyſikaliſche Chemie, und betonte immer von neuem, daß ein Fortſchritt für die Theorie der Chemie, wohl verſtanden für die Theorie, nicht für die Praxis, die ihm ja, wir ſahen es, durchaus fern lag, erſt zu erwarten ſei, wenn ſich die Chemie von neuem, wie zur Zeit ihrer Wiedergeburt in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, mit der Phyſik vereine. Als kein Menſch auch nur entfernt daran dachte, hatte Schönbein ſchon die eminente Wichtigkeit der Elektrolyſe für die chemiſche Forſchung voll erkannt und empfahl ſie dringend gerade auch den Jüngern der organiſchen Chemie. Das war ausgangs der dreißiger und im Beginn der vierziger Jahre; und jetzt erſt, nach mehr denn fünfzig Jahren, hat man begonnen, ſeinem Rate zu folgen.

Schönbein beſaß in der That eine ganz wunderbare Gabe, dasjenige herauszuempfinden, was der Wiſſenſchaft für ihre gedeihliche Fortentwicklung not that. Ganz unwillkürlich kommt uns beim Leſen ſeiner Arbeiten die Erinnerung an den Sohn der grünen Erin, an Robert Boyle, einen der größten Denker auf dem Gebiete der Chemie, die je gelebt haben. So wie dieſer um das Jahr 1670 herum, alſo rund hundert Jahre vor ihrer Aufſtellung, die ganze, heut geltende Lehre von den Elementen vorausdachte, und

als notwendig aussprach, so auch Schönbein, dessen klar formulierte Forderungen sich auch erst heut, fünfzig Jahre nachdem sie gestellt, zu erfüllen beginnen.

Es sei mir erlaubt, gerade dieses seherartige Vorausblicken noch mit einem besonderen Beispiele zu belegen.

Ein Streit bewegt die ganzen ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts. Wie entsteht die Elektrizität in der voltaischen Säule? Ist dazu das Auftreten einer chemischen Aktion notwendig, wodurch dann gewissermaßen die Elektrizität frei wird, oder entsteht der Strom schon durch den bloßen Kontakt, durch bloßes Berühren heterogener Stoffe?

Die Notwendigkeit einer chemischen Aktion wurde von den Anhängern der dieser chemischen entgegengesetzten Theorie, von den Anhängern der Berührungs- oder Kontakttheorie, geradeaus, wütend kann man sagen, bekämpft, ja es wurde die Möglichkeit des Auftretens elektrischer Ströme, durch chemische Arbeit veranlaßt, durchaus und zwar von den bedeutendsten Führern der „Kontaktisten," wie man sie nannte, geleugnet.

Dagegen wendet sich nun Schönbein in einer 1839 erschienenen, also heut sechzig Jahr alten Arbeit. Er sagt da: „Wenn nun Magnetismus und Chemismus unter gegebenen Umständen Wärme und Licht erregen, warum sollte letzterer nicht wie ersterer im stande sein, auch einen voltaischen Strom zu erzeugen?

Wenn Wärme und Chemismus Licht hervorrufen, warum sollte dieser nicht wie jene das elektrische Gleichgewicht der Körper zu zerstören vermögen? Warum sollten also magneto- und thermo-elektrische Ströme Thatsachen sein, welche die Existenz chemisch-elektrischer Ströme zweifelhaft machen? Ich sehe keinen Grund für einen solchen Zweifel, Analogien, theoretische Rücksichten und Thatsachen lassen, um mich kurz zu fassen, den Kontakt als solchen, als die aller unwahrscheinlichste Stromquelle erscheinen, während uns

dieſelben den Chemismus, zwar nicht als die ausſchließliche, aber als eine der allerkräftigſten elektromotoriſchen Urſachen erkennen laſſen. Ich trage die Ueberzeugung, daß wenn man nur einmal anfängt, die Stromerſcheinungen als bloße Bewegungszuſtände und nicht mehr als Aeußerungen einer oder mehrerer imponderabiler Materien zu betrachten, vieles klar wird, was jetzt noch dunkel iſt.

Glücklicherweiſe hat nie ein Phyſiker den unglücklichen Gedanken gehabt, die Schallphänomene aus einem Schallſtoff erklären zu wollen; ſonſt läge wohl die Akuſtik noch ſehr im Argen. Die nächſte Generation vielleicht ſchon wird über unſern Glauben an die Exiſtenz einer eigentümlichen elektriſchen Materie ebenſo lächeln, als manche Phyſiker bereits diejenigen bemitleiden, welche heutigen Tages noch von einem Wärme- und Lichtſtoff reden nnd mit demſelben umſpringen wie die Chemiker mit ihrem Sauerſtoff und Waſſerſtoff." — Dieſe Arbeit iſt von 1839. Und Robert Mayers Brief, in dem er zum erſtenmale den Grundſatz Wärme iſt Bewegung deutlich ausſpricht, vom 1. Auguſt 1841.

Das Beiſpiel iſt gewiß überzeugend; man wird es kaum für möglich halten, daß es ſechzig Jahre her iſt, ſeitdem dieſe Worte geſchrieben wurden.

In ſeinem Geiſt überſpringt Schönbein Jahrzehnte und gewinnt Ausblicke in ein gelobtes Land, das wir nach ſechzigjähriger Wüſtenwanderung immer noch nicht ganz erreicht zu haben ſcheinen.

So war Schönbein in ſeinem Forſchen einſam und groß, und das ſollten beſonders wir in Baſel uns immer ſo recht vor Augen halten, wenn wir von ihm ſprechen, über ihn urteilen, und darum habe ich ſeine wiſſenſchaftlichen Verdienſte auch dieſer Beſprechung vorausgeſetzt. Hier in Baſel, wo man Schönbein ſo genau kannte, wo er ſo menſchlich mit jedermann zu verkehren, umzugehen wußte, hier rückt er uns ſo nahe, beugt ſich ſo tief zu uns herab, daß wir den Maßſtab für ſeine Größe verlieren. Aber

da, wo das Menſchliche mehr zurücktritt, wo er ein Forſcher unter anderen Forſchern iſt, da wächst er, und weit, weit über das Mittelmaß ragt er empor.

Das, was er als Menſch war, durch und durch ein Original, war er auch als Forſcher, und dabei hat er das ſeltene Glück gehabt, daß ſich bis heut noch nicht der Edelroſt des Alters, der darum doch immer Roſt bleibt, an ſeine Arbeiten geſetzt hat; dieſe ſind jung, ſie ſind triebkräftig geblieben, und gerade die modernſte Richtung in der Chemie, die phyſikaliſche Chemie, verehrt heut, hundert Jahre nach ſeiner Geburt und dreißig Jahre nach ſeinem Tode, Schönbein als einen ihrer erſten und beſten Führer. —

Nachdem wir ſo den Forſcher würdigen gelernt haben, wollen wir uns dem Menſchen zuwenden.

1828, im November, kam Schönbein von England, wohin er, nach einjährigem Aufenthalt in der Hauptſtadt an der Seine, zurückgekehrt war, nach Baſel, um den ſpäteren Ratsherrn Peter Merian, damals Profeſſor der Chemie und Phyſik am Pädagogium und an der Univerſität, der 1827 an einem Halsübel erkrankt war, zu vertreten. Da Peter Merian damals erſt dreiundreißig Jahre alt war, ſo ſchien begründete Hoffnung vorhanden, daß er bald und völlig geſunden werde, und ſo trug denn Schönbeins erſter Aufenthalt durchaus den Charakter des proviſoriſchen, er hat zunächſt auch nicht entfernt daran gedacht, daß die rein perſönliche Vertretung, er wurde z. B. nicht vom Staate, ſondern von Peter Merian bezahlt, zu einem lebenslänglichen Aufenthalte führen würde. Aber da kam die Julirevolution und in ihrem Gefolge die Wirren, die zur Trennung der Landſchaft von der Stadt Baſel führten. Zwar geſundete Peter Merian wohl, aber nun ſtellte ſeine Vaterſtadt an ihn andere Auforderungen, 1833 wurde er Mitglied des Erziehungskollegiums, dem er bis 1865 angehörte, dann Mitglied des Kleinen Rates,

ſo daß nicht daran zu denken war, daß er die mühe- und arbeitsvolle Stellung des Lehrers der Phyſik und Chemie an der Hochſchule wieder übernehmen könne, und ſo wurde bei der Reorganiſation im Jahre 1835 Schönbein definitiv zu ſeinem Nachfolger auf dem Lehrſtuhl der Phyſik und Chemie ernannt, während ſich Peter Merian an der Stelle eines Honorar-Profeſſors für Geologie und Petrefaktenkunde genügen ließ.

Ich habe an anderer Stelle[1]) ſchon Gelegenheit gehabt, darüber zu berichten, mit welcher Energie ſich Schönbein ſeiner neuen Heimat während der Wirren im Beginn der dreißiger Jahre annahm; wie er dem Beiſpiel Schleiermachers und Fichtes, im Jahre 1813, folgend, es nicht verſchmähte, mit der Muskete im Arm, ſich dem Akademiſchen Freikorps anzuſchließen, wie er auf der St. Johannſchanze ſo eifrig exerzierte, daß ihm die Kameraden, der eigenen Sicherheit halber, die Patrone aus der Flinte zogen; wie er ſich mit grimmem Löwenmut auf die Aufwiegler ſtürzte, und wie ihn ein freundliches Geſchick davor bewahrte, an dem verhängnisvollen dritten Auguſt 1833 ſich beteiligen zu müſſen. Ich habe auch mitgeteilt, wie er nicht nur ſein Schwert, ſondern auch ſeine Feder in den Dienſt Baſels ſtellte, und er bereits im Januar 1831 in die Redaktion der damals neu begründeten Basler Zeitung eintrat. Ich darf alſo darauf verweiſen.

Schönbein hatte die Vorliebe für die Druckerſchwärze ſchon früh eingeſogen. Als Student in Tübingen hatte er mit Guſtav Eduard Kolb zuſammen bei dem Maurer Naſt gewohnt; dieſer, Kolb, war damals ſchon für die Stuttgarter Neckar Zeitung litterariſch thätig, trat dann nach ausgeſtandener Feſtungshaft, wegen ſeiner Beteiligung am Bunde der Jungen, von 1824—1826, zur Allgemeinen Zeitung über, als deren Chefredakteur er 1865

[1]) In der Nationalzeitung vom 15., 17. und 18. Oktober 1899.

ſtarb. Kolbs Einfluß hatte in Schönbein offenbar das Intereſſe an der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit geweckt, und ſo iſt er denn auch, neben ſeiner Basler redaktionellen Thätigkeit, lange Zeit hindurch, wie es ſcheint bis in das Sturm- und Drangjahr 1848 hinein, ein ziemlich regelmäßiger Mitarbeiter der Tagespreſſe, im beſonderen der Augsburger Allgemeinen Zeitung, der Stuttgarter Morgenzeitung und des Schwäbiſchen Merkur geweſen, während er von da ab nur noch als gelegentlicher Mitarbeiter auftrat.

Schönbein vertrat, was die Stellung und Aufgabe der Preſſe anbetraf, trotz ſeiner ſonſtigen konſervativen Geſinnung, durchaus liberale Anſchauungen. So ſchreibt er z. B. einem Freunde im Sommer 1828 aus Paris: „Ich bin der eifrigſte Zeitungsleſer der denkbar, aber zu meiner Schande muß ich es geſtehen, ich habe meine Blicke niemals oder doch kaum jemals in eine deutſche Zeitung geworfen, denn ich habe ſeit meinem Fortgang aus Deutſchland die dringende Notwendigkeit einer unbeſchränkt freien Preſſe und der uneingeſchränkteſten Diskuſſion aller öffentlichen Angelegenheiten erkannt, daß ich den ſervilen Ton, der aus jeder Zeile der meiſten deutſchen Journale ſpricht, nimmer verdauen kann.“

Das aber, einer uneingeſchränkten Diskuſſion aller öffentlichen Angelegenheiten Raum zu gewähren, lag in keiner Weiſe in der Abſicht der „Basler Zeitung,“ die vielmehr aus einem ausgeſprochenen Parteiſtandpunkte geſchrieben und redigiert wurde.

Zwar war Schönbein, ganz im Sinne der Zeitung, ein ſehr energiſcher Gegner des Ultraliberalismus, ſchreibt er doch am 14. Auguſt 1833 an ſeine Eltern, allerdings noch unter dem Einfluß und der begreiflichen Erregung, die die Auguſt-Ereigniſſe in der Stadt hervorgerufen hatten: „Auch ich war in früheren Zeiten bis auf einen gewiſſen Grad der ſogenannten liberalen Partei zugethan; nachdem ich aber ihre Erbärmlichkeit, Schlechtigkeit und teufliſche Tendenz

aus nur zu vielen Thatsachen erkannt habe, würde ich mich entehrt fühlen, wenn ich dieser Partei ferner das Wort redete. Ich bekenne offen und frei, daß ich es mir zur Ehre rechne, von ihr gehaßt und verfolgt zu werden."

Also Schönbein war ein sehr energischer Gegner des Ultraradikalismus, denn das, was er hier ausspricht, ist ungekünstelter, erfreulicher, gewachsener Haß; aber auf der andern Seite war er ebenso heftiger Gegner der frömmelnden, muckerischen Reaktion, die nach den Augusttagen in Basel ihr scheinheiliges Dulderhaupt erhob.

In diesem Sinne schreibt er am 22. Januar 1834 seinem alten Studienfreunde Wurm, der damals als Redakteur, später als Professor der Geschichte am akademischen Gymnasium, in Hamburg lebte, folgendes: „Du weißt, daß Basel beinahe ebenso reich an Pietisten als an Fünffrankenthalern ist; weißt, daß diese Leute von hier aus ihre Absurditäten und Geschmacklosigkeiten in alle vier Ecken der Welt verbreiten und Schuster und Schneider in Apostel verwandeln, um durch sie die Heiden mit geistloser Dogmatik zu plagen, weißt aber auch, daß der Edle" — den Beinamen „der Edle" hatte sich Schönbein auf der Universität, ich weiß nicht durch welche That erworben, in dem Briefwechsel mit den Freunden nennt er sich selbst immer so und wird ausschließlich so genannt; — also es heißt in dem Brief „Du weißt aber auch, daß der Edle ein geschworener Feind dieses Unwesens ist, Du wirst daher Dich nicht verwundern, wenn ich Dir sage, daß ich es mir zur Aufgabe gemacht habe, dem Pietismus auf jede mir mögliche Weise entgegen zu arbeiten. Wenig bekümmert mich jedoch seine Wirksamkeit nach außen, destomehr aber dessen proselyten-macherische Tendenz in Bezug auf Basel.

Diese Stadt will er in einen Schafstall verwandeln, will er ganz und gar beherrschen und er ist auf gutem Wege dazu. Die unglücklichen Verhältnisse Basels sind ihm ganz a propos gekommen

und er hat es auch laut ausgesprochen, daß der 3. August dem Reiche Gottes unendlichen Gewinn gebracht habe und bringen werde. Aber er soll sich vergeblich freuen, er soll es erfahren, daß Geist und Wissenschaft Mächte sind, welche sich durch dogmatische Zauberformeln nicht beschwören lassen. Fischer (es ist Friedrich Fischer, der Philosoph, genannt „der dicke Fischer," gemeint) und die meisten akademischen Lehrer wirken in meinem Sinne und sind entschlossen, einen hartnäckigen Kampf zu kämpfen. Doch was werden Dich diese res basiliensis bekümmern? Aber man schreibt und spricht gern von dem, was einem nahe geht."

Die Basler Zeitung, in deren Redaktion Schönbein saß, vertrat aber nicht nur die eine, die dem Ultraradikalismus feindliche Seite von Schönbeins Anschauungen, sondern auch das Muckertum, und so war ihm denn die redaktionelle Thätigkeit entschieden zuwider. Schon im Dezember 1832 schreibt er demselben Freunde Wurm, mit dem er wegen Uebernahme der Stelle als Professor der deutschen Sprache an unserer Universität verhandelte, der bisdasige Vertreter des Faches, Sartorius, war wegen chronischem Alkoholismus entlassen worden: „Der Dir zugesicherte jährliche fixe Gehalt beträgt 1400 Schweizer-Franken; da Dir aber auch der englische Unterricht am Pädagogium übertragen würde, so erhöhte sich dadurch die Besoldung auf etwa 1900 Franken; und wolltest Du noch denjenigen Teil der Redaktion der Basler Zeitung, welchen ich besorge und den ich Dir herzlich gern abträte, so würde Dir diese Arbeit noch weitere 800 Franken eintragen." Also trotzdem das Gehalt als Redakteur gerade den dritten Teil seines Jahreinkommens ausmachte, Schönbein bezog damals ein Jahresgehalt von 1600 alten Franken, hätte er das Amt schon nach noch nicht zweijährigem Frohndienst abgetreten, so mißhagte es ihm; und so schreibt er denn auch, als er sich endlich davon ganz losmachen konnte: „Vor wenigen Wochen ist es mir endlich

gelungen, des widerwärtigſten Teiles meiner Beſchäftigung los zu werden, nämlich der Redaktion unſeres hieſigen Blattes.“

Wir haben geſehen, wie deutlich ſich Schönbein gegen Pietismus und Muckertum ausſprach, und doch war er in einem ſtreng pietiſtiſchen Hauſe erwachſen, der Pietismus war ja jener Zeit Staatsraiſon im ganzen Schwabenlande, und ſo hatte er denn auch noch die erſte Zeit ſeiner Lehrjahre, die er in der chemiſchen Fabrik von Metzger & Kaiſer, die dann in die Firma Bonz & Klaiber, heut Bonz & Sohn in Böblingen überging, in einem ausſchließlich pietiſtiſchen Kreiſe zugebracht; und erſt auf den Univerſitäten Erlangen und Tübingen, die er darauf beſuchte, hatte er ſich unter dem Einfluſſe Fichtes und im beſonderen Schellings bekehrt, und ſich von der engherzigen Wortgläubigkeit frei gemacht. So ſchließt er denn einen Brief vom 19. Mai 1824, in dem er einem der Böblinger Freunde, Johann Haueiſen, ſeinen neugewonnenen freieren Standpunkt ausführlich darlegt, mit folgenden Sätzen:

„Ich bin im Voraus überzeugt, das dieſe nur allgemein hingeworfenen Sätze unbedingt von Dir, wie von anderen meiner Freunde verworfen werden, weil ihr von der Vorausſetzung ausgeht, ich ſei von der Bahn der Wahrheit abgegangen, habe mich in der Weisheit dieſer Welt berauſcht und mir ſei der Blick auf das Eine verrückt, und betrachtet daher jeden Gedanken, jede Anſicht, jede Handlung von mir als hervorgegangen aus trüber Quelle, als finſter und unchriſtlich. Ihr bemitleidet mich als ein verirrtes Schaf, dem die einfache Schrift des Evangeliums nicht mehr genügt u. ſ. w. Alles dies weiß ich recht gut, ich will Euch auch von Eurer Anſicht nicht im mindeſten abbringen, was doch vergebliche Mühe wäre. Ich weiß ja, daß an Eurem Mitleiden die Liebe einen nicht geringen Anteil hat, und deswegen iſt es mir ehrenwert. Aber verſichern kann ich Euch, daß ich in dem Sinne nicht mehr der Eure werden kann, als ich es war, dies iſt ſo unmöglich, als

geſchehene Dinge ungeſchehen gemacht werden können. Aber eins bin ich mit Euch und innigſt verbunden, in dem nebenabſichtsloſen Streben nach Wahrheit, eins mit Euch in der Anſicht, daß in dem menſchlichen das göttliche offenbar werden ſoll, daß dieſe Offenbarung der Gottheit die höchſte Beſtimmung unſeres Daſeins iſt, eins mit Euch in dem Beſtreben, dieſe höchſte aller Wahrheiten unter dem Menſchengeſchlechte zu verbreiten, eins mit Euch alſo in der Hauptſache.

Laßt uns daher die uns geſteckte Bahn, jeder auf ſeine Weiſe, freundlich nebeneinander fortgehen, und wir werden gemeinſam finden, was wir ſuchen. Laßt uns beſcheiden ſein und nicht glauben, die vollendete Wahrheit hätte ſich in unſeren engen Kreis geflüchtet, nicht glauben, ſie ſpreche ſich nur in der Form aus, unter der wir ſie auffaſſen."

Man ſieht, wie ſich dieſer Abſagebrief an den Pietismus, trotz ſeiner Deutlichkeit, vollkommen frei hält von der protzigen Gottesleugnung eines Büchner oder Häckel — in Schönbeins Natur lag auch nichts weniger als eine ſolche — im Gegenteil hatte ihn die Naturforſchung auf einen ganz anderen Weg geführt, auf jenen, den wohl Göthe am beſten gezeichnet hat mit den Worten, die er Fauſt als Antwort auf Gretchens ängſtliche Frage: „Nun ſag', wie haſt du's mit der Religion" in den Mund gelegt hat, und zu der jeder aufrichtige Naturforſcher geführt werden muß:

„Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen
Ich glaub ihn?
Wer empfinden
Und ſich unterwinden
Zu ſagen: ich glaub ihn nicht?" —

So auch Schönbein! In einem unvollendeten Entwurf zu ſeiner Rektoratsrede von 1844 ſagt er: „Ich ſtehe nicht an, hier es unverhüllt auszuſprechen, daß es meine tiefſte Ueberzeugung iſt, der Tag eines höheren Wiſſens für die Menſchheit ſei im Nahen

und daß vieles von demjenigen, was bisher nur von unſeren Gefühlen vernommen, was in kindlicher Einfalt geglaubt wurde, bald Gegenſtand klarer Erkenntnis ſein werde.

Und einen ſolchen Umſchwung, einen ſolchen Fortſchritt in der Reife des Geiſtes verſpreche ich mir von einer erweiterten und immer mehr ſich ausdehnenden Erkenntnis der Natur.

Zwar fehlte es immer noch nicht an Menſchen, die in ihrem beſchränkten Sinn wähnen, je weiter der Menſch in die Geheimniſſe der Natur eindringe, je umfangreicher ſein Wiſſen und ſeine Macht über die materielle Welt werde, um ſo weiter entferne er ſich von ihren letzten Urſachen, um ſo mehr vergeſſe er ſeinen Schöpfer. Manche ſind ſogar ſo weit gegangen, die Behauptung auszuſprechen: Die Naturforſchung führe zum Atheismus.

Leute, die eine ſolche Sprache führen, mögen es gut meinen, ſicher aber iſt, daß ſie häufig der Sache, welcher ſie zu dienen glauben, mehr ſchaden als nützen; ſo daß ſie eine höchſt irrige Meinung von dem Einfluß haben, den in religiöſer Beziehung das echte Studium der Natur auf den Menſchen ausübt." — —

Ganz ſo, wie er hier ſeine eigenen Wege geht, und weit ab von dem „modernen" Materialismus ſich hält, ganz ſo iſt er immer er ſelbſt geblieben, mochte er in der Nähe ſeiner Stammburg, im Café Spitz am „Griſemähli" teilnehmen, das er nie verſäumte, oder im „roten Löwen" ſeinen Schoppen Markgräfler, auf den er viel hielt, heben; — ſo ſuchte er ſeinen ſchon genannten Landsmann Wurm unter anderem mit folgendem Argument nach Baſel zu locken: „Für ein Spottgeld iſt der beſte Markgräfler, ein Labewein, zu haben, ein Umſtand, der für einen Schwaben doch nicht ganz gleichgiltig ſein kann," — oder mochte er beim Zeller ſein Bier trinken oder aber mit den „Epulonen" in Vögisheim turneien, immer blieb er ungekünſtelt und natürlich. Und auch dann, wenn er mit den Höchſten dieſer Erde, den engliſchen Granden, oder am Hofe

von St. James, von Stuttgart oder Karlsruhe, verkehrte, blieb er nur er selbst, gab er sich ganz so wie er war. —

Dem Großherzog Friedrich von Baden war Schönbein bei Gelegenheit der Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Karlsruhe im Jahre 1858, durch seinen Freund Eisenlohr vorgestellt worden, und knüpften sich die Bande besonders dadurch enger, daß er mit einiger Regelmäßigkeit zur Jahreswende nach Karlsruhe ging, um teils in dem auf Veranlassung des Großherzogs im Anschluß an die Naturforscher-Versammlung gegründeten „Verein für wissenschaftliche Belehrung" Vorträge zu halten, teils Eisenlohrs auf den ersten Jänner fallenden Geburtstag mitzufeiern. Dabei wurde dann Schönbein regelmäßig in Audienz empfangen und ebenso regelmäßig zur Tafel gezogen. Wie freundlich man ihm im großherzoglichen Schlosse gesinnt war, und wie so ganz bürgerlich der Verkehr verlief, dafür ein Beispiel:

Im September 1858 fand, wie wir sagten, in Karlsruhe die Versammlung unter dem Präsidium von Schönbeins intimem Freunde Eisenlohr statt; mit einer ganzen Reihe von Basler Naturforschern, wie Peter Merian, Meißner, dem Botaniker, De Wette, dem Arzt, Rütimeyer und den damals jüngeren Forschern, wie Herr Hagenbach und Herr Rektor Fritz Burckhardt, fuhr Schönbein, am 15. September früh sieben Uhr, in einem eigens von der badischen Bahn gestellten Salonwagen nach Karlsruhe, wo die Basler von Eisenlohr und den anderen Festordnern mit Jubel empfangen wurden.

Am Donnerstag fand die feierliche Eröffnung, der der Großherzog und seine Gemahlin von Anfang bis Ende beiwohnten, statt, und am Freitag, den 17. abends hatte der Großherzog die ganze Versammlung in den Schloßgarten geladen, bei welcher Gelegenheit eine Reihe der bedeutenderen Forscher, und unter diesen auch Schönbein, ihm vorgestellt wurde. Etwa hundert Naturforscher wurden

zum Samstag zur Tafel geladen und etwa 16—20 zu einer Abendtafel, am Montag, worunter beide Male Schönbein ſich befand, der dann ſeinerſeits von der Verſammlung damit beauftragt wurde, in der Schlußſitzung den Dank der auswärtigen Gäſte dem Fürſten, der Stadt und dem Land für die, in der That beſonders freundliche Aufnahme auszuſprechen, und gleichzeitig zum Sprecher der Deputation, die dem Großherzog und der Großherzogin noch perſönlich den Dank der Naturforſcher abſtatten ſollte, gewählt wurde.

Auf dieſe Weiſe trat Schönbein dem Großherzoglichen Paare näher, das offenbar an dem geraden Manne Gefallen gefunden hatte, wie das einmal die wiederholten Einladungen zeigen, und auch daraus hervorgeht, daß ſchon nach der erſten Vorſtellung Fürſt und Fürſtin ihn aufforderten, wenn er je wieder nach Karlsruhe käme, er ſie auf jeden Fall beſuchen ſolle.

Das geſchah denn auch, und ein in der That außergewöhnlich freundlicher Verkehr entwickelte ſich.

Bei einem Oſterbeſuch 1861 mußte der kleine Erbgroßherzog dem Onkel Schönbein den Oſterhaſen und die Eier, die er gelegt hatte, zeigen; und wie in einem ſchlichten bürgerlichen Hauſe bekümmerten ſich Wirt und Wirtin darum, ob es ihren Gäſten bei Tiſche auch ſchmecke. Der Großherzog hatte in Erfahrung gebracht, daß Schönbein Vorliebe für Schwarzwild habe, und deshalb mußte jedesmal, wenn Schönbein bei der Tafel war, auch ſolches ſerviert werden.

„Um 5 Uhr abends," ich erzähle mit Schönbeins eigenen Worten, „nahmen wir mit der großherzoglichen Familie das Mittageſſen ein, bei dem es ſehr gemütlich zuging. Da ich nicht ſehr hungrig war, ſo ließ ich manche Platte vorübergehen und als der Großherzog ſah, daß ich wieder von einer Schüſſel nichts nahm, ſo ſagte er, „ich habe geglaubt, Wildſchweinfleiſch ſei Ihre Lieblingsſpeiſe," und als ich dies bejahte, ſo mußte mir die Platte noch einmal dargeboten werden. Ihr ſeht aus ſolchen Kleinigkeiten,"

fügt Schönbein hinzu, „daß es ordentlich bürgerlich auch bei Hofe zugeht.“

Aus dem gleichen Grunde, und um zugleich darzuthun, wie freundschaftlich man sich des Gastes annahm, habe auch ich diese Anekdote erzählt.

Um das noch weiter zu illustrieren, mag auch folgende Schilderung seines Besuches auf der Mainau, wo Schönbein im Oktober 1863 ein paar Tage Gast des Großherzogs war, dienen.

„Der Hofmarschall führte mich auf ein Zimmer,“ schreibt Schönbein, „das eine der schönsten Aussichten im ganzen Schloß hat und wo ich seit meinem hiesigen Aufenthalt wohne. Bald wurde der Großherzog sichtbar, der die Freundlichkeit hatte, mich nicht nur auf den schönsten Punkten der Insel herumzuführen, sondern auch die Kühe- und Pferdeställe zu zeigen, die mit stattlichen Exemplaren gefüllt sind.

Gestern Nachmittag wurde eine Fahrt nach der Insel Reichenau gemacht. Die Frau Großherzogin mit den beiden Hoffräuleins nahmen in einer offenen Kalesche ihren Platz, Herr von Gemmingen, der Leibarzt und ich folgten in einem anderen Wagen, während der Großherzog und dessen Adjutant uns zur Seite ritten.

An einem geeigneten Punkt stieg alles ab und nun gings mitten durch die Weinberge auf den höchsten Punkt der Insel.

Mit einbrechender Nacht langten wir wohlbehalten im Schlosse an und ließen uns bald darauf das Nachtessen gut schmecken, der Abend wurde mit Billardspielen zugebracht, woran ich teil nehmen mußte, obgleich ich diese Kunst nicht verstehe. Auch die Damen nahmen daran teil, obgleich sie auch eben keine großen Meisterinnen des Spieles sind. Ich gehörte zur Partei des Großherzogs und der Großherzogin und wir waren in der Regel der verlierende Teil, was immer zu Scherz und Lachen Anlaß gab.

Morgens kommt der junge Prinz zum Frühstück und hat jedesmal jedem die Hand zu geben und einen guten Morgen zu

wünſchen. Ihr ſeht alſo," ſo ſchließt Schönbein, „daß der Papa hier ein behagliches Leben führt und durch Nichts daran erinnert wird, der Gaſt eines Fürſten zu ſein. Wäre es anders, ſo wäre ich freilich auch nicht hier."

Und das iſt wahr! Die außerordentlich freundliche Aufnahme, die Schönbein hier am badiſchen Hof, wie überall ſonſt fand, dankte er nicht etwa einem gewiſſen Anpaſſungsvermögen, weit entfernt davon, er blieb immer er ſelbſt. Denn, als bald darauf durch den Tod Chriſtian des VII. die Schleswig-Holſteiniſche, und damit die deutſche Frage aufgerollt wurde, und die Gegenſätze ſich zu dem 1864 und 1866er Kriege zuſpitzten, da gab er lieber den, wie er wohl empfand, ihn ſo ehrenden Verkehr im großherzoglichen Schloß in Karlsruhe und auf der Mainau, in dem er ſich dazu noch gar wohl fühlte, auf, als daß er mit ſeiner Meinung hinter dem Berg gehalten hätte.

Entgegen ſeinen Freunden, wie Liebig, Wöhler, Eiſenlohr und A. von Zerzog, blieb er ein Gegner Preußens und Bismarcks, er will ſich nicht in die Neuordnung der Dinge ſchicken. Für ihn iſt dieſer Krieg ebenſo eine Vergewaltigung der ſüddeutſchen Staaten, wie für ihn die 1833er Revolte eine ſolche Baſels war; er läßt ſich davon nicht abbringen, für ihn kann kein Erfolg Unrecht in Recht verwandeln, und beſonders gerät er in Harniſch, wenn man in den preußiſchen Siegen die helfende, in den Niederlagen der Gegner die ſtrafende Hand Gottes ſehen will. Auch hier ganz wie 1833.

Für ihn giebt es nur einen Standpunkt, ſtarkes, unbeugſames Feſthalten an das Recht oder an dem, was er für Recht hält. — Lieber brechen als biegen. —

Da man in Karlsruhe einſichtiger iſt, und mit den Verhältniſſen ſich abzufinden ſucht, und anerkennt, daß der Fehler denn doch kaum allein auf der Seite Preußens gelegen hatte, ſondern

es ſich um eine zwar ſchmerzliche, aber notwendige Operation — die Trennung von Oeſterreich — handelte, ſo grollt er, — aber er grollt nicht ſtill, ſondern er will, daß der Großherzog erfahre, warum er grollt; und als er trotzdem eingeladen wird, lehnt er wiederholt und wiederholt ab. Es wird ihm verſprochen, es ſolle von Politik gar nicht geſprochen werden, er kommt nicht. Sein liebſter, intimſter Freund Eiſenlohr, mit dem ihn eine geradezu rührende Freundſchaft verband, bittet ihn auf das Herzlichſte, aber er bleibt feſt und hat Karlsruhe ſeit dem Dezember 1865 nicht mehr beſucht! Dagegen geht er ins Schwabenland und ſchreibt im Herbſt des gleichen Jahres darüber an Liebig: „Drei Wochen lang zog ich im Schwabenlande herum, wo es mir dem Erzſchwaben nicht anders als wohlbehagen konnte, denn obgleich die meiſten Verwandten zu den Vätern gegangen und auch die Reihen der alten Freunde ſchon ſtark gelichtet ſind, ſo wandelt doch noch eine Schaar von Studiengenoſſen dort herum, welche entweder in ihrem Wohnort beſucht oder nach Stuttgart telegraphiert wurden, um bei einem gaſtfreien gemeinſchaftlichen Freunde ein ächt ſchwäbiſches Feſtmahl einzunehmen, wobei es natürlich auf das Fröhlichſte zugegangen. Nichts geht doch über die heimiſche Luft, in welcher allein das Gemüt frei und mit völligem Behagen atmen kann.“

So war Schönbein, unbeugſam und feſt, auch dann wenn er irrte, wie er es ſelbſt bei ſeinen Landsleuten gern nennt, ein wenig ein Querkopf, aber auch treu und lauter wie Gold, kein Dutzendmenſch, ſondern ein Mann für ſich, aber ein Mann, nach jeder Richtung ein ganzer Mann, den ein gütiges Geſchick an eine Stelle geſtellt hatte, an der Uniformität nicht Lebensbedingung iſt, an eine deutſche Hochſchule, an der die Originale noch am beſten gedeihen; und in ein Gemeinweſen, deſſen eigentümliche, auf die thätige Mitarbeit aller Bürger ſich aufbauenden Exiſtenzbedingung der Entwicklung jedweder Eigenart günſtiger iſt als die, vielleicht irgend

eines anderen. Obwohl ſo durch und durch Schwabe, iſt doch Schönbein ohne Baſel als Hintergrund nicht wohl zu denken. Die mindere Stadt, der Rhein, die alte Brücke, Griſemähli, Zunft-eſſen und Aſchermittwoch, ſie gehören zu ihm; und wenn wir als Basler ſtolz darauf ſein dürfen, daß wir Schönbein ſo lange Zeit den unſeren nennen durften, ſo muß auch die Welt der Stadt Baſel dankbar ſein, daß ſie Schönbein den Nährboden gab, in dem er ſich ſo für ſich, und ſo knorrig entwickeln konnte zu einem Forſcher ſo groß, ſo bedeutend, zu einem Menſchen ſo eigenartig, ſo beſonders; daß er zu dem wurde, was ihn mit einem Worte am beſten kennzeichnet, daß er wurde zu einem Charakter!

Christian Friedrich Schönbein.

Ein Festspiel

zu

seinem hundertsten Geburtstage

18. Oktober 1899

von

Albert Geßler.

Personen.

Professor Schönbein.
Berthold Schwarz.
Schneider, Laboratoriumsdiener.
I.
II. } Student.
III.

Zeit: Ein Frühlingstag des Jahres 1846. Ort: Schönbeins Laboratorium (und Hörsaal) im Falkensteinerhof.

Schönbein

in seinem Laboratorium im Falkensteinerhof. Rechts ein Experimentiertisch mit Gläsern, Retorten und Gestellen; eine Wandtafel. Links eine Schulbank. Der Gelehrte steht hinter dem Tisch, arbeitend. Es ist Morgen, früh sieben Uhr.

Schönbein (tritt hinter dem Tisch hervor).

Soll ich es, soll ich's heute wirklich wagen
Und mein Geheimnis endlich ihnen sagen?
Sind sie wohl reif genug, die guten Jungen,
Zu fassen, was ich forschend hab errungen:
Daß unsre Lehrerin, die Wissenschaft,
Mir in die Hand giebt eines Riesen Kraft,
Der starre Bergesgipfel kühn zerspellt
Und der in Fetzen schlagen kann die Welt?
Soll ich? — Nein, darf ich, was ich ahnend fand,
Preisgeben jeder schnellen Knabenhand?
Ist's Hohn nicht, Frevel nicht am Gotterschaffnen,
Wenn fortan tausend Hände sich bewaffnen,
Um das zu stürzen, was der Ew'ge schuf? —
Ist's wirklich unsrer Wissenschaft Beruf,
Um Gut und Böse sich so nichts zu kümmern,
Und ging darob die halbe Welt zu Trümmern? —
Es ist! — Das ewig Höchste bleibt die Wahrheit;
Aus wirrem Stoff muß ich empor zur Klarheit!
Was wäre sonst das rastlos ernste Streben?
Drum sei den Schülern heut mein Fund gegeben!
Man klopft? — Herein, herein in hellen Scharen:
Es fügt ein Glied sich heut zum ewig Wahren!

Schneider
(iſt ſchon vor einigen Augenblicken eingetreten; mit Kaffeegeſchirr).

Guete Dag, Her Profeſſer; e Grueß vo der Frau Profeſſer, und d' Frau Profeſſer ließe ſage, der Her Profeſſer haige 's Kaffi noni trunke; d' Frau Profeſſer wiſſe gar nit, was mittem Her Profeſſer ſyg. Wenn der Her Profeſſer aber nit ko kenne däte, ſo mieſe der Her Profeſſer abſolut und dezidiert 's Kaffi do trinke. I ha's do immene Hafe; d' Milch iſch ſcho derby, grad eſo, wies als der Her Profeſſer dehaim nämme.

Schönbein (lächelnd).

Laß er! Wer denkt an Speiſe jetzt und Trank? —
— Doch her! — Ich nehm's und weiß der Guten Dank:
Ach, ihre Liebe fühl' ich immer ſorgen.
Her alſo! Schnell! — Ich komme nicht heut Morgen.
(Schneider reicht ihm den Topf.)
Doch iſt's der Topf nur, Schneider, den ich faſſe;
Wo hat er denn den Löffel und die Taſſe?

Schneider (verlegen).

Der Deiggeler; das hani ganz vergeſſe!
(Er ſucht auf dem Tiſch herum und findet ein reines Becherglas.)
Der Her Profeſſer kennten emend us dem do . . . .

Schönbein (ihn mitleidig anſehend).

Wie, Schneider, bin ich ein Geſchmacksbarbar?
Aus Gläſern trinkt ſich nur, was völlig klar!
Ein Trübes aber ins Kryſtall'ne gießen . . . .
Nein, nimmer könnt ich einen Schluck genießen!
Merk er ſich, Schneider: Auch in Kleinigkeiten,
Darf uns der Sinn für Schönheit ſtets nur leiten!
(Er trinkt aus dem Topfe.)
Und lieber trink ich aus dem irdnen Topfe,
Als daß ich Trübes in das Glas hier tropfe.
(Trinkt den Topf aus.)

Schneider.

Jo, und derno hätti im Her Profeſſer no ſolle ſage vo der Frau Profeſſer: e Grueß vo der Frau Profeſſer und der Her Profeſſer ſolle hit by Zyte mittem Kolleg uſhere; der Her Profeſſer ſeige nit ganz zweg, der Her Profeſſer haige die ganzi Nacht — — e — e — gfaſeliert.

Schönbein.

Was hätt' ich? — Feſt und ſtill hab ich geſchlafen,
Bis mich um ſechs die erſten Strahlen trafen.

Schneider.

Nai, nai! D' Frau Profeſſer hän gſait, der Her Profeſſer ſyge gſi wie närſch. Der Her Profeſſer haige die ganzi Nacht gſchwätzt und mit de Händen in der Luft umme bainlet, und uf aimol haige der Her Profeſſer gſchraue „Bumm!" und derno ſyge der Her Profeſſer ufgumpt und wider abeplumpſt, daß Alles kracht haig. Der Her Profeſſor haigen allweg beſi Traim gha, und 's Schrätteli haig der Her Profeſſer plogt. (Ab.)

Schönbein.

Im Traum alſo will ſich bereits befreien,
Was ich in ſtiller Arbeit ſah gedeihen. —
Heraus alſo! — Der Traum ſei mir ein Zeichen! —
Dem Licht der Forſchung muß das Dunkel weichen.

Er tritt wieder hinter ſeinen Experimentiertiſch. — Pauſe. — Studenten kommen und ſetzen ſich auf die Bank.

Erſter Student (zum zweiten).

Was hat er nur? Er iſt ſo ſeltſam heut;
Paß auf, ob er nicht was Beſondres beut;
Sein Auge glänzt; es iſt wie höh'res Leben;
Nicht Neues nur, er wird uns Großes geben.

Zweiter Student.

Da kommt er, ſtill! — in feierlichem Ernſte,
Als knüpfte er das Nächſte an das Fernſte.

Schönbein (langſam, in Pauſen.)

„Ins Innre der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt.“ —
Wenn uns dies Wort auch klein und ſtill ſein heißt,
So darf der Forſcherblick doch manchmal dringen
Ins Innerſte, Urſprünglichſte den Dingen.
Es lernt der Menſch von den Naturgewalten
Das Schaffen ſelber und das Neugeſtalten:
Er löſt in Elemente auf die Erde
Und bindet neu ſie, daß ein Andres werde,
Ein Neues, das nicht war in der Natur.
Sie gab die Teile, unverbunden, nur,
Und was die Schöpfung ſelber nicht gedacht,
Entſteht durch uns und mehrt des Menſchen Macht.
Ja, weiter, heller ſtets wird ſolches Wiſſen;
Es ſtrömt uns Licht bereits aus Finſterniſſen:
Wer hätte je geahnt, daß wir aus Kohlen,
Aus dunkeln, uns die luft'ge Flamme holen? (Er ſinnt nach.)

Erſter Student (zum zweiten.)

Ich ſag es dir, wenn er ſo präludiert,
Dann wird entdeckt, dann wird nicht nur doziert.

Zweiter Student.

Er ſinnt. Jetzt ſtill . . . Der Inhalt ſucht Geſtalt.

Schönbein.

Sie kennen, meine Herren, die Gewalt,
Durch die das Pulver Stein und Eiſen bricht.
Sie gab Europa jenes Schwergewicht,

Daß es die Herrſchaft in der Welt gewann.
Und aller Welt noch heute ſteht voran.
Nur Pulver war's! — Wer nun ein Neues fände,
Vor dem des Pulvers Kraft in nichts verſchwände,
Ein Neues, das ſtatt Felſen Berge höbe,
Vor dem das Feſteſte zu Dunſt zerſtöbe,
Der könnte Menſchenkraft vertauſendfachen
Und ſie zum Sieger über Alles machen. — —
— — Dies Neue, meine Herren, iſt gefunden
In den Verſuchen langer Arbeitsſtunden.
Hier dieſes Baumwollſtückchen explodiert,
Wird es in meiner Weiſe präpariert;
Ganz urgewaltig iſt die Expanſion
Und jeder Hemmung ſpricht der Körper Hohn.

(Zu den Studenten, welche zurückweichen.)

Nur keine Angſt! Hier in der freien Luft
Giebt es ein Flämmchen nur, das raſch verpufft.

(Er zündet Schießbaumwolle an.)

Doch eingeſchloſſen raſt es in Empörung
Und ſchleudert Tod, Verderben und Zerſtörung.
Noch kann ich zwar genau die Kraft nicht meſſen,
Mit der die Gaſe ſich hier wütend preſſen,
Doch kenn ich erſt einmal Geſetz und Schranken,
So ſollen Berge, ſollen Mauern wanken,
Und hundert Waffen wollen wir erſinnen,
Den Sieg in jedem Kriege zu gewinnen! —
Hier bring ich auch ſchon ein Modell herbei;
Es ſtammt vom Waffenſchmiede Sauerbrey.

(Er zeigt ein Gewehr.)

— Lang ſchwankt ich, wie den Stoff ich nennen ſolle;
Ich gab ihm jüngſt den Namen „Schießbaumwolle".

Doch noch nicht haben Sie den Weg vernommen,
Auf dem ich zur Erfindung bin gekommen.

(Er geht an die Tafel und ſchreibt Formeln: $SO_2HO_2 + NO_4HO_2$. Unterdeſſen zündet Schneider ein neues Stück Schießbaumwolle an, und im Feuer erſcheint

Berthold Schwarz

im Franziskanerhabit. Er ſchreitet langſam auf Schönbein zu und legt ihm die Hand auf die Schulter).

Schneider (im höchſten Schrecken).

Herjeßes, der Deifel! I ha's allewyl gſait, by dem verflixte chemiſche Dreckzyg giengs nonemol lätz: Der Deifel het ſy Naſe allewyl drin. Jetz hämmers, jetz hämmers! I lauf was i ka. — O jerem, was wird d' Frau Profeſſer ſage; 's het eren au ebbis gſchwant. (Abgehend.) Der Deifel, der Deifel!

Berthold Schwarz

(zu Schönbein, der immer noch an der Tafel ſteht).

O Menſchlein, weißt du, wes du dich vermiſſeſt
Und was in frevlem Dünkel du vergiſſeſt!
Nie wird dein Thun der Menſchheit irgend nützen.
Du bauſt in Luft . . . .

Schönbein (noch nicht auf Schwarz achtend).

. . . . Kann ich nur ſachlich ſtützen,
Was ich gedacht . . . .

(Er wendet ſich um; erſtaunt.)

Was iſt . . . .? Wer biſt du, Mann?

(Die Studenten haben ſich eng zuſammengedrängt.)

Noch eben ſprach ich doch Studenten an,
Wo ſind ſie? Und wer biſt du? — Wo iſt Schneider?

Berthold Schwarz.

Verſchwunden iſt er! Wir ſind einzig leider.
Denn gerne hätt' ich Allen es bekannt:
Ich bin ein Mönch, bin Berthold Schwarz genannt
Und hab' zu Freiburg vor fünfhundert Jahren
Nach langem Sinnen und mit viel Gefahren

Erfunden, was du eben noch belacht,
Das Pulver, das euch alle groß gemacht.
(Er erblickt die Studenten.)
Nun ſtehſt du da und prahlſt vor dieſen Knaben
Und willſt ein Beſſeres gefunden haben:
Ein Pulver ſei's, um Felſen zu zerſchmettern,
Aus fernſter Ferne Heere totzuwettern.
Du armer Thor .... Wo ward dir Offenbarung,
Daß dein Gemächte Stand hält der Erfahrung?
Wie wagſt du, in die Zukunft ſchon zu ſchweifen,
Eh' du den eignen Fund nur kannſt begreifen.
Erproben erſt! Dann ſchmähle auf die Alten ....
Leicht aber könnten ſie den Ruhm behalten.

Schönbein (der ſich gefaßt hat.)
Nur ruhig! Und vor Allem ſag mir: Wer,
Wer biſt du wirklich, und wo kommſt du her?
Ich glaube doch, bei Gott, nicht an Geſpenſter,
Die nächtlich dringen durch verſchloſſne Fenſter,
Und nun noch gar am Tag, am hellen, lichten.
Weg die Vermummung! Dann laß dich berichten.

Berthold Schwarz.
Ich bin, der ich geſagt, bin Berthold Schwarz.
Und du und dieſe Knaben da, erfahrt's:
Da in die Unterwelt der Ruf erſchollen,
Daß mir die Menſchen an mein Pulver wollen,
Ward mir gegeben, heut hinaufzuſteigen
Und eures Thuns Vermeſſenheit zu zeigen.

Schönbein.
Sei 's drum! Sei Berthold Schwarz, und wiſſe gleich:
Wir ehren dich in unſrer Arbeit Reich

Als einen altberühmten Kunſtgenoſſen,
Der einſt des Wiſſens Pforten aufgeſchloſſen.
Doch hör auch gleich daneben: Ueberwunden
Iſt, was du einſt erſonnen und gefunden.
Das iſt der Lauf der Welt: Nichts bleibt beſtehn,
Und auch dein Pulver muß zum Orkus gehn.
Hat es auch einſt erfüllt ein kühnſtes Hoffen,
Es wird durch Neues, Beſſres übertroffen!
Ein Narr, wer glaubt, daß ihm in Ewigkeiten
Kein Menſch je werde ſeinen Fund beſtreiten.
Der glücklichſten warſt du doch wahrlich einer:
Seit fünf Jahrhunderten vergaß dir Keiner,
Daß du im Pulver einen Stoff erſtellt,
Der ſeinesgleichen ſuchte durch die Welt.
Nun willſt du, Mönchlein, dich bei mir beklagen,
Du werdeſt nicht durch das Jahrtauſend ragen.
Du wirſt! — Nur duld' es: Jetzt gehörſt auch du
Samt deinem Pulver der Geſchichte zu.
Jetzt haben wir, die wir das Weſen kennen
Der Dinge und die Elemente nennen,
Aus denen unſer Erdenball entſtanden,
Gefunden, was dein Pulver macht zu Schanden.

Berthold Schwarz.

Die Elemente? — Weſen? — Dinge? — Seid ihr klüger
Als unſereiner? — Nein, ihr ſeid Betrüger.
Habt ihr ein Magiſterium denn entdeckt,
Das aller Elemente Leben weckt,
Daß ſie ſich ſuchen, finden, wie wir wollen
Und uns der Dinge Vollzahl ſchaffen ſollen?
Ihr habt es nicht. Ihr findet es auch nie!

Schönbein.

Wir werden's finden! Nicht mit Alchemie,
Nicht, wie ihr es vor alter Zeit euch dachtet,
Als ihr den Leuen zu der Lilie brachtet.
Nein! Aber uns sind heute schon gelungen
Aus tausend Stoffen tausend Aenderungen,
Und Elemente fügen wir zusammen
Zu Dingen, die nicht aus der Schöpfung stammen,
Die niemals die Natur von selbst erzeugte,
Wenn nicht der Forscher ihre Kräfte beugte.
Und sicherlich wird einst der Tag erscheinen,
Wo diese tausend Dinge sich vereinen,
Wo ein Gedanke jedes Dunkel klärt
Und ein Gesetz uns jeden Wunsch gewährt. — —
— Nennst du jetzt noch mein Treiben hier vermessen,
Und kannst du noch nicht deinen Groll vergessen,
Daß ich, zu tiefrer Kenntnis der Natur,
Gewandelt bin aus deiner Schule Spur
Und dir dein Pulver überpulvern kann
Mit dem, was meine Arbeit jüngst gewann?
Wohl ist es wahr: Noch fehlt Erfahrung mir;
Vielleicht verneint sie. Dann bekenn ich dir,
Daß du ein Größter seist im Reich der Geister
Und neige mich, der Schüler vor dem Meister.

Berthold Schwarz.

So laß ich's gelten. Deines Geistes Kräfte
Seh ich in emsig webendem Geschäfte.
Solch einem geb' ich gern mich überwunden.
Du ehrst ja, was ich schuf in stillen Stunden;
Nur fliegt, ich seh's, viel höher euer Streben,
Als ich es je geträumt in meinem Leben.

Doch was mich reizte, gleich ſo grob zu ſein,
Als ich heraufſtieg an der Sonne Schein,
Das war . . . Ich hoffte auf den irdſchen Auen
Die Welt voll neuer Wunder zu erſchauen,
(Verächtlich.) Und da war Alles klein, begrenzt, beſcheiden! —
Ich ſah die Menſchen elend ſchlecht ſich kleiden;
In grauen Säcken ſcheinen ſie zu wandeln,
So zapplig iſt, ſo würdelos ihr Handeln;
In Häuſer ſchreiten ſie, der Schönheit bar,
Nur Stock auf Stockwerk, vier und fünfe gar.
Wie konnt ich da von außen her erraten,
Daß drin gelingen ernſte Geiſtesthaten?

Schönbein.

Du ſprichſt mir aus dem Herzen; du haſt Recht.
Für Euer einen iſt heut Vieles ſchlecht.
Der Sinn für Großes iſt dahingenommen,
Das Leben iſt um ſeinen Schmuck gekommen,
Die Schönheit iſt geſtorben in der Welt,
Nur Nutzen iſt's, was ſie zuſammenhält.
Und will Gemüt und Auge Schönes haben,
So muß es ſich an alten Schätzen laben.
Die ſind noch da; die hat der Geiſt geweiht:
Die got'ſchen Dome ſind's aus deiner Zeit:
An ihre ſchlank emporgeſchwungnen Türme
Wagt ſich kein Frevler, greifen keine Stürme;
In ew'ger Größe ſchaun herab die hehren,
In Schönheit tröſtend, die den Troſt begehren.

Berthold Schwarz.

So darf doch meine Zeit, muß ich auch weichen,
Von ihrem Beſten euch ein Beſtes reichen.

Doch ſprich, fehlt euch denn ganz der Muſen Gunſt?
Wuchs eurer Zeit nicht eine neue Kunſt?

Schönbein.

Wir bauen keine hohen Dome mehr,
Und auch bei Malern iſt Genießen ſchwer.
Doch eine Kunſt, die du nicht kannteſt, blüht,
Die Körner Goldes ſtreut in das Gemüt;
Kein Stein der Weiſen zwar ſchmolz es in Glut,
Und doch iſt dieſes Gold ein reichſtes Gut.
Muſik heißt dieſer Schatz, der ſo beglückt
Und Alles von uns nimmt, was uns bedrückt.
(Er geht ans Fenſter.)
Horch! Hier am Fenſter . . Komm . . Mein Nachbar dort
Spielt auf der Geige. — Weltgedanken, fort!
(Man hört auf einer Geige eine Romanze von Beethoven ſpielen.)
Beethovens Töne, herrlich, klar und voll — (Pauſe).
— Geſang, der wie aus Himmelsräumen quoll!
Beethoven, habe Dank, du Gottentſtammter,
Von heiliger Begeiſterung Durchflammter! —
— Freund Berthold, zittert nicht dein tiefſtes Herz,
Und trug dich dieſes Lied nicht himmelwärts?

Berthold Schwarz.

Gewiß! Hab Dank! Ich bleib mit dir verſöhnt.
Wem ſo das Leben ſich durch Kunſt verſchönt,
Der iſt auch frei von kleiner Eitelkeit
Und krankt nicht an der Oede ſeiner Zeit.
Nicht nur dein Schaffen iſt mir jetzt bekannt,
Ich fühl's, du biſt im Innern mir verwandt,
Und weiß es jetzt: Auch du wirſt nicht vergehen,
Mag auch dein Leib, wie meiner längſt, verwehen.

Schönbein.

Nein, nein! Nicht so! Dies Lob muß ich dir wehren;
Du spendest mir gewiß zu viel der Ehren.
Ich diene zwar mit Freuden der Natur,
Verfolge sie in ihrer schwächsten Spur;
Doch sind mir Größere vorangegangen.
Und die sind's, die im Ehrentempel prangen.
Sie sind die Meister, würdig jedes Ruhmes,
Die hohen Leuchten echten Forschertumes:
Berzelius, wunderbar durch seine Treue,
Mit der er nimmer ruht, bis ihm das Neue
Das er geahnt, gefunden und ersonnen,
In Formeln rein und schön Gestalt gewonnen. —
Und dann der große Leopold von Buch,
Der Geognost. Ihm glückte der Versuch,
Der Erde tiefste Tiefen zu ergründen
Und ihr Geheimnis aller Welt zu künden:
Daß nicht ein Chaos ist der Erdplanet,
Daß auch für ihn ein groß Gesetz besteht. —
Auch Cuviers Geist hat die Natur bezwungen;
Auch er ist in ihr Innerstes gedrungen;
Ihm ward das Glück, ein Größtes uns zu schenken,
Schöpfungsgedanken neu uns vorzudenken:
Er hat der Tierwelt Riesenwerk gelesen,
Geeinigt ihre abertausend Wesen.
Aus Teilen uns ein Ganzes aufzubauen,
Daß wir entschwundne Welten wieder schauen,
Ist seine unvergänglich große That,
Wie ihr in euren Tagen keine saht. —

(Mit steigender Wärme.)

Dann der, des Ruhm ich stündlich wachsen seh,

Mein edler Freund Michael Faraday!
Sie heißen ihn den glücklichſten Entdecker;
Ich nenn' ihn neuer Kräfte kühnen Wecker.
Er achtete auf ihr geheimſtes Spiel,
Und ſie zu einen, iſt ſein herrlich Ziel:
Er wird uns ſicherlich die Gleichung finden,
In der ſie ſich zur höchſten Einheit binden. —
— — So ſtrebt ein Jeder, ſonder Unterlaſſen
In der Natur den Schöpfungsgeiſt zu faſſen!

Berthold Schwarz.

Ich bin beſiegt! Vor ſolcher Geiſteskraft
Verſchwindet in das Nichts, was ich errafft.
(Schmerzlich lächelnd.)
Mein Pulver . . . .

Schönbein.

. . . . War ein Wunder ſeiner Zeit
Und ewig bleibt dein Name drum geweiht.

Berthold Schwarz.

Zu viel! — Doch habe Dank für dieſes Wort;
Die Stunde ſchlägt; ich muß, muß wieder fort.

Schönbein.

O bleib! . . . .

Berthold Schwarz.

. . . . Ich muß! Es kann nicht ſein. (Verſchwindet.)

Schönbein (in tiefen Gedanken am Fenſter).

Schneider (tritt ein; zu den Studenten).

Was iſch, was iſch? — Iſch er furt, der Deifel? Han i en Angſt gha! Ummegrennt bini wie gſchoſſe; i waiß nit wie und waiß nit wo. Der Frau Profeſſer hanis noni gſait. O, es het

ere gſchwant! Was iſch mit em Profeſſer! Het en er gholt, der Deifel? Nai, dert ſtoht er gottlob. Iſch er's, iſch er's nit? Do iſch e Relleli für der Her Profeſſer.

Erſter Student.

Du alter Dummkopf, ſcher dich jetzt, und ſchweig!
Nein! — Hol im Garten einen Lorbeerzweig.
(Zu Schönbein, der immer noch in Gedanken ſteht.)
Hier, Herr Profeſſor, iſt ein Brief für Sie.

Schönbein (abweſend).

Eröffnet ihn! — Mir iſt, ich weiß nicht wie!

Erſter Student
(erbricht die Rolle, nimmt ein Pergament heraus und lieſt vor).

„Die Kaiſerlich Leopoldiniſch-Caroliniſch Deutſche Akademie
„der Naturforſcher bezeugt durch dieſen Brief, daß ſie
Herrn Dr. Chriſtian Friedrich Schönbein
„in die Reihe ihrer Mitglieder aufgenommen hat.

„Das Bewußtſein der Ohnmacht des Einzelnen dem unge-
„heuren Forſchungsgebiete der Naturwiſſenſchaft und der Heilkunde
„gegenüber, die Erkenntnis der Sonnenkraft, die dem einmütigen
„Zuſammenwirken einer Gemeinſchaft geiſtig thätiger Männer ver-
„liehen iſt, die Ueberzeugung, daß ernſte wiſſenſchaftliche Arbeit
„den einzelnen Menſchen veredelt und hebt, das Wohlergehen von
„Städten und Staaten befördert und ein Band des Friedens
„zwiſchen den Völkern knüpft, vereinigte die Stifter der Akademie
„am 1. Januar 1652 zu einem feſten Bunde. Ihr Wahlſpruch:
„Nunquam otiosus! wurde von Kaiſer Leopold I. 1677 und
„von Kaiſer Karl VII. 1742 ausdrücklich beſtätigt und anerkannt.

„Stolz auf die ausgezeichneten Männer, die ihr angehört
„haben und nicht minder ſtolz auf ihre hervorragenden lebenden
„Mitglieder, begrüßt die Akademie Sie in der Sicherheit, daß Sie

„der Wiſſenſchaft mit voller Schaffensfreude und mit aller Ihrer „Kraft dienen und daß Sie unſerm alten deutſchen Gelehrtenbunde „Ehre machen. — Sie verleiht Ihnen zugleich den Beinamen — „Berthold Schwarz.“ [1])

Der Präſident der Kaiſerl. Leop.-Carol. deutſchen Akademie der Naturforſcher:

Dietrich Georg Kieſer.

Schönbein (wie aus einem Traum).

Schwarz? — Berthold Schwarz? — Ich? — Er? — War [er denn da? —
Es gehen Geiſter, die ich leiblich ſah.
Ich ward ſein Freund . . . Soll ſeinen Namen erben?
(Mit vollem Bewußtſein.)
Ums Erbe ſeiner Thaten will ich werben.
Jawohl, mit Thaten will ich, Freund, dich preiſen
Und deines Ruhmes würdig mich erweiſen!
(Nochmals in Sinnen verſinkend.)
Und doch, es kann nicht ſein; es war ein Traum!
Bin ich im Erden- oder Himmelsraum?

Schneider
(hat den Zweig gebracht und ihn dem erſten Studenten gegeben).

Erſter Student
(tritt zu Schönbein mit dem Lorbeerzweige).

Es war kein Traum! Wir waren Zeugen, Meiſter,
Vom herrlichſten Sichfinden zweier Geiſter,
Die wert ſind ewig junger Lorbeerzier.
(Schönbeins Hand faſſend.)

[1]) Schönbein hat faktiſch in der Leopoldina-Carolina, in der damals noch jedes Mitglied einen Zunamen erhielt, Berthold Schwarz geheißen. Er iſt allerdings erſt am 15. Auguſt 1858 in die Akademie aufgenommen worden.

Nimm dieſen Zweig aus unſern Händen hier:
Ein Sinnbild nur für unſer ſichres Hoffen.
Dein Platz ſei neben jenen Größten offen.
Wie ſie man rühmen wird zu tauſend Malen,
Wird auch Dein Name durch die Zeiten ſtrahlen.

(Die beiden andern Studenten ſind langſam näher getreten.)

(Der Vorhang fällt.)

Miscellen.

Ein Brief von Leonhard Euler an seine Eltern.

St. Petersburg, den 25. May 1734.

Hochgeehrte und Herzvielgeliebte Eltern!

Der Mutter letzteres Schreiben haben sowohl ich als meine Liebste mit grösten Freuden erhalten, indem daraus die schon längst gewünschte Einwilligung vernommen, für welche gütige Erklärung wir höchstens verpflichtet sind. Was das Bürgerrecht für meine Liebste betrifft, so hielte ich das Gelt, welches die Hochgeehrten Eltern daran wenden wollten, sehr übel angewandt. Ich bitte dasselbe vielmehr, weil ich es Gott sey Dank nicht vonnöthen habe, entweder selbst zu behalten, oder unter meine Geschwisterte, welche es nöthig zu haben scheinen, auszutheilen. Dann die Wahrheit aufrichtig zu sagen, so kann ich keinen möglichen Fall sehen, da uns dieses Bürgerrecht im geringsten nutzen könnte. In den Umständen, da sich Basel befindet, hielte ich sehr thöricht gethan, wenn ich einige Hoffnung dahin setzen sollte. Sollte aber eine Aendrung kommen, so glaube, daß auch zugleich rechtschaffene Leute ohne solche Weitläuffigkeiten werden angenommen werden. Sollten wir allhier Kinder bekommen, so werden dieselben gleich als Bürger des hiesigen Reichs angesehen, und würden schwehrlich jemals weder Lust haben noch Erlaubniß bekommen sich in Basel zu etabliren. Dann Leute, so hier auferzogen werden, können sich unmöglich in einen andern Ort, am allerwenigsten aber nach Basel schicken. Hieher sucht man mit allem Fleiße Leute herzuziehen, und thut ihnen allen Vorschub zu einem ehrlichen Auskommen. Wer wollte dann

noch Gelt geben, daß er in Basel frey darben dörfte. Ueber das wüßte ich die Sache nicht anzugreiffen, um die verlangten authentischen Nachrichten von der Geburt, Religion und Reichtum meiner Liebsten zu verschaffen, weilen allhier solche Scheine niemals vonnöthen sind. So sind auch keine Leute dazu bestellt, welche dergleichen ausfertigen. Wegen dem Taufschein müßte nach Amsterdam geschrieben werden, welches viel Weitläuffigkeiten erforderte. Ich mache mir deswegen ein Gewissen, so viel Gelt um meinetwillen so übel anwenden zu lassen, da es doch in unserer Familie so hoch vonnöthen ist. Von nun an werde ich 1100 Rubel Salarium bekommen, muß aber auch darfür mehr Mühe haben. Hiemit empfehlen sich meine Liebste und ich der Hochgeehrtesten Eltern beständige Wohlgewogenheit, und bitten unsren gehorsamsten Gruß an die Frau Großmütterly, Herren Vettern und Frauen Basen, liebe Geschwisterte und Anverwandten abzustatten. Herr Bruckner läßt sich gleichfalls empfehlen. Meiner Schwester und Herrn Nörbel danke ich für ihre wohlgemeinte Gratulation, wie auch meinem lieben Bruder, welchem ich guten Fortgang in seinen Studien anwünsche.

Meiner hochgeehrtesten Elteren
gehorsamster Sohn
Leonhard Euler.

(Adresse:) A Monsieur
Monsieur Paul Euler
Tres fidele Ministre de la
Parole de Dieu a Riechen
a
Riechen.

(Aufschrift von der Hand des Vaters:)
accepte d. 30. Juni 1734
No. 24.

Brief eines Baslers aus dem ſiebenjährigen Kriege.

Von Hans Brenner-Eglinger.

Niklaus Eglinger, der Schreiber des Briefes, deſſen Wortlaut wir im folgenden mitteilen wollen, wurde 1719 zu Baſel als dritter Sohn des Dr. med. und Profeſſors der Rhetorik Chriſtoph Eglinger und der Veronika Battier geboren. Nach Leu's Bericht in ſeinem Lexikon ſtand er 44 Jahre in königlich franzöſiſchen Dienſten und hatte eine Kompagnie im Regiment Jenner. Schon 1734 und 1735 treffen wir ihn am Rhein in der franzöſiſchen Armee, 1744 bis 1748 unter dem Marſchall von Sachſen in den Niederlanden. Hierauf blieb er 31 Monate lang in Korſika und von 1760—62 kämpfte er in Deutſchland. Von Ludwig XV. geadelt, legte er 1779 mit dem Rang eines Oberſten und einer anſehnlichen Penſion ſeine Dienſte nieder. Bereits 1744 war er in den großen Rat ſeiner Vaterſtadt gelangt, und nun wurde er im Jahre ſeiner Rückkehr Meiſter und des kleinen Rats. Er erwarb auch den St. Romey bei Bretzwyl, ſtiftete denſelben als Eglingeriſches Fideikommiß und ſtarb daſelbſt am 4. Oktober 1785. (Ein Bruder unſeres Niklaus, Johann Rudolf, geb. 1723, war ebenfalls in franzöſiſchen Dienſten, ſtarb aber ſchon 1749 als Oberlieutenant.) Die Adreſſatin iſt Veronika Eglinger, die einzige Schweſter des Schreibers.

Der Brief verſetzt uns in den Sommerfeldzug des Jahres 1761, in die Kämpfe des Prinzen Ferdinand von Braunſchweig mit den franzöſiſchen Marſchällen Broglie und Soubiſe im Heſſiſchen und Weſtfäliſchen. Die Franzoſen hatten 1760 unter Broglie Heſſen erobert. Im Frühling 1761 war dann Ferdinands Verſuch, die franzöſiſchen Winterquartiere anzugreifen und Heſſen zu befreien, faſt gänzlich mißlungen, Erbprinz Karl von Braunſchweig von Broglie bei Atzenhain geſchlagen worden. Der franzöſiſche Feld-

zugsplan für dieſes Jahr teilte nun die Streitkräfte in zwei ſelbſtändige Armeen: Broglie behielt den Oberbefehl über die in Heſſen ſtehenden Truppen, die „Armée du Haut-Rhin,“ während Soubiſe die Armee des Niederrheins kommandieren ſollte. Letzterer hatte in Weſtfalen vorzurücken und die verbündeten Hannoveraner, Heſſen, Braunſchweiger und Engländer unter dem Prinzen Ferdinand zurückzuwerfen, Broglie ſollte nach Maßgabe von Soubiſes Erfolgen vorgehen und vor allem Heſſen behaupten. War nun bei der offenkundigen Zwietracht der Marſchälle eine ſolche Zweiteilung des Oberbefehls ſchon von vornherein bedenklich, ſo brach dieſer Zwieſpalt nach den Kämpfen bei Vellinghauſen am 15. und 16. Juli offen aus. Da nämlich Broglie bei dieſem Anlaß nicht den mit Soubiſe vereinbarten Abmachungen gemäß handelte und Soubiſe ſelbſt ungeſchickt operierte, ſo endete dieſer Zuſammenſtoß mit Ferdinand trotz zwiefacher Uebermacht der Franzoſen mit dem Rückzug der Marſchälle in ihre früheren Stellungen. Nun ſtand Ferdinand bei Büren zwiſchen Broglie und Soubiſe und bedrohte die Zugänge nach Heſſen. Broglie zog deshalb einen Teil ſeiner Truppen mehr nach links und entſendete den in unſerm Schreiben auch genannten General de Stainville in die Gegend von Warburg, Rochambeau nach Stadtberge zur Deckung der Diemelübergänge. Sobald Ferdinand erfuhr, daß Soubiſe ſich von Broglie abſondere und dieſer Hameln bedrohen wolle, beſchloß er, ihm den Weg dahin zu verlegen. Er zog alſo am 10. Auguſt nach Norden, überſchritt den Teutoburger Wald und langte am 13. ſüdöſtlich von Detmold zwiſchen Blomberg und Steinheim an. Zur Deckung des rechten Flügels war das Städtchen Horn von Oberſtlieutenant Diemar mit 300 Mann beſetzt. Broglies Inſtruktionen forderten eine Schlacht, doch Ferdinand gab einem Angriff keine Blöße. Der Marſchall verſammelte nun ſeine Truppen bei Steinheim und ließ am 14. Auguſt Horn durch den Prinzen Beauvau mit 7000 Mann

angreifen; allein Diemar behauptete ſich fünf Stunden lang, bis Granby zu Hilfe kam. Mit erheblichen Verluſten zog ſich Beauvau zurück. Unter dieſen Umſtänden blieb Broglie nichts anderes übrig, als der Uebergang auf das rechte Weſerufer; einen allgemeinen Angriff glaubte er nach den gemachten Erfahrungen nicht wagen zu dürfen.

[Adresse:] A Mademoiselle

[Stempel:] AR · D · H · RHIN

Mademoiselle Eglinger demeurant
Hinter dem ſchwartze pfohl [1])

A Basle
en Suisse.

[Text:]

Armée de Broglio au Camp de Wantropp Le 15 *aout 1761.*

Ma tres chere soeur

Depuis ma derniere lettre que je vous ay ecrit á ce que je crois le 6 — on a fait marcher le regiment hors de la reserve de M. de Stainville pour le porter en auant de la premiere ligne de l'armée de M. le M[l] de Broglio auec les Dragons et les trouppes legeres, cela nous met a portée de voir l'ennemy presque journellement. On fit avancer hier nos grenadiers et chasseurs et ensuitte les trois Regimens Suisses de Boccard Reding et Salis, devant Horn, vne petite ville apartenant au Roy de Prusse entourrée de Bons murs et fermée à double portes les trouppes qui y etoient sans canons auoient garnis de fumier leurs portes, on les a attaqués et canoné vne porte avec des petites pieces des 4. de bales qui ont autant fait que rien, on a

[1]) Petersgaſſe 10.

eté jusqu'aux portes pour les couper a coups de haches et quand nos munitions ont eté consumées on a eté obligé de s'en retirer, Ils ont auec leurs carabines beaucoup tirés sur nos officiers. Mr Herf cape des grenadiers a eu vne bale au travers du coeur qui ne luy a point permis de dire autre parole que mon Dieu. M. Socin[1]) est blessé d'une bale au bas de la Cheville du Pied gauche qui ne luy a point offensé n'y le nerf n'y los, qui cependant l'a fait saigner beaucoup. M. le Baron de Reding Cape des grenadiers de Reding tué roide, M. Villars[2]) aussy de Reding blessé a la tete, notre Brigade a perdu en tués et blessés plus de 60 hommes á cette cauade, et si cela continue nous serons insensiblement reduit a rien, en detail, nous attendons tous les jours ou une battaille ou quelque combat plus decisif, et il paroit qu'on veut se servir de nous comme d'une chandelle jusqu'au bout et cela ne sera qu'a present que les grosses pertes se feront, je vous souhaitte beaucoup de santé, et point d'inquietude envain. Si Dieu me conserve la vie je vous ecriray aussy souvent qu'il me sera possible. Si ma destinée est autrement consoles vous on ne peut pas toujours vivre, notre misere est grande par raport aux fatigues des marches et des veilles, les vivres ne nous manquent point mais sont cheres; Mes Respects et complimens a Tous nos Parens freres, soeurs, cousines, cousins et dites á M. Karger que M. son fils[3]) de meme que tous nos Balois excepté ceux que je specifie Tués ou blessés se

[1]) Jeremias Socin war 1761 Kapitänlieutenant im Regiment Boccard.

[2]) Laurent Le Villard (nicht Villars) von Châtel St. Denis (Freiburg) war Lieutenant im Regiment Reding.

[3]) Niklaus Karger von Basel diente 1761 als Fähnrich im Regiment Boccard.

portent bien; Dieu veuille nous conserver; jusqu'a present il y a 3 officiers de Basle Tués, et 2 de Blessés, et 2 offs de l'Eueché de Basle Blessés et c'est toutte notre perte en officiers;

Portés vous bien ma Chere soeur et croyés moy trés sincerement

Votre tres devoué frere

Eglinger.

Hören wir nun noch, wie Broglie ſelbſt die Epiſode des Kampfes um Horn in ſeinem Schreiben an den Duc de Choiseul darſtellt:[1])

„Du camp de Nieheimb,[2]) le 17. août, à huit heures du matin, 1761.

J'ai marché le 13, monsieur le duc, ainsi que j'avois eu l'honneur de vous mander que je comptois le faire . . . M. de Beauvau, avec son corps, vint le soir occuper *Wintrup* & les hauteurs qui regardent Horn.

Le 14 au matin, M. le prince de Beauvau s'avança sur Horn avec la légion Royale, les dragons, & les grenadiers & chasseurs de la brigade de Boccard, qui est à ses ordres. On poussa d'abord quelques hussards qui parurent, & la cavalerie de la Légion & les dragons ayant entouré Horn, l'infanterie de la Légion & les suisses s'approcherent & marcherent aux portes, contre lesquelles on fit tirer quelques coups de canon de quatre; mais étant masquées, ils ne purent les ouvrir. M. de Beauvau envoya chercher deux pieces de canon de douze; mais dans l'intervalle qu'on les amena, le camp de la droite des ennemis ayant détendu,

[1]) de Bourcet, Mémoires historiques, t. 3, p. 230 ff.

[2]) 9 km. ſüdl. von Steinheim.

& les troupes étant mises en mouvement pour marcher sur Horn, M. de Beauvau prit le parti de ne pas s'opiniâtrer, & se retira sur la hauteur d'où il étoit parti. J'arrivai alors, & je l'approuvai."

Eine Basler Verlobung im 18. Jahrhundert.

Herrn Balthaſar Stähelin bey Herrn
Gottfried Schwartz, Brgr. Dantzig.

Baſell d. 2. January 1762.

Monsieur et tres cher Neveu,

Aus demjenigen ſchreiben ſo ich unter meiner Handlungsraggion jüngſt (das datum iſt mir entfallen) an dich abgelaßen, hatteſtu die geſinnungen und gute gedancken über deine nach deiner anzeig obgewalteten umſtände zu erſehen, nicht zweifelnd über deren nunzumahlige beſchaffenheit anwortlich daß nähere zu vernehmen; obſchon eigentlich nun keine frage mehr davon iſt, ſo ſchnell ändert ſich daß Blatt; deine Liebe Groß-Mamma, deine tantes, deine oncles meine Brüder nebſt mir waren ohne außnahm umb dein ſchickſall und fürteres ergehen beſorgt, und iſt man darauf gefallen dir alhier etwas gönſtiges aus findig zu machen. [und] die alles Leitende gütige Göttliche Vorſicht hat ſolche Verſuche dergeſtalten begönſtiget und geſegnet ja außnehmend beglückt gerathen laßen, daß meines Angeſehenen, wehrteſt, und würdigſten Freundes Herrn Peter Gemuſeus, ſeine artige, Liebe und tugendſame einzige Tochter Dorothea dir zur Braut außerſehen iſt. Hier nun in dieſem moment, bey leſung obiger Zeilen wundere ich nicht du werdeſt gleichſam erſteinert ſtehen, und der umläuft des Geblüts in deinen

adern gehemmet ſein. Bald aber dieſe erſte bewegung vorbey, ſo zweifle ich auch nicht, du werdeſt auf deine Knie niederfallen, und demjenigen gütigen Gott und Vatter in dene du biß dahin all dein Vertrauen geſetzt, von innigſtem grund deines herzens, für ſeine ſo gnädige Vorſorg hertzinniglich dancken, und dene anflehen daß wie unter ſeiner begünſtigung der anfang gediehen er auch alles zu einer glücklichen volziehung gelangen laßen wolle; du kanſt dir wohl heim ſtellen daß auch hiedurch dir ein Etablissement verſchaffet, mithin unter Gottes hülfe dein zeitliches Glück gemacht iſt; ich zweifle gar nicht dieſe wichtige begebenheit werde von dir die ſchleunigſte antwort außwürcken, und uns allen, ſonderlich der Groß-Mamma dein danckbares gemüth an den tag legen, nicht weniger wie gerürt dein Hertz über Herrn Frau und Jungfrau Gemuſeus großmütiges betragen. Wie innigſt du wünſcheſt von ihnen als ihr Kind genehmiget zu ſein, wie feürig alle deine Begierden einig und allein ihren willen zu haben und was ihnen wohlgefällig in deiner aufführung zu treffen, wie groß du dein Glück achteſt und waß mehrers dein von ſolchem nun eingenommenes Hertz dir ſagen und dictieren wird. Bald ich deine antwort habe, werde dir dan wie du deine alhero Reiß anzuſtellen und etwan des fernern zu observieren haſt melden, damit dan von der erſt gönſtigen gelegenheit proffittieren, inzwiſchen aber nach erfordernuß deiner Umſtanden, dich dazu preparieren und anſchicken könneſt, halte alles ſehr geheim bey dir, womit dich freundl. salut. Gottes guade empfehle und bin

O welch ein koſtbares
Neujahrgeſchenck
von oben herab —

dein affectionierter oncle
und d.
Benedict Stähelin
des Rhats.

Ein Basler Hochzeitsessen im 18. Jahrhundert.

Herr Baltasar Stähelin Geliebe von Dero
Ehren Hochzeit Mahl
so bey Mir gehalten worden 1762 d. 20t VIIbris und ward
volgendes dabey Serviert.

Mittag. 2 Wild Schwein Köpff.
2 Gr. Schuncken.
1 Welscher Hann im Türkenbund mit Galleren.
1 Gr. Welschann Pastette 1 Gr. Span Berlin Pastetten.
12 Terrines mit Krebß und Grinen Suppen.
8 St. Backlin Fleisch mit redtig und Meradtig.
4 Spanisch Brodt Pastetten von Tauben.
2 Gr. Ohl Pastetten.
3 Tembale von Feldhüner und Tauben.
10 Bl. Saurkraut mit Schweines.
10 Bl. Fricando mit chîcoret.
10 Bl. Ragou mit Krebßcouli.
10 Bl. Gebraten und kochte forellen und Hecht.
10 Bl. Cappaunen à lorange.
10 Bl. Endten mit Sofsrobente.
10 Bl. Farcierte Tauben mit Triffen.
10 Bl. Bas de Soye.
1 Bl. von 2 Großen Schnäpffen.
12 Welsche Hannen.
4 St. Schwartz und 4 St. von Rech wildbreth.
18 St. Feld Hüner.
8 Dotzet Lerchen.
2 Bl. von 14 St. Riedt Schnäpffen.
4 Bl. Gebratene Ohl und alte Selmlingen Papiliottes.

10 Bl. Compottes von Mirabellen und borellen.
10 Bl. Roulade mit Galleren.
10 Bl. Mandelſchnitten mit Seidemuß.
10 St. Servelad würſt.
10 Bl. Junger Salad.
10 Dr. Citron Pomer.
10 Bl. Cocqumber und rohnen.

Nacht. 12 Terrines mit Gleiner Gerſten.
10 Bl. Blumkohl.
10 Bl. farcierte Zungen mit Soſshache.
10 Bl. Ragou Paſtettlin.
8 Junge Haaßen.
16 Junge Cappaunen.
6 Bl. mit Cramiß Vögel.
10 Bl. Gebraten Taube und Hannen.
10 Bl. Alte Selmling kalt.
10 Bl. Gebachen Grundel und Artichox.
10 Bl. Große Krebß.
10 Bl. Crames Brulè.
10 Bl. Compottes von Eingemachten Kirſchen.
10 Bl. Antiffi Salad.

Dessert. 6 Terrines mit gefütert. Suppen.
6 Gr. Mandel Tarten.
10 Bl. Schenckelin.
10 Bl. Tabacrollen.
10 Bl. Tourtelettes von Eingemachts.
10 Bl. Lebkuchen.
10 Bl. Macarones.
10 Bl. Muscazin von chocolade.
10 Bl. Mandel Kräntzlin.

10 Bl. Mandel Bisquit.
10 Bl. Zwibach.
10 Bl. Pralines.
10 Bl. Obſt.

für Knecht und Mägdt Zu Mittag und Nacht.

2 Suppen. 1 St. Becklin Fleiſch.
2 Bl. Kohl mit Brodtwürſten.
2 Paſtetten.
2 Bl. Fricaſs Hannen.
2 Span Berlin.
2 Gerſten.
8 Geſp. Tauben.
2 Salad.
1 Mandel Tarten
8 Dotzet Schenckelin
16 Tabacrollen
16 Lebkuchen
} in die Paltis.

Den Erſten Tag zum Verſchicken.

1 Gr. Welſcher Hann.
1 Junger Haaß.
2 Feldhüner.
2 Wachtlen.
1 Bl. Ragou mit Krebßcouli.
1 Mandel Tarten. 3 Tabacrollen. 1½ Dotzet Schenck. 6 Turtelet.[1]
6 Lebkuchen Macaron. Bisquit. Muscazin. Pralinès. Zwibach.
1 Poulardes. 1 Bl. Ragou.
1 Cappaun. 1 Bl. Ragou.

21 do. Zum Verschicken.
12 St. Cappaunen.
8 St. Welsche Hannen.
5 Feldhüner. 3 Wachtlen.
3 Dotzet Lerchen.
2 Riedt Schnäpffen. 1 Serfelles. 1 Brachhünlin.
27 Cramiß Vögel.
1 Junger Haaß.
1 Rechzimmer. 2 do. Schlegelin.
1 Wild Schwein Schlegelin.
1 Mandel Tarten. 8 Mandelhertz.
1 ℔ chocolades. Muscazin.

Zu Mittag.
2 Terrines mit Suppen. 1 St. Bäcklin. 2 Bl. Salad.
22 do. 1 ℔ Macaron.
1 dotzet Lebkuchen.
2 dotzet Schenckelin.
23 do. 1 Welscher Hann.
1 Cappaun.
2 Feldhüner.
1 Bl. Gebraten Forellen.
6 Mandelhertz und Sternen.
1 dotzet Schenckelin Macar. Pralines. Brauns. Zwibach.
pr. die Aufwarter zu Mittag Eßen —
Samt Lichter, Weißzeig, Brodt &c. . . . . fl. 548.—.—
pr. die 4 Piramides Laut Conto . . . . „ 32.—.—
D. W. Dner fl. 580.—.—

Mit höffl. Dank bezalt
Johann Conrad Ertzberger,
Stubenknecht E. E. Zunft zu Schmiden.

Beſchreibung

deſſen ſo bey der von dem Stand Baſel am 11. April 1763 abgeordneten Deputation an ihro Hochfürſtliche Gnaden Simon Nicolaus Graf von Froberg oder Montjoie erwehltem Biſchoff von Baſel vorgegangen.

Die Herren Deputirten waren

MGH. Jeremias Ortmann Dreyherr,

MGH. Frantz Paſſavant Stattſchreiber,

Nebſt 9 Herren in deren Suite welche hie unten beſchrieben.

Montags den 11. Aprilis 1763 kamen 3 Kutſchen, nemlich 2 aus dem Karrenhof Obrigkeitl. Stattkutſchen nebſt noch einer Lehnkutſchen von H. Amtman Fäſch aus dem Bläſer Hof, jegliche mit 4 Pferden beſpannet und einem Poſtillon verſehen, vor H. Stattſchreibers Behauſung, allwo ſich auch die ſämtliche Herren der Suite zu Fuß einfanden, da dann nach eingenommenem Dejeuné, ſo in Thée, Caffé, Muſkatellerwein, Malaga nebſt 5 Platten verſchiedenes Confect beſtunde, die Abreis folgendermaßen für ſich gienge.

Bürgy der Überreiter zu Pferd vorher.

In die erſte Herren Kutſche ſatzten ſich

H. D. Stattſchreiber und ſein H. Bruder

H. D. C. Paſſavant.

Wenck der Stattbott hinter der Kutſchen zu Pferd.

In der zweyten Herren Kutſche, auf welcher hinten und vornen ein Coffre nebſt einem Bedienten und einem Perrouquier, ſaßen

H. Lucas Saraſin zu S. Martin.

H. Joh. Fürſtenberger im Riedengäßli.

H. Jeremias Ortmann jünger.

H. Chriſt Landvogt auf Münchenſtein.

In der dritten als der Lehn Kutſchen, ſo gleichfals 4 Pferd nebſt einem Poſtillon hatte und ein Coffre aufgebunden ware, ſaßen folgende

H. Hauptmann Rihyner zum Goldenen Ring.

H. Benedikt Kuder.

H. Daniel Paſſavant Med. Lic. auf dem Fiſchmarkt.

H. Claudius Paſſavant mercat. filius.

Von da fuhr man H. Dreyerherr Ortmann abzuholen, allwo deſſen älteſter H. Sohn H. Gerichtsherr Ortmann die Compagnie unter der Thür empfieng und früntlich in ſeines Herren Vaters Zimmer begleitete, welcher die Compagnie unter des Zimmers Thür empfienge, allwo man ſich einige Minuten aufhielt und ſodann widrum einſaße, nemlich H. Dreyerherr Ortmann, H. Stattſchreiber und H. Cl. Paſſavant M. D. in die erſte und ſo auch die übrige Herren in oben beſchriebener Ordnung in die zwey andren Kutſchen. Die beiden Überreiter Müller und Bürgy ritten vorher. Auf die Kutſche der Herren Deputirten aber ſtieg ein Bedienter von H. Dreyerherr und vor dem Thor noch ein Perrouquier. Die Reiſe gieng alſo zum Spalen Thor hinaus über Hägenheim naher Roderſtorf zum Mittag Eſſen, als wohin H. Maring Stubenverwalter E. E. Zunft zu Weinleuten ſchon den Tag vorher in einer Kutſchen mit den behörigen Victualien ſamt dem Wein aus dem Herren Keller zum voraus abgeſandt worden. Und weilen der Raum im Wirthshauß zu klein, ſo wurde die Tafel für die Herren in dem Pfarrhauße gedeckt, da dann daſiger H. Pfarrer mit zur Tafel ſaße. Die Überreiter aber, Knechte, Poſtillons und Bediente an der Zahl 13, H. Wenck mitgerechnet, ſpießen beydemal ſowol im Hin als Herweg im Wirthshauß, vor welche 2 Mahlzeiten ſamt der Zehrung von 15 Pferden der Wirth 250 L. Fr. Val. forderte. Nach Vollendung der Tafel wurde fortgereiſet, und man kam Abends um 5 Uhr zu Pruntrut in dem Wirthshauß zum Storchen an. Gleich nach der Ankunft wurde Bürgin der Überreiter mit dem Creditif in das

Schloß naher Hof geſandt, um die Ankunft der H. Geſandten zu vermelden und die Stunde der Audienz zu begehren, welcher auch mit der Antwort wieder zurück kam, daß Ihro Hochfürſtlich Gnaden jemand zur Beantwortung ins Wirthshauß ſenden werden. Wie denn auch wirklich eine Viertelſtunde darauf ein Secretarius von Hof erſchiene, welcher nach abgelegtem Compliment verdeutete, daß Morgens als Dienſtag um 11 Uhr die Kutſchen nebſt behörigen Bedienten von Hof werden geſandt werden ſämtliche Herren abzuholen. Dieſer Secretarius wurde von H. Wenck dem Stattbotten unter der Haußthüre, von H. Landvogt Chriſt aber oben an der Stegen und von den H. Deputirten im Zimmer empfangen, hernach von H. L. Chriſt bis unter die Haußthüre begleitet.

Dienſtag Morgen um 10 Uhr kame ein Hof Fourier mit dem Bericht, daß auch 2 Kutſchen von Hof kommen werden die Suite abzuholen, als welches der H. Secretarius in ſeinem Compliment vergeſſen. Weilen aber an dieſen zweyen Kutſchen nicht genug ware, ſo mußte die Herren Kutſche mit 2 Pferden auch bereit ſtehen.

Auf den Schlag 11 Uhr kame H. Ober Jägermeiſter von Schönau in der fürſtlichen mit 6 Schimmeln beſpannten Staats Kutſche nebſt 2 fürſtl. Bedienten hinten auf, hinter ihme folgten noch zwey fürſtl. Kutſchen jede mit 2 Pferden und einem fürſtl. Laquay. H. von Schönau wurde unter der Haußthür von H. Doctor Paſſavant und H. Landvogt Chriſt, von denen Herren Deputirten aber, welche ſchwarz gekleidet Rabatten und ſeydene Mäntel an hatten, oben an der Stegen empfangen. Dieſer Herr hielte ſich eine kleine Weil im Zimmer ſtehend auf und gienge hernach vor und mit denen Herren Deputirten zum Zimmer hinaus die Treppe hinunter bis zur Kutſchen, denen die ganze Suite folgte. In die fürſtl. Staats Kutſche ſtiegen darauf die Herren Deputirten zuerſt und nahmen die Ehren Plätze ein, H. von Schönau aber ſaß hinter ſich.

In der zweyten fürſtlichen Kutſche waren

H. Cl. Paſſavant M. D.
H. Hauptm. Rihyner.
H. Landv. Chriſt.

In der dritten fürſtl. Kutſche
H. Fürſtenberger.
H. Lukas Saraſin.
H. Ortmann.

In der vierten als der Herren Kutſche waren
H. Kuder.
H. Daniel Paſſavant M. C.
H. Claudius Paſſavant.

Wenck der Stadtbott ſtunde hinten auf.

Die beiden Überreiter giengen zu Fuß vor der Staats Kutſchen her von dem Wirthshauß hinweg nach dem Schloß und Bürgin truge das Praesent, welches in einem Becher beſtunde, offen unter dem Mantel. Dieſer Becher war von Silber und vergöldet, der Fuß davon aber ſtellte einen Eydsgenoß vor und oben auf dem Deckel ware ein Baſilisk mit der Statt Wappen in einem Schild. Er woge 76 à 78 Lot und kame ohngefahr auf 100 NThl. zu ſtehen, von H. Braun gemacht. Am Thor des Schloſſes ſtand die fürſtl. Leib Guarde, welche das Gewehr praeſentirte.

Bey der Thüre in dem Hof wo man ausſtiege waren
H. Hof Marſchall von Zerin.
H. Stallmeiſter von Reichenſtein.
HH. Cavaliers von Sternbach und de Rosé.

Welche ſämtliche Herren hinauf begleiteten, welche dann auch oben an der Stegen von H. Praeſident von Ligritz und H. Canzler Billieu, im Vorzimmer, alwo ſich auch nebſt dem ganzen Hof Staat die vornehmſten Rahts Glieder der Stadt befanden, von Ihro Hochf. Gnaden ſelbſt aber nebſt noch einigen Dom Herren als
H. Groß Vicarius Gobel,

H. von Montjoye Neveu des Fürſten,
H. von Ligritz Praeſidents Sohn,
H. Schnorf D. Theolog.

empfangen worden.

Ihre Hochfürſtl. Gnaden waren in ihrem Ceremonien oder Chor Gewand, welches aus einem ſchwarzen Sammeten Mantel auf die Art gemacht wie die Caput Röck mit Mänteln, darunter er ein ſchwarz Sammet Kleid truge, mit einem demantenen Kreutz auf der Bruſt welches an zwey demanten Ketten feſt gemacht war, und einem Hut mit zwey Krempen, ſo wie ſie alhier zu Baſel die franzöſiſche Paſtores zu tragen pflegen, beſtunde. Der Fürſt gienge alſo vor den H. Deputirten her in ſein Zimmer, deme ſie nebſt der Suite und dem gantzen Hof Staat folgten, alwo 3 Fauteils ſtunden, in deren mittlern ſich der Fürſt, in die beyden andern aber ſich die 2 H. Deputirten ſatzten, ſowol der Fürſt als auch die H. Deputirten und übrige Herren waren mit entblößtem Haupt zugegen. Und H. Stattſchreiber nach vorhero ergangener Frage an den Fürſten, ob derſelbe das Compliment ſitzend oder ſtehend anzuhören Belieben trage und der Fürſt ſich zu ſitzen ausbate, hielte ſeine Harangue ſitzend. Alle übrige aber ſtunden, und zwar hinter dem Fürſten oberwehnte Dom Herren, hinter den H. Deputirten die Suite und der ganze Hof Staat. Hinter H. Stattſchreiber ſtunde Bürgin mit dem Becher unter dem Mantel, welcher zu Ende der Harangue H. Stattſchreiber eingehändiget, von dieſem aber dem Fürſten praeſentirt wurde, worauf der Fürſt ſelbigen dem H. Praeſident in die Hand gab, welcher ihne verſorgen ließ. Nach geendigter Rede antwortete und danckte der Fürſt den H. Deputirten in ſehr verbindlichen Ausdrücken, ſtuhnde nebſt ihnen auf, und da undeſſen den H. Deputirten ihre ſchwarzen Mäntel in dem Vorzimmer von Bürgy dem Überreiter abgenommen wurden, ſo bewillkommte er die Suite, und da man alſo bis halb ein Uhr ſtehend mit einander

discurrirt hatte, so verfügte sich der Fürst mit denen H. Deputirten der ganzen Suite und obigen H. Hof Cavaliers und Dom Herren an die Tafel, welche in einem Zimmer ebenes Fußes gedeckt war, und setzte sich in die Mitte zwischen beyde Herren Ehren Gesandten, die übrige Suite aber wurde unter sämtliche Herren Hof Cavaliers vertheilt. Die ganze Tafel bestunde aus 24 Couverts, das ganze Service ware von Silber und ein sehr prächtiger silberner Aufsatz in Mitte der Tafel. Überhaupt wurde kostbar und sehr niedlich tractirt, keine einzige Gesundheit getrunken und bey dem Dessert mit allerhand fremden Weinen allein nur in ganz kleinen Hochfüßl. Gläsern aufgewartet. Während der Tafel stund hinter einem jeden Herren ein besonderer Bedienter und wurde niemand zum trinken genöhtiget. Ihre Hochfürstl. Gnaden erzeigten sich besonders über der Tafel sowol gegen den Herren Deputirten als auch der ganzen Suite sehr liebreich und ließen an Unterhaltung eines freündschaflichen Gesprächs ihrer Seits gar nichts ermangeln. Die Mahlzeit dauerte bis halb vier Uhr und wurde von Herren Deputirten der Aufbruch zuerst gemacht, und hierauf der Caffée stehend eingenommen. Die Herren Deputirten discourirten bis gegen 5 Uhr allezeit stehend mit dem Fürsten. Mittlerweile ließen sich die Suite den Marstall, die Archive und Kanzley zeigen, als welches sämtlichen Herren nach der Mahlzeit von dem Fürsten ware offerirt worden. Da sie aber im Begrif waren noch den Keller zu besehen, wurden sie von denen Herren Deputirten wieder zur Abreise beruffen. Ihro Hochfürstl. Gnaden begleiteten die Herren Deputirten aus dem Speis Saal bis zur Thüre des daran stossenden Vor-Zimmers, alwo während dem Speisen eine Tafel Music gehalten worden, nahmen allda von ihnen und der ganzen Suite auf das freündlichste Abschied und ließen hernach sämtliche Herren durch alle obgemeldete Dom Herren und Hof Cavaliers bis an die Portieres zur Kutsche begleiten und sahen hernach unter offenem Fenster zu wie

man verreißte, welches in der nemlichen Ordnung geſchehen wie man angekommen. Man fuhre bey der Wacht Parade vorbey in das Wirthshaus, allwo H. von Schönau, welcher die Herren Deputirten wieder zuruck begleitet hatte, ausſtieg und vor denen H. Deputirten in ihr Zimmer hergieng und allda ohne ſich niederzuſetzen von ihnen Abſchied nahme, von Herren Dreyerherr Ortmann bis an die Stegen, von Herren Stattſchreiber, H. Paſſavant M. D. und H. Landvogt Chriſt aber bis unter die Hausthüre zuruck begleitet wurde. Eine halbe Viertelſtunde hernach kame ein Secretarius von Hof mit dem Recreditif, deme ſolches abgenommen, ſeine Gebühr zugeſtellt und von H. Licentiat Paſſavant hinunter begleitet wurde. Die übrigen Trinkgeldter wurden in dem Schloß von Bürgin dem Ueberreiter ausgetheilt.

Hierauf trate die Frau Wirthin in das Zimmer mit dem Verdeüten, die ganze Statt ſeye in der Hofnung, es werden die Herren Cavaliers von Baſel einen Ball geben, und das ſämtliche Frauenzimmer verlaſſe ſich darauf, weilen es jederzeit bey dergleichen Anläßen der Gebrauch geweſen; hierüber wurden nun die Herren Deputirten befragt, und da ſelbige es denen Herren der Suite in ihren freyen Willen geſtellt, ſo wurden ſie einig ſie wollten, weilen ſie gäntzlich unbekannt, trachten einen Hof Cavalier irgendwo anzutreffen, um von ihme zu vernehmen wie die Sach anzuſtellen wäre. Nachdem aber die Herren zu allem Glück dem Herren von Schönau begeguet und um ſeine Hülfe erſucht, ſo verſtunde er ſich ganz willig dazu und gieng mit H. Fürſtenberger, H. Landvogt Chriſt und H. Ruder in der ganzen Statt zum einladen herum, mittlerweile die übrigen Herren in dem Wirthshauß alle nöthige Anſtalten vorkehren lieſſen, damit auf die beſtimte Stunde um 9 Uhr alles zum angeſtellten Ball in Ordnung ſeyn möchte, dabey ſich die Frau Wirthin keine Mühe dauern lies. Ehe aber der Ball gehalten werden konte, ſo mußten H. Fürſtenberger und H. Landvogt

Chriſt zu dem H. Bürgermeiſter begeben um ſich die Erlaubnus auszubitten, ob man nicht in dem obern Saal des Rathauſes, welcher blos vorhero fertig geworden, inmaſſen das Rathaus neu aufgebaut worden, tanzen dörfte, und da ſolches, obgleich der H. Bürgermeiſter nicht bey Haus war, verwilliget wurde, ſo verſammelte man ſich darauf und kamen auf die beſtimte Zeit bey hundert Perſonen beyderley Geſchlechtes mehrentheils vom Adel zuſammen. Es wurde ein Ambigu ſervirt und nebſt allerhand Erfriſchungen mit fremden Weinen als Champagner, Burgunder, Muſkateller aufgewartet. H. Weuck, die Perrouquiers und andern Bedienten gaben ſich alle Mühe wohl aufzuwarten. Es waren 6 Muſicanten an dem Ball, ſo aber ſehr ſchlecht und auf die Letste zimlich betrunken waren.

Die H. Deputirten waren ſchon ausgekleidet, da der Ball angeſtellt wurde, daher ſie ſich dabey nicht ſehen ließen ſondern die Ruhe vorzogen. Es wurde alſo bis Morgens um halb vier Uhr getanzt, hierauf wurde der Aufbruch gemacht und nach geendigter Beurlaubung der Geſellſchaft, welche ſich höflichſt bedanckte, gienge man auseinander. Die Herren der Suite, nachdem ſie wieder in dem Gaſthof angekommen, legten ſich noch für eine Stunde auf das Bett und hernach wurde eingepackt. H. Landvogt Chriſt als hierzu Bevollmächtigter ſchafte mit der Frau Wirthin ab, als welche Muſicanten, Lichter, alles dazu fourniert, und kame der ganze Ball die Gebühr für den Saal mit darunter begriffen auf 10 N. Louisd. zu ſtehen. Die Zeche in dem Wirthshauß wurde von den H. Deputirten mit 21 N. Louisd. ohne was die Trinckgeldter betrift richtig gemacht. Endlichen reiſte man um halb ſieben Uhr nach eingenommenem Morgeneſſen in eben der Ordnung wie man angekommen wiedrum ab und ſpieſe zu Roderſtorf zu Mittag, als wo H. Maring geblieben ware und wo auch die H. Deputirten, als welche es aus ſonderbarer Gütigkeit nicht wollten geſchehen laſſen, daß die Herren

der Suite den Ball aus dem ihrigen bezahlen ſollten, dieſe 10 N. Louisd. H. Landvogt Chriſt wiedrum erſtatteten, welches die Herren nach vielem Weigern endlich doch Anſtändigkeits halben muſten geſchehen laſſen. Von da wurde nach dem Mittag Eſſen wieder abgereißt und man kame Abends um 7 Uhr zu Baſel an und begleitete H. Dreyherr Ortmann zuerſt nach Haus, allwo man ausſtiege, vor der Thüre ein Dankſagungscompliment ablegte, wieder einſaße und zu H. Stattſchreiber fuhre. Hier nahme man gleichfals nebſt einer höflichen Dankſagung vor der Thüre Abſchied, und alſo gieng ein jeder nach Haus.

Eine kurze Zeit hernach ſandte der Wirth von Pruntrut die 21 N. Louisd. wieder zuruck mit vermelden, er habe von Hof deßwegen einen Verweiß bekommen, weilen er das Geldt abgenommen; welcher Fehler aber daher rührte, weil der Herr Schatzmeiſter abweſend ware, welchem eigentlich die Commiſſion aufgetragen worden dem Wirth vorhero zu ſagen, er ſolle keine Bezahlung von den Herren Geſandten annehmen, welches er aber vor ſeiner Abreiße vergeſſen. Sonſten war es bey allen vorherigen Fürſten ebenfals die Gewohnheit die Geſandſchaften im Wirthshauß frey zu halten.

Rede

Herrn Franz Paſſavant J. V. D. und Stadtſchreibers zu Baſel an Ihro Hochfürſtl. Gnaden Simon Nicolaus Graf von Froberg (Montjoye) erwehlten Biſchof von Baſel gehalten zu Pruntrut den 12. Apr. 1763.

Hochwürdiger Fürſt.

Gnädiger Herr.

Als ehemalen der tugendhafte Spartaniſche König Ageſilaus den Perſiſchen Monarchen Artaxerxem den groſſen König nennen hörete, ließ er ſich weißlich vernehmen: Iſt er nicht gröſſer an Tugend als ich, ſo iſt er auch an ſich ſelbſten nicht gröſſer.

Kronen und Scepter, Fürſtentum und Länder ererben, iſt eine ledige Gabe des blinden, keine Verdienſte prüfenden Glückes, und gibt ſeinem verdienſtloſen Günſtlinge keinen mehrern Wert als aber Glück ohne Tugend verdienet, wo hingegen durch eigne Verdienſte, durch ausnehmende Gemüths Gaben und fürtrefliche Eigenſchaften ſich einen verehrungswürdigen Namen erwerben und auf die erhabenſte Stufen geiſtlich und weltlicher Würden empor zu ſchwingen ein Werck der Tugend iſt.

Die Erhebung Ew. Fürſtl. Gnaden auf den Biſchöflich und Fürſtl. Sitz dieſer hohen Stift und Landen bewähret dieſes um ſo ehender und gibt dieſer würdigen Erwehlung einen um ſo höhern Preis und vollkomnern Beyfall, als der ſchmerzliche Verluſt eines mit ſo vielen herrlichen Tugenden ausgeziert geweſenen Fürſten einen nicht minder würdigen Nachfolger erheiſchet, zumalen auch in der hohen Perſon von Ew. Fürſtl. Gnaden ſich alles dasjenige vereinbaret befindet, was einen an Tugend und Großmut höchſt verehrungswürdigen Fürſten ausmachet.

So ruhmvoll und preiswürdig nun dieſe Wahl, ſo groſſe und allgemeine Freude hat auch dieſelbige bey männiglich erwecket, und wie unſer Stand, als ein aufrichtiger Nachbar, einen ganz beſondern Anteil daran nimmt, ſo haben U. Gn. HH. der Herr Burgermeiſter und Rhat der Stadt Baſel gegenwärtig MHGEEH. nebſt meiner Wenigkeit abgeordnet, um Ew. Fürſtl. Gnaden zu Dero ſo würdigen Erhebung zu der Biſchöflich und Fürſtlichen Würde Ihr Ehrerbietiges Compliment und Glückwünſchung abzulegen.

Der Groſſe und Grundgütige Gott, welcher nach ſeinem gnädigen Wolgefallen Fürſten und Regenten ſetzet, erhalte Ew. Fürſtl. Gnaden in ohnunterbrochenem Genus aller der vollkommenſten Fürſtl. Glückſeligkeiten bis in die ſpäteſte Zeiten, und ſegne Dero Regierung mit allem dem, was den Namen eines frommen, eines großmütig und gerechten Fürſten verewigen und zu geiſtlich und leiblicher Wolfart Dero Fürſtl. hohen Stift und Landen gereichen mag.

Bey dieſem Anlaße haben auch die Ehre Ew. Fürſtl. Gnaden unſern Stand und deſſen Angehörige ehrerbietig an zu recommandiren, und Dero hohes Wolwollen für denſelbigen auszubitten, dagegen aber aufrichtigſt zu verſichern, daß U. Gn. H. alle Anläße freudigſt ergreifen werden, um, wie eine zu beydſeitigem Nutzen erſpriesliche gute Nachbarſchaft zu unterhalten, alſo auch gegen Ew. Fürſtl. Gnaden Ihre wahre Veneration und ehrerbietige Hoch-Achtung mit Erweiſung aller von Ihnen abhangen könnenden angenemer freündnachbarlichen Dienſtgefälligkeiten an den Tag zu legen und dieſelbige werckthätig zu bewähren.

Ew. Fürſtl. Gn. geruhen auch, gegenwärtige geringe Gabe (bey Ueberreichung des ſilber vergüldten Bechers), welche Namens U. Gn. H. darzubieten die Ehre haben, nicht nach deren Wert ſondern nach der aufrichtigen Intention der Gebern und als ein Pfand einer guten Nachbarſchaft zu würdigen, uns aber, die wir mit dieſer Ehre committirt ſind, zu erlauben, in Ew. Fürſtl. Gn. hohes Wolwollen auch uns ehrerbietigſt zu empfehlen und dieſelben unſers tiefſten Respects zu verſichern.

Ein Brief aus der Alliiertenzeit.[1])

Je suis fort étonnée, Madame, de votre lettre que je viens de recevoir, et ne puis vous cacher, qu'elle me paraît

[1]) Dieſer Brief, in großen männlichfeſten Zügen geſchrieben, ohne Datum und Unterſchrift, iſt im Winter 1813/1814 an Frau Peter Merian-Biſchoff im Violenhof gerichtet worden und zwar offenbar von Seiten einer ruſſiſchen Dame, die bei der Adreſſatin einquartiert war. Aus dem Tagebuch von Frl. Anna Eliſabeth Viſcher (Beitr. z. vaterl. Geſch. N. F. IV 374 f.) erfahren wir, daß im Violenhof die ruſſiſche Fürſtin Wolkonsky logierte; in ihr haben wir ohne Zweifel die Schreiberin des vorliegenden Briefes zu erblicken.

tout-à-fait déplacée, et d'un ton à ne pas pouvoir la supporter. — Dans aucune ville, dans aucune maison, on n'a eu à se plaindre de nos gens, et vous êtes la première qui faites tant de train, et tant d'embarras pour une chose juste. Je répondrai à toutes vos phrases à part: D'abord quant à la femme que vous dites avoir louée pour nous, elle ne fait rien pour nous; elle ballaye seulement les chambres, ce dont nous n'avons nul besoin; et dorénavant, ce ne sera pas elle qui le fera, mais notre domestique; ainsi, Madame, ne vous donnez pas la peine de la garder pour nous. — Pour ne pas être encore tourmentée, nous lui donnerons quelque chose, quoique nous ne le devons pas dutout. Mais àprès, nous ne nous en mêlerons plus: d'ailleurs je vous dirai une chose que vous auriez pû penser vous même; c'est que des femmes comme il faut, ne se font pas servir par des gens pour rien, et partout nous avons fait des presents aux gens dans les maisons que nous quittions. — Vos gens n'auront donc pas à se plaindre de nous. — Charles ne se sert jamais de vos femmes pour notre ouvrage. — Il prie quelque fois la cuisinière de regarder que les plats ne brûlent pas, et ce n'est que quand il sort pour un moment. Du rêste, malgré les cris continuels de vos femmes, on se taît, et mes gens se sont toujours conduits comme ils doivent le faire. — Je suis loin de croire que vous négligiez vos affaires, pour les nôtres, Madame, et c'est aussi peu juste que le rêste. — Il est impossible, sans vanité, de trouver des personnes plus accomodantes que nous, et si vous logiez d'autres dames de militaires, vous verriez ce que l'on vous demanderait. Dans les autres maisons, les dames prennent le diner de la maison pour les gens et pour elles mêmes. Vous n'avez

qu'à vous en informer chez M^de^ Strekeysen, et chez toutes les autres. Il y a des personnes avec qui, plus on est bon, et poli, et plus ils croyent pouvoir éxiger. Votre lettre me prouve, Madame, que je puis vous parler avec franchise à mon tour, puisque vous me parlez vous même avec tant de sincérité. — Il faut que vous sachiez, Madame. que dans un billet de logement, on ne détaille jamais le nombre de personnes qui viennent loger; mais seulement le nombre des chambres; et comme nous ne vous avons pas pris une seule chambre de plus, (éxcepté pour Jacob, pour que vous même n'ayez pas peur de la rougeole, ce qui n'éxiste plus,) vous n'avez donc rien à dire là dessus, Madame. Vous parlez du pain et du fromage et du vin blanc que vous nous donnez, Madame; d'après ce que je viens de vous dire de ce qu'on donne dans les autres maisons, je suis sûre que quand vous y songerez un peu à loisir, vous verrez vous même, que c'est si peu de chose que cela ne vaut pas la peine d'en parler. — Le rêste de la nourriture est sur notre compte, c'est aussi Charles qui fait tout seul la cuisine sans aucune aide. Le charbon de la cuisine est aussi à moi, vous le savez, Madame. — Pour le chauffage, et l'éclairage, partout où on a le billet de logement, on le fait, et vous pouvez encore vous en informer. Nous n'avons pas besoin de vos présents, Madame, et sommes loin de les recevoir; et de même nous pouvons nous passer de vos conseils de faire chercher un autre logement. — Si vous le désirez, Madame, je prierai le commandant russe de venir vous répetter ce qui j'ai l'honneur de vous dire. — Recevez, Madame, l'assurance de mon estime.

Basler Chronik

vom

1. November 1898 bis 1. Oktober 1899.

Von Dr. Fritz Baur.

November 1898.

3. Beginn der populären Vorträge des Winters. Es werden wieder vier populäre Kurse gehalten, nämlich Bilder aus der Geschichte der deutschen Sprache von Professor Ad. Socin und die Geschichte der Schweiz seit 1815 von Dr. Paul Burckhardt, und unsere einheimischen Vögel von Apotheker Theodor Bühler und Napoleon I. von Dr. Jakob Schneider nach Neujahr.

3. u. 5. Gastspiel der Opernsängerin Gemma Bellincioni von der Scala in Mailand im Stadttheater (in Carmen von Bizet, in Cavalleria rusticana von Mascagni und in Pagliazzi von Leoncavallo).

7. Konzert zu Gunsten der Witwen- und Waisenkasse des Orchestervereins zu St. Martin. — In den Gottesdiensten der

evangeliſch-reformierten Landeskirche wird am heutigen Reformationsſonntag das Opfer für den Bau einer reformierten Kirche in Bremgarten erhoben und ergiebt 4200 Franken.

9. In der Konkurrenz für Pläne zum Bau einer Oberen Realſchule erhalten u. a. einen zweiten Preis die Basler Architekten Fäſch und Huber, einen dritten LaRoche und Stehlin. — Eine Verſammlung der freiſinnigen Quartiervereine faßt eine Reſolution zu Gunſten der Rechtseinheit.

10. Der Große Rat wählt nach einer Interpellation über den mangelhaften Bahnbetrieb auf der Strecke Baſel-Riehen zwei Erſatzrichter für das Civil- und einen für das Strafgericht. Hierauf wird das Bauverbot für eine Reihe Häuſer an der Eiſengaſſe und an der Schifflände verlängert und werden die Geſetzesänderungen vorgenommen, die erforderlich wurden durch die Ausdehnung der Oberaufſicht des Bundes über die Forſten, auch in der Ebene. Endlich wird das Geſetz betreffend Großratswahlen nach dem Proportionalverfahren in zweiter Leſung angenommen. Weil aus einem Initiativbegehren hervorgegangen, wird es noch der Volksabſtimmung unterbreitet werden.

Aufführung von Haydns Schöpfung durch den Geſangverein. Als Soliſten wirkten mit Fräulein E. Hiller, A. Siſtermans und an Stelle des plötzlich heiſer gewordenen Rob. Kaufmann Eman. Sandreuter.

10. ffg. Gaſtſpiel von Otto Eppens aus Wien im Stadttheater (zweimalige Aufführung der Wallenſteintrilogie; ein Glas Waſſer).

11. Bei der Rektoratsfeier ſpricht der abtretende Rektor Profeſſor Kögel über die Poeſie der Germanen in ihrer Eigenart. Er nimmt das von einem Verwandten des verſtorbenen Jakob Burckhardt der Univerſität für die Aula geſchenkte Porträt des Gelehrten (von Hans Lendorff gemalt) dankend entgegen. Es ſchließt ſich an den akademiſchen Akt in üblicher Weiſe das Zunft-

mahl der Akademiſchen Zunft und am Abend ein Kommers der Studentenſchaft im „Warteck." — Im Alter von 68 Jahren ſtirbt nach ſchwerem Leiden Caſimir Meyer-Vogel, der ſich um die Bedeutung Baſels als Handelsplatz große Verdienſte erworben hat.

13. Die eidgenöſſiſche Volksabſtimmung über die Verfaſſungsänderung betreffend die Rechtseinheit ergiebt im Kanton Baſelſtadt bei 16,821 Stimmberechtigten für das Civilrecht 6025 Ja, 273 Nein, für das Strafrecht 6074 Ja, 292 Nein. In der ganzen Eidgenoſſenſchaft wurden beide Vorlagen angenommen mit ca. 275,000 gegen ca. 100,000 Stimmen und 16½ gegen 5½ Ständen.

13. ffg. In der Kunſthalle wird die Internationale Ausſtellung der Vereinigung der Münchener Künſtler Seceſſion eröffnet.

15. Zum Rektor der Univerſität für 1899 wird gewählt Profeſſor Ernſt Bumm.

19. Gegen das vom Großen Rat am 10. ds. beſchloſſene Großratswahlgeſetz nach dem Proportionalverfahren wird von einigen der urſprünglichen Initianten Rekurs beim Bundesgericht eingereicht. Er wird damit begründet, daß die Initianten nur ein Wahlgeſetz nach Proportionalſyſtem forderten, daß ihnen aber in dem vom Großen Rat ausgearbeiteten Geſetz zugleich der nicht verlangte Stimmzwang geboten wird. — Cäcilienfeier der Liedertafel im Muſikſaal.

20. Konzert des Basler Männerchors unter ſeinem neuen Direktor C. Jul. Schmidt. — In Riehen wird eine Proteſtverſammlung abgehalten dagegen, daß unter den von der Regierung zunächſt geplanten neuen Tramlinien nicht eine ſolche nach Riehen aufgeführt iſt. Die von der badiſchen Bahn, wie behauptet wird, mangelhaft beſorgte Verbindung mit Baſel läßt eine ſolche Linie in den Augen der Riehener beſonders dringend erſcheinen.

22. An der allgemeinen Verſammlung der Freiwilligen Schulſynode im Bernoullianum wird an Stelle des zurücktretenden

Lehrers Chr. Gaß zum Präsidenten gewählt Dr. X. Wetterwald. Am Vormittag referieren über Turnwesen Dr. Robert Flatt und Lehrer Niethammer, am Nachmittag über Temperenz und Schule Dr. Paul Barth und Lehrer J. Bolliger. Den Tag beschließt ein gemeinsames Bankett in der Kardinalhalle. Zur Zeit besteht die Schulsynode aus 369 Mitgliedern. — Der in Olten versammelte Verwaltungsrat der Schweizerischen Centralbahn beschließt, den Rangier- und Güterbahnhof auf dem Wolf im wesentlichen nach den Wünschen der Basler Regierung umzubauen.

23. 25. Gastspiel des Pariser Baritonisten Jean Lassalle im Stadttheater als „Mephisto" in Gounods Marguerite und als „Don Juan" in Mozarts gleichnamiger Oper.

24. Im Großen Rat werden 49 Aufnahmen ins Bürgerrecht ratifiziert und wird eine Petition von Bewohnern der Sulzerstraße um Verbreiterung dieser Gasse abgewiesen. Hierauf tritt der Rat ein auf artikelweise Beratung der Vorlage betreffend eine Kantonalbank. Am Beginn der Nachmittagssitzung wird interpelliert wegen der Verschiebung des bereits angesetzten Termins für die Abstimmung über das neue Wahlgesetz infolge des Rekurses (siehe zum 19. ds.).

29. Die Vereinigten Quartiervereine begehen in der Burgvogteihalle zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der 1848er Bundesverfassung eine äußerst gelungene Festlichkeit. Musik, Ansprachen, Gesang und Turnproduktionen hielten die zahlreiche Gesellschaft in guter Stimmung bis weit in die Nacht hinein beisammen.

Dezember 1898.

1. Die freisinnig-demokratische Partei des Kantons veranstaltet aus dem gleichen Anlaß am gleichen Orte wie zwei Tage vorher die Quartiervereine mit ähnlichem Programm und ähnlichem Gelingen einen gemeinsamen patriotischen Abend.

2. Der aus Solothurn als Dirigent des Männerchors nach Basel berufene Musikdirektor Julius Schmidt führt sich beim musikalischen Publikum Basels mit einem Konzert ein, in dem er zumeist eigene Kompositionen bietet.

3. Cäcilienfeiern des Männerchors im Musiksaal und des Liederkranzes in der Burgvogteihalle.

4. Auf dem Landhof wird ein internationaler Football-Match zwischen einem auserlesenen Team süddeutscher und den besten der schweizerischen Fußballspieler ausgefochten und endigt zu Gunsten der letzteren.

5. Vor dem Strafgericht beginnen die Verhandlungen in Sachen der seit Ende Februar d. J. eingegangenen Unionbank. Angeklagte sind Heinr. Wüest, Ed. Wirz, Rob. Kopfmann und Arthur Wagner. Die Verhandlungen endeten am 13. Dezember mit Verurteilung des Wüest zu drei Jahren und des Wirz zu einem Jahr Zuchthaus wegen Betrugs und Zuwiderhandlung gegen das Börsengesetz.

6. Die Frequenz der Universität im laufenden Wintersemester stellt sich wie folgt: 441 immatrikulierte Studenten und zwar 45 Theologen, 45 Juristen, 124 Mediziner und 222 Philosophen; dazu 118 Zuhörer. Damen sind zwei Studierende und 33 Hörerinnen. Der Schweiz gehören an 331 immatrikulierte Studenten (2 Damen), dem Kanton Baselstadt 152 (1).

8. Großer Rat. Es wird infolge eines bereits vor mehreren Wochen eingereichten Gesuchs von Regierungsrat Reese eine Aenderung der Geschäftsordnung des Regierungsrates beschlossen, die für einzelne Regierungsmitglieder Gehaltaufbesserungen bis 2000 Franken zuläßt. Eine solche wird Regierungsrat Reese bewilligt. Hierauf werden bei Enthaltung der Minderheit die Beschlüsse gebilligt, die die Regierung in Sachen des Rekurses Kündig und Genossen vor Bundesgericht gethan hat; die Errichtung einer Straße über dem Birsig zwischen Barfüßerplatz und Rüdengasse wird beschlossen und

hierauf die Beratung des Kantonalbankgesetzes weiter geführt. — Am Abend findet in der Burgvogteihalle die gemeinsame Versammlung der Positiven Gemeindevereine statt, wobei Pfarrer G. Bentz referiert über den gegenwärtigen Zustand der römisch-katholischen Kirche.

10./11. Die periodische Neuwahl der gewerblichen Schiedsgerichte wird unter schwacher Beteiligung vorgenommen.

11./12. Die Kollekte in den Schulen für die Suppenverteilung ergiebt über 700 Franken.

12. Extrakonzert des Pianisten Eug. d'Albert, der schon am vorhergehenden Tag im Abonnementskonzert aufgetreten war.

13. Großer Rat. Eine außerordentliche Sitzung hat man auf den heutigen Dienstag angesetzt, um die Beratung der Kantonalbank zu fördern. Die Gegner der neuen Gründung halten sich der Sitzung zum großen Teil fern. Die erste Beratung der Vorlage wird abgeschlossen.

14. Im benachbarten Riehen stirbt erst 45½ Jahre alt nach schmerzhafter Krankheit der zweite Geistliche der dortigen Diakonissenanstalt, Pfarrer Immanuel Balmer, der Sohn des am 12. März d. J. verstorbenen Dr. J. J. Balmer-Rink, tief betrauert von allen, die ihn kannten.

15. Der Weitere Bürgerrat erteilt seine Einwilligung zum Neubau der Mägd in der St. Johannvorstadt um eine Bausumme von 180,000 Franken.

17. Die juristische Fakultät ernennt Adolf Burckhardt-Bischoff in Anerkennung seiner 40-jährigen richterlichen Thätigkeit und seiner schriftstellerischen Bethätigung auf dem Gebiete des Münzwesens ꝛc. zum Doctor juris utriusque honoris causa. — Der Allgemeine Konsumverein beschließt in der heutigen außerordentlichen Generalversammlung, auch den Schlächtereibetrieb in seinen Geschäftskreis einzubeziehen.

18. Gastspiel des Komikers C. William Büller vom k. k. priv. Karltheater in Wien (Inspektor Bräsig, Der Registrator auf Reisen, Der Vetter, Ein Knopf, Der Hypochonder).

20. Habilitationsvorlesung von Dr. med. Gustav Wolff über die Prinzipien der psychiatrischen Systematik.

22. Der Große Rat beschließt Ausführung der Dufourstraße im Jahr 1899, nimmt Baulinien an für Verlängerung der Engelgasse bis an den Schildhof und tritt ein auf die Beratung des Verwaltungsberichts 1897.

31. Sylvesterverlosung des Kunstvereins. — In den Räumen der Kunsthalle ist seit Schluß der Secessionsausstellung der Münchener Künstler die übliche Weihnachtsausstellung Baslerischer Künstler veranstaltet. Seit einigen Tagen steht im Kunsthallegarten Louis Tuaillons herrliche, für Berlin bestimmte lebensgroße Bronze-Reiterstatue „Der Sieger," die auf dem Transport von Rom nach ihrem künftigen Aufstellungsort in Basel einen Aufenthalt von wenigen Wochen macht.

Januar 1899.

1. Im Civilstandsbureau wurden im Laufe des Jahres 1898 eingetragen 3330 Geburten, 1091 Trauungen und 1876 Todesfälle. Die im Kontrollbureau verzeichnete Zunahme der Bevölkerung infolge von Einwanderung beträgt 3265, zusammen mit dem Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle 4719 Seelen. Die Bevölkerung des Kantons betrug am 31. Dezember 1898 107,865 Seelen. — Im Laufe des Jahres 1898 wurden 316 Wohnhäuser mit 1296 Wohnungen und 4472 Zimmern beziehbar.

8. Die Frage einer Wasserfallenbahn wird wieder aktuell, da die Durchbohrung des Simplon an Hand genommen ist und die Erbauung der Lötschbergbahn in naher Aussicht zu stehen scheint, auch die Konkurrenz einer Weißensteinbahn droht. Nachdem die Angelegenheit außerhalb Basels schon wiederholt ist besprochen wor-

den, äußert ſich auch eine Verſammlung Basleriſcher Intereſſenten im Kardinal in günſtigem Sinn. — Das Benefizkonzert für Kapellmeiſter Dr. Volkland, in dem u. a. Beethovens Neunte Symphonie aufgeführt wird, eröffnet das muſikaliſche Jahr.

12. Großer Rat. Nach der Wahl von je zehn Erſatzrichtern fürs Civil- und fürs Strafgericht und der Genehmigung der Richterwahlen vom Dezember 1898 wird die Erwerbung eines Stückes Land im äußeren Horburgquartier, unter Umſtänden mit Anwendung des Expropriationsverfahrens beſchloſſen zum Bau eines Schulhauſes. Hierauf werden der Verwaltungsbericht 1897 zu Ende beraten und der Bericht der Rechnungskommiſſion 1897 entgegengenommen, die Einrichtung eines Schützenmattenparks — entgegen den Anträgen der 1899er Budgetkommiſſion — beſchloſſen und an die Erweiterung der Augenheilanſtalt ein Staatsbeitrag von 100,000 Franken beſchloſſen.

14. Infolge einer Reihe von außergewöhnlich ſtürmiſchen und regneriſchen Tagen und Nächten tritt die Gefahr eines Hochwaſſers ſehr nahe. Doch läuft die Sache noch gnädig ab. An der Wieſe ertrank in der Nacht vom 14. zum 15. ein Waſſerwächter. Vom Rhein wurde ein wertvoller Floß losgeriſſen und dem Beſitzer namhafter Schaden verurſacht. Der Witterungscharakter der erſten Wochen des neuen Jahres erinnert eher an Frühling oder Herbſt als an den Winter.

Der Kaufmänniſche Verein begeht ſein Stiftungsfeſt in der Burgvogteihalle.

18. Ganz unerwarteterweiſe macht das Kantonsblatt bekannt, daß von der Badiſchen Bahn ein vollkommener Neubau des Badiſchen Bahnhofs ſtatt des bisherigen Umbaues geplant wird. Nach den vorläufigen Plänen käme der Bahnhof 600 bis 700 m. hinter den bisherigen der noch nicht ausgeführten Schwarzwaldallee entlang zu ſtehen. Gleichzeitig erfährt auch das Projekt des Güter-

bahnhofs an der Isteinerstraße gegenüber den bisherigen Plänen eine ansehnliche Erweiterung.

18. In einem größeren Kreis von Kleinbaslern macht Ingenieur A. Builleumier darauf aufmerksam, daß das Erlenpumpwerk, in bisheriger Weise betrieben und ausgebeutet, das Kleinbasler Grundwasser zu erschöpfen und dadurch die Kleinbasler Industrie zu ruinieren droht. Es wird energisch Abhilfe verlangt.

Ein Streik der Kaminfegergehilfen bricht aus.

22. Im Alter von 62 Jahren stirbt, von der gesamten Stadt betrauert, Professor August Socin, seit vierthalb Jahrzehnten Professor der Chirurgie und Vorsteher der chirurgischen Abteilung am Spital, gleich ausgezeichnet als Lehrer, wie als Arzt und als Mensch. Socin genoß einen europäischen Ruf in seinem Fach. Manche Berufung nach auswärts lehnte er ab, Basel zu liebe, obschon ihn für eine höhere Stellung Wissen, Bildung und Begabung vor vielen anderen befähigten. Er stellte seine glänzenden Gaben in den Dienst der Vaterstadt mit Bekleidung mancher, auch bescheidener Aemter in Staat und Kirche, und überall hat er sein Bestes gegeben. Socin wird nicht leicht zu ersetzen sein. Die Beerdigungsfeier am 24. ging mit einem ungewöhnlichen äußeren Apparat vor sich. Ein Fackelzug der Studentenschaft am Abend des 26. schloß die Trauerfeierlichkeiten ab.

26. Großer Rat. Das Budget für 1899 wird angenommen und weist nur unbedeutende Aenderungen gegenüber dem Regierungsentwurf auf: die Einnahmen bleiben unverändert auf 10,257,540 Franken. Die Ausgaben werden reduziert von 13,864,505 auf 13,769,888 Franken, so daß das Defizit zurück geht auf 3,512,348 Franken. Das Gesetz betreffend Etrichtung einer Kantonalbank wird in zweiter Lesung angenommen.

27. Die deutsche Kolonie feiert den 40. Geburtstag Kaiser Wilhelms II. mit einem sehr stark besuchten Bankett im Musik-

saal, bei dem Generalkonsul J. von Eckardt den Kaisertoast ausbringt.

28. Der kantonale Turnverband hält in der Burgvogteihalle seine jährliche Generalversammlung ab.

29. Nationalrat Dr. Th. Curti aus St. Gallen hält in der Glashalle der Burgvogtei eine öffentliche Rede zu Gunsten der beiden Bundes-Initiativen betreffend die proportionale Wahl des Nationalrates und betreffend die Wahl des Bundesrats durchs Volk.

Februar 1899.

1 ffg. Gastspiel der Sängerin Emilie Welti-Herzog von der kgl. Hofoper in Berlin im Stadttheater (Rose Friquet im Glöcklein des Eremiten, Susanne im Figaro und Marie in der Regimentstochter).

2. Im rüstigen Alter von 55 Jahren stirbt der Antiquar Albert Sattler, viel verdient um die schweizerische Altertumskunde und namentlich geschätzter Numismatiker.

4. Der Bildhauer Max Leu aus dem Kanton Bern, der Schöpfer des Bubenbergdenkmals in Bern und einer erst im Mai 1899 zu enthüllenden Hebelbüste für Basel, sowie einer ganzen Reihe bedeutender Entwürfe, stirbt nach schwerer Krankheit an einem Krebsleiden im Alter von nur 37 Jahren.

9. Im Großen Rat wird die Bewilligung erteilt zum Verkauf zweier Bauplätze auf dem Wielandplatz und der Kredit zum Ankauf zweier Häuser an der Sattelgasse. Hierauf ermächtigt der Große Rat die Regierung, das Straßenbahnnetz um fünf neue Linien, Anbauten an die Kraftstation ꝛc., zum Preis von nahe an vier Millionen zu erweitern. Der endgültige Großratsbeschluß weicht vom Antrag der Regierung darin ab, daß eine Linie Gewerbeschule-Leimenstraße-Oberwilerstraße gestrichen wird. Endlich überweist der Rat an die Regierung den Anzug Weißenberger betreffend den Bau einer Linie der Straßenbahn nach Riehen.

Der Gesangverein führt im Musiksaal eine Reihe weniger umfangreicher Kompositionen auf, u. a. Mörikes Feuerreiter von Wolf, Begräbnisgesang und vier ernste Gesänge von Brahms und die erste Walpurgisnacht von Mendelssohn. Als Solisten traten auf Fräulein Val. Hegar und Anny Hindermann, Emanuel Sandreuter und an Stelle des indisponiert gewordenen Professor Messchaërt aus Amsterdam Paul Böpple, endlich für Klavier Dr. Hans Huber, sämtlich aus Basel.

11. In Klosters, wohin er sich für kurze Zeit zur Erholung begeben hatte, stirbt erst 48-jährig Dr. Fritz Blanchet, ein sehr beliebter Advokat, seit einigen Jahren zweiter Sekretär des Großen Rates.

Mit bescheidenen Feierlichkeiten wird unter Anwesenheit zahlreicher Fachgenossen des In- und Auslandes das geologische Institut auf dem Münsterplatz eingeweiht.

12./13. Bei der Jahresfeier der evangelischen Stadtmission im Vereinshaus tritt in der Hauptversammlung am Sonntag (12.) Dr. R. Lepsius aus Berlin auf, während der Montag wie üblich vertraulichen Mitteilungen aus dem Vereinswerk vorbehalten bleibt.

15. Zu Privatdozenten an der Universität werden ernannt Dr. med. Ad. Streckeisen, Dr. phil. G. Tobler (Geologie) und Dr. phil. Hans Trog (Litteratur).

17. Das Ableben des Präsidenten der französischen Republik, Felix Faure, am Abend des 17. ds. wird auf dem französischen Konsulat durch Hissen der Fahne auf Halbmast angezeigt.

18. Zu außerordentlichen Professoren der Theologie an der Universität werden ernannt die bisherigen Privatdozenten Alfr. Bertholet, Rud. Handmann und J. Mezger. — Die Liedertafel hält im Musiksaal ihren traditionellen Narrenabend zur Einführung in die Fastnacht ab.

19. Der heutige Sonntag mit seiner milden Temperatur, die eher an März oder April als an Februar erinnert, lockt zahlreiche

Städter hinaus in die Natur zum Genuß der lauen Luft und des blauen Himmels und der hochauflodernden Fastnachtfeuer.

20./22. Die Fastnacht vollzieht sich in den üblichen Formen, mit einem lärmenden Morgenstreich, mit glänzenden Umzügen am Nachmittag, wobei namentlich eine auf das Friedensmanifest des Zars gemünzte Schaustellung des Vereins Quodlibet hervorgehoben wurde, mit Bällen und Schnitzelbänken und buntfarbigen Theatervorstellungen an den Abenden. Doch klagen kompetente Beurteiler, daß wirklicher Witz aus unserer Fastnacht immer mehr verschwindet. Den zu Tausenden und aber Tausenden herbeiströmenden Gästen aus der Umgegend scheinen diese Narrentage Basels trotz dem oft beinahe unglaublichen Gewühl doch etwas zu bieten. Die Witterung der drei Tage war günstig, am Montag etwas neblig, um so glänzender, bei frischer Temperatur, hellem Sonnenschein und blauem Himmel am Mittwoch.

23. Großer Rat. Es wird beschlossen: Errichtung eines Schießplatzes hinter dem Allschwiler Weiher; Durchführung der Korrektion an der oberen Freienstraße; Erstellung einer maschinellen Cokstransportanlage in der Gasfabrik; Kassierung von Allmenden auf der linken Seite der Aeschenvorstadt. Nicht eingetreten wird auf ein zweites Straßenbahngeleise in der Missionsstraße; der Ratschlag betreffend Wahl von Frauen in Schulinspektionen wird an die Regierung zurückgewiesen mit dem Auftrag, daß ein Gesetzesentwurf vorbereitet werde, der diese Neuerung enthält. Endlich wird der Grundsatz genehmigt, daß Wässerungsrechte ins Grundbuch nicht einzutragen sind. — Heute, am Begräbnistage Felix Faures, wird in der Marienkirche eine Totenmesse gelesen für die Seelenruhe des verstorbenen Präsidenten.

März 1899.

1. In einer vom Alkoholgegnerbund veranstalteten Versammlung im Stadtkasino spricht Pfarrer Ernst Stähelin über Alkoholismus und Armenpflege.

2. Vor der ſtaatsrechtlichen Abteilung des Bundesgerichts in Lauſanne wird der Rekurs Kündig und Konſorten gegen das vom Großen Rat ausgearbeitete Wahlgeſetz nach dem Grundſatz des Proportinalverfahrens wegen des darin enthaltenen, von der Initiative nicht geforderten Stimmzwanges begründet erklärt.

3. Antrittsvorleſung von Prof. Dr. E. Kaufmann über Einleitung in die allgemeine Pathologie.

5. Nach längerem ſchleichendem Darmleiden ſtirbt 43-jährig Prof. Dr. Rud. Kögel, ſeit 1888 der verdiente Lehrer der Germaniſtik an unſerer Hochſchule, der auch durch litterariſche Thätigkeit im weiteren Kreiſe ſeiner Fachgenoſſen ſich vorteilhaft bekannt gemacht hat.

9. Großer Rat. Nach Erledigung einer Interpellation betreffend ſtaatliche Unterſtützung von Lehrlingen wird ein Wirtſchaftsrekurs abgewieſen. Hierauf beſchließt der Rat auf Antrag der Regierung, vom Bau von Verſammlungslokalen und dergleichen durch den Staat abzuſehen und durch geeignete Vereinbarungen mit den Beſitzern ſolcher Lokale deren Miete zur Diskuſſion politiſcher Fragen zu erleichtern. Endlich wird das Geſetz betreffend Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs an eine Kommiſſion gewieſen.

16. Der Weitere Bürgerrat ratifiziert ein zwiſchen dem Engeren Bürgerrat und der Regierung getroffenes Uebereinkommen über einen der Bürgergemeinde günſtigen neuen Teilungsmodus des Ertrags der Chriſt. Merianiſchen Stiftung und nimmt eine Anzahl neuer Bürger auf. Endlich wird ihm Kenntnis gegeben von dem Teſtament Haug-Fuchs, durch das der Bürgergemeinde für wohlthätige Zwecke ein Kapital von 125,000 Franken zufällt.

17. Die diesjährige Examenſaiſon beginnt mit den Prüfungen der Spezialklaſſen der Primarſchule.

19. Eröffnung der Turnus-Ausſtellung des Schweizer Kunſtvereins in der Kunſthalle.

23. Großer Rat. Nach Bewilligung eines Nachtragkredites von 1800 Franken für Schulzwecke beschließt der Rat, das Rathaus nach den von der Regierung adoptierten Plänen der Firma Ed. Vischer und Fueter umzubauen und auf dem Münsterplatz (Falkensteiner und Regisheimer Hof in Verbindung mit dem Domhof) ein Verwaltungsgebäude zu errichten. Weiter wird die Regierung ermächtigt, zu passend scheinender Zeit ein Anleihen von zehn Millionen aufzunehmen.

26. Im Musiksaal finden die üblichen Lehrlingsprüfungen statt, verbunden mit einer Ausstellung der Lehrlingsarbeiten.

27. Nach einem außergewöhnlich milden Winter war mit dem Frühlingsanfang des Kalenders ein Witterungsumschlag erfolgt, der Schneestürme und Kälte brachte. Erst mit dem 27. war der teilweise recht empfindliche Frost gebrochen und trat warme Frühlingswitterung ein.

April 1899.

2. Nach langem Leiden stirbt der geschätzte Violinist Richard Wolff, Lehrer an der Musikschule.

2./3. Die Ostertage zeichnen sich aus durch eine warme, fast sömmerliche Temperatur und einen herrlich klaren Himmel. Sie werden dementsprechend von den Städtern in Scharen zu Ausflügen benützt. Eines besonders starken Zuzugs hatte sich zu erfreuen die von der Gemeinde Reinach am vermutlichen Schauplatz des Treffens veranstaltete Centenarfeier des Scharmützels am Bruderholz 1499, mit Reden, Umzug und Festspiel (von Xaver Feigenwinter); es wurde bei dem Anlaß wiederholt die Frage der Wiedervereinigung von Stadt und Landschaft Basel berührt. Den Ostermontag beschloß ein regelrechtes Gewitter, als ob man mitten im Sommer wäre.

4. Im Alter von 70 Jahren ſtirbt Oberſtl. Kaltenmeyer-Kircher, früher Direktor der Basler Waſſerverſorgung und während mehrerer Amtsperioden Mitglied des Großen Rates.

6. Großer Rat. Nach einer Interpellation betreffend verbotene Haſardſpiele werden die rückſtändigen Aufträge des Regierungsrates raſch behandelt und eine Anzahl Aufnahmen ins Bürgerrecht ratifiziert. Die ganze übrige Sitzung iſt der Debatte gewidmet über den Bau einer neuen Rheinbrücke. Die lebhaften Verhandlungen endigen mit Annahme des Regierungsprojektes, d. h. es ſoll an Stelle der jetzigen mittleren eine neue breitere Rheinbrücke gebaut und im Zuſammenhang damit ſollen Eiſen- und Greifengaſſe verbreitert werden. Für die Zeit des Baues wird eine unmittelbar unterhalb zu errichtende Notbrücke den Verkehr aufnehmen.

7. Die mediziniſche Fakultät beſchließt, bis zur definitiven Wiederbeſetzung des durch Socins Tod erledigten ordentlichen Lehrſtuhls für Chirurgie den mit dieſem Amt verbundenen Lehrauftrag zu teilen zwiſchen den außerordentlichen Profeſſoren L. G. Courvoiſier und Emil Burckhardt.

9. Die katholiſche Gemeinde beauftragt entgegen dem Antrage des Vorſtandes, der den Bau einer Kirche im Renaiſſanceſtil im Koſtenvoranſchlag von 365,000 Franken im Horburgquartier wünſchte, eine 21-gliedrige Kommiſſion mit dem Studium der Frage, ob nicht anſtatt deſſen gleichzeitig zwei einfachere Kirchen im Horburg- und im Gundeldingerquartier ſollten gebaut werden.

10. ffg. Eine Bewegung macht ſich geltend zur Sammlung von Referendumsunterſchriften gegen den Großratsbeſchluß vom 23. v. Mts. betreffend Umbau und Erweiterung des Rathauſes.

12. In Erinnerung an die vor 400 Jahren erfolgte Geburt Thomas Platters geſtaltet ſich die Promotion des Unteren Gymnaſiums zu einem kleinen Feſtchen zum Andenken an den erſten Rektor der Schule auf Burg. — Nach bloß zweitägiger

Dauer endigt ein Streik der bei der Umführung der Elsäßer Eisenbahnlinie beschäftigten Arbeiter der Firma Bueß & Cie. mit einigen kleinen Erfolgen der Ausständigen.

14. Von der philosophischen Fakultät wird als Privatdozent für das Fach der vergleichenden Sprachwissenschaft zugelassen Dr. Max Niedermann.

15. Die Regierung erteilt dem langjährigen Direktor der Strafanstalt, Jakob Salis, unter Verdankung der treu geleisteten Dienste die nachgesuchte Entlassung.

16. ffg. Gastspiel der Sopranistin Ida Hiedler von der kgl. Hofoper in Berlin im Stadttheater (Margarethe in Gounods Oper, Elsa im Lohengrin und Elisabeth im Tannhäuser von Wagner).

17. Aus der Strafanstalt entweicht der zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilte Mörder Forzinetti, nachdem er noch nicht ein Jahr seiner Strafzeit verbüßt hat. — Die Straßenbahnen ergaben im Jahr 1898 einen Reinertrag von 309,198 Franken.

20. Großer Rat. In der letzten Sitzung der zu Ende gehenden Amtsperiode wird nach einer Interpellation über die Zustände in der Strafanstalt das Regierungsprojekt betreffend den Bau einer mittleren Rheinbrücke und Korrektion der anstoßenden Straßen fast unverändert gutgeheißen; ferner werden die Mittel bewilligt für die Hauptgasleitung Schifflände-St. Albangraben und wird ein genereller Plan für Kanalisation des Gundeldingerquartiers samt Ausführung einiger Dohlen gutgeheißen. Nach Erledigung eines Wirtschaftsrekurses nimmt der Rat das Stempelgesetz und die Erhöhung der Banknotensteuer an, bewilligt Kredite für Korrektion der Allschwilerstraße und Schutzzone am linken Wiesenufer und gewährt zwei Nachkredite fürs Budget 1899, darunter einen zur Drucklegung der Liegenschaftsenquete.

24. Schlußsitzung der Historischen Gesellschaft in der Rebleutenzunft.

24. ffg. Gastspiel der Fräulein Betty Kofler vom Hoftheater in Mannheim im Stadttheater (Carmen, Orpheus und Eurydike).

25. Promotionsfeier des Oberen Gymnasiums in der Aula des Museums.

26. Im Alter von 85 Jahren stirbt Nikl. Löliger-von Brunn, langjähriger Gemeindepräsident von Riehen, in früheren Jahren Mitglied des Großen Rates und geschätzter Richter.

29./30. Die Integralerneuerung des Großen Rates und der Regierung auf eine neue Periode von drei Jahren nimmt ihren Anfang bei sehr mäßiger Beteiligung, indem von mehr als 15,200 Stimmberechtigten nur etwa 7400 ihre Bürgerpflicht ausüben. Die Regierung wurde in ihrer Gesamtheit bestätigt und zwar bei einem absoluten Mehr von 3678 Dr. Paul Speiser mit 6524, Dr. Heinr. David mit 6464, Dr. Richard Zutt mit 6460, Dr. Isaak Iselin mit 6432, Oberst Wilhelm Bischoff mit 6088, Heinrich Reese mit 5796 und Rudolf Philippi mit 5304 Stimmen. Von den 130 Großratsstellen wurden 103 besetzt. Da aber zwei Kandidaten doppelt gewählt wurden, werden außer 27 Stich- noch zwei Ersatzwahlen nötig. Im ganzen ließ sich eine der konservativen Richtung günstige Strömung bemerken. Die konservative Partei der Quartiervereine brachte es schon in diesem ersten Wahlgang auf ungefähr die Zahl von Vertretern, die sie im abtretenden Großen Rat gehabt hatte. Außerdem wurden einige Sozialisten, Centrumsleute und Katholiken gewählt. Die bisherige Majoritätspartei der Freisinnigen brachte es einstweilen nur auf etwa 50 Mandate. Es waren eine freisinnige, eine sozialistische und eine konservative Liste aufgestellt worden, welch letzterer sich die Katholiken fast durchweg anschlossen. Eine Anzahl Kandidaten wurden unterstützt vom Handwerker- und Gewerbeverein und vom Verein Basler Kaufleute.

Mai 1899.

1. Die Arbeiterpartei feierte ihren Festtag unter der Gunst der Witterung bei guter Beteiligung in üblicher Weise mit Umzügen, Fahnenweihe ꝛc. und einer Festrede des Arbeitersekretärs Greulich. Der 1. Mai fiel auf einen Montag.

3. Für das Referendum betreffend Umbau und Erweiterung des Rathauses werden der Regierung 2200 Unterschriften vorgelegt. — Vor der Peterskirche wird das von dem verstorbenen Bildhauer Max Leu geschaffene Hebeldenkmal enthüllt. Es sprachen bei der Feier am Nachmittag, die bei einem leidlichen Wetter vor sich ging, Professor Böhringer im Namen des Komites und Regierungsrat David, der das Denkmal für die Regierung entgegennahm, ferner Dr. Albert Geßler, der das Andenken Leus feierte. Vorträge der Stadtmusik verschönerten den Anlaß. Am Abend fand ein belebtes Festmahl auf der Zunft zu Rebleuten statt, wobei die starke Vertretung der engeren Landsleute Hebels angenehm auffiel.

4. ffg. Im Zoologischen Garten produziert sich eine Bischari-Karawane.

In einer von etwa 200 Stimmberechtigten im Café Spitz besuchten Versammlung wird beschlossen, Referendumsunterschriften zu sammeln zur Volksabstimmung über das vom Großen Rat genehmigte regierungsrätliche Rheinbrückenprojekt.

5. In der Schlußsitzung der Gemeinnützigen Gesellschaft wird zu deren Vorsteher für 1899/1900 gewählt Dr. Rudolf Kündig. — Am Abend brannten die Oekonomiegebäude der kantonalen Rettungsanstalt Klosterfiechten auf dem Bruderholz nieder. Der Hauptbau konnte gerettet werden.

6. Bei der Generalversammlung des Allgemeinen Konsum-Vereins in der Burgvogteihalle wurden von einer Anzahl mit der Verwaltung unzufriedener Mitglieder — der Kern der Gruppe

waren Poſtbeamte, Eiſenbahnangeſtellte u. dergl. m. — eine Reihe von Wünſchen betreffend Bedienung des Publikums in den Verkaufslokalen, Ankauf der Waren u. dergl. ausgeſprochen. Darauf wurde nach Antrag des Verwaltungsrates trotz ſcharfer, in erſter Linie von der nämlichen Seite ausgehender Oppoſition eine Dividende von 8½ % beſchloſſen; auch bei den Wahlen machte ſich eine Oppoſition geltend und es gelang ihr, einige ihrer Vertreter in die Verwaltung zu bringen.

Frühlingskonzert der Liedertafel unter der Leitung Dr. Fr. Hegars (Aarau) an Stelle des erkrankten Direktor Alfr. Volkland.

7. Der heutige erſte Maiſonntag bringt trotz der froſtig kühlen und unfreundlichen Witterung ein auf mehrere Tage berechnetes Frühlingsfeſt auf dem Landhof im Stile des Barfüßerplatzes an der Meſſe, und in dem benachbarten Binningen ein großes interkantonales Schwingfeſt, bei dem viele Basler ſich auszeichnen.

Die gegenwärtig wegen verſchiedener Bauunternehmungen in unſerer Stadt beſonders zahlreiche italieniſche Kolonie begeht im Beiſein des italieniſchen Geſandten aus Bern eine Fahnenweihe im Sommerkaſino mit zweitem Akt im Kardinal.

6./7. Die Stichwahlen für den Großen Rat in der Zahl von 27 fallen in großer Mehrheit (23) zu Gunſten der Fortſchrittsparteien aus. Der neue Große Rat beſteht nunmehr aus nahe an 70 freiſinnigen, 12 ſozialdemokratiſchen und gegen 50 konſervativen Mitgliedern und bietet im großen und ganzen den nämlichen Anblick wie ſein Vorgänger. Eher dürfte er um einen Schatten gemäßigter genannt werden.

10. Zum ordentlichen Profeſſor der Chirurgie wird auf Socins Lehrſtuhl berufen Profeſſor Hildebrand, bisher außerordentlicher Profeſſor in Berlin und Chefarzt der Charité. — Hebelmähli in Hauſen.

15. Die konstituierende Sitzung des neugewählten Großen Rates wird an Stelle des abwesenden Alterspräsidenten Dr. Adolf Burckhardt-Bischoff durch das zweitälteste Mitglied, F. Wittmer-Ruch, eröffnet. Als Präsident wird gewählt Dr. Wilh. Vischer, als Statthalter Dr. H. Völlmy, als Präsident des Regierungsrates Dr. Isaac Iselin, als Vizepräsident Regierungsrat Reese. Außerdem wurden in dieser Sitzung eine Anzahl Wahlen ständiger Kommissionen vorgenommen.

19. Zum Präsidenten der Bank in Basel, als Ersatz des Herrn L. Iselin-LaRoche, der diese Stelle 14 Jahre lang versehen hat und nun zurücktritt, wird gewählt Alfons Ehinger.

20. Der Regierungsrat bestätigt die vom Bankrat getroffene Wahl des gegenwärtigen Direktors der thurgauischen Kantonalbank, Heinrich Kundert, zum Direktor der Kantonalbank von Basel-stadt.

21./22. Die Pfingstfeiertage, obschon von der Witterung wenig begünstigt, bieten doch Gelegenheit zu zahlreichen Ausflügen von Baslern nach auswärts und zu Besuchen Auswärtiger in Basel.

24. Zum Direktor der Strafanstalt wählt die Regierung den gegenwärtigen Direktor der Strafanstalt in Luzern, David Widmer aus Luzern.

24. ffg. Mit dem 24. Mai beginnen die musikalischen Festlichkeiten zur Erinnerung an das 75-jährige Bestehen des Gesangvereins. Leider kann den Chor an diesen Ehrentagen nicht dessen Leiter, Dr. Alfred Volkland, dirigieren, den Krankheit ans Haus fesselt; seine Stelle versieht Direktor Dr. Friedrich Hegar, früher in Zürich, jetzt in Aarau. Das Fest zerfällt in drei große Akte: 1. Die Aufführung der großen Totenmesse von Hektor Berlioz am Donnerstag 25. (Hauptprobe am 24.) im Münster; 2. einem großen Künstlerkonzert mit auserlesenem Programm am 25.;

3. einer Aufführung von Bachs Matthäuspaſſion am Sonntag, 27. Mai (Hauptprobe am 26.) im Münſter. Dazu kommt am Sonntag eine nachträglich eingeſchobene Künſtler-Matinée und den Abſchluß macht am Sonntag Abend ein großes Bankett im Muſikſaal. Eine auserleſene Künſtlerſchar hat die Solopartien dieſer Aufführungen übernommen: Fräulein Emma Hiller aus Stuttgart, Sopran (Künſtlerkonzert, Meſſe); Frau Pauline de Haan-Manifarges aus Rotterdam, Alt (K., Paſſion); Herr Robert Kaufmann aus Baſel, Tenor (M., K., P.); Herr Emil Pinks aus Leipzig, Tenor (K.); Herr Profeſſor Joſef Messchaërt aus Amſterdam, Bariton (K., P.); Herr Arthur van Eweyk aus Berlin, Baß (K., P.); Herr Alfred Kleinpaul aus Hamburg und Altona, Pianiſt und Organiſt (K., P.); Herr Alfred Glaus aus Baſel, Organiſt (P.); Herr Adolf Bargheer aus Baſel, Violiniſt (K.); und das böhmiſche Streichquartett aus Prag Herren Karl Hoffmann, Joſef Suk, Oskar Nedbal und Profeſſor Hanus Wihan. Die Feſttage waren ein Ereignis nicht nur für die muſikaliſchen Kreiſe Baſels, ſondern für alle Kunſtfreunde in weitem Umkreis. Die Stadt wurde während dieſer Zeit nicht leer von Gäſten und ſie ſtimmten alle mit der Kritik ein in ein rückhaltloſes Lob der von einheimiſchen und fremden Kräften gebotenen prächtigen Leiſtungen.

25. Großer Rat. Nach zwei Interpellationen betreffend Durchführung der Dufourſtraße und betreffend Volksabſtimmung über den Rathausumbau werden die Wahlen validiert und einige Bürgeraufnahmen ratifiziert. Hierauf beauftragt der Rat die Regierung, den Rekurs Bürgin beim Bundesgericht zu beantworten. Der Geſetzesentwurf betreffend Banknotenſteuer wird angenommen, einige Liegenſchaftskäufe werden vollzogen. Hierauf tritt der Rat auf die Beratung des Waſſer- und Elektrizitätsgeſetzes ein und genehmigt es. Einige Nachkredite zum Budget werden genehmigt,

Baulinien am Teichgäßlein werden beschlossen und endlich wird ein neuer, für die Stadtgemeinde günstiger Teilungsmodus des Nettoergebnisses der Chr. Merianischen Stiftung zum Beschluß erhoben. Während dieser Beratungen hatte der Rat die Wahl des Erziehungsrates vorgenommen, die in bestätigendem Sinn ausfiel.

27. Die soeben veröffentlichte Staatsrechnung für 1898 weist auf an Einnahmen 11,098,989, an Ausgaben 10,637,469, also einen Ueberschuß von 461,520 Franken anstatt eines Budgetdefizits von 635,734 Franken.

28. An einem Hirnschlage stirbt Hugo Schwabe-Hegar, geboren 1847, Eigentümer der „Nationalzeitung," Intendant des Basler Stadttheaters, einige Jahre auch Mitglied des Großen Rates.

Juni 1899.

1. Die evangelisch-reformierte Synode genehmigt den Bericht des Kirchenrats für 1898. Ein Anzug betreffend Konfirmation junger Leute schon nach zurückgelegtem 15. Altersjahr wird dem Kirchenrat überwiesen. — Der Bürgerrat nimmt in einer kurzen Sitzung eine Anzahl von Neubürgern auf.

3. Die Regierungsratsverhandlungen teilen mit, daß die nötige Zahl von Unterschriften für eine Volksabstimmung über den Beschluß des Großen Rates betreffend den Neubau der mittleren Rheinbrücke ꝛc. zusammengekommen ist.

4. Internationales Velorennen auf dem Landhof.

8. Großer Rat. Nach Erledigung einer Interpellation über algerische Teppichhändler und einer anderen über die Zustände in der Allgemeinen Gewerbeschule, nach der Bestätigung von Bürgeraufnahmen und einer Wahl wird das Stempelgesetz in zweiter Lesung angenommen und Ankauf von Land in Kleinhüningen beschlossen. Hierauf wird das vom Bundesgericht als verfassungswidrig bezeichnete neue Wahlgesetz an die Regierung gewiesen mit dem

Auftrag, die verfassungswidrigen Bestimmungen daraus auszumerzen. Endlich wird das Gesetz betreffend die Organisation des Departements des Innern an eine Kommission gewiesen.

9. Im laufenden Sommersemester zählt die Universität 460 immatrikulierte Studenten, nämlich 37 Theologen, 50 Juristen, 128 Mediziner und 245 Philosophen, darunter vier Damen. Dazu kommen 126 nicht immatrikulierte Zuhörer, darunter 23 weibliche, so daß die Gesamtzahl aller Hörer 586 beträgt. Von den Immatrikulierten sind 344 Schweizer (162 aus Baselstadt) und 116 Ausländer.

Nach längerem Leiden stirbt Professor Hermann Immermann, seit dem Herbst 1871 in Basel thätig als Lehrer der speziellen Pathologie und Therapie, Direktor der medizinischen Klinik und Oberarzt im Bürgerspital, als Gelehrter, Lehrer und Arzt gleich ausgezeichnet. Er brachte sein Alter auf 61 Jahre.

10. Laut Mitteilung der Regierung wurden auf die am 6., 7. und 8. Juni zur Subskription aufgelegten fünf Millionen des neuen vierprozentigen Staatsanleihens $17^1/_2$ Millionen in 623 Posten gezeichnet, so daß nur kleinere Zeichnungen voll, größere bloß teilweise berücksichtigt werden konnten.

16. Es stirbt Hermann Gütscher-Fulda, Lehrer an der evangelischen Predigerschule.

17./18. Bei der Abstimmung über den Rathausumbau wird das Projekt der Regierung mit 3524 gegen 2416 Stimmen angenommen. Zwei Ersatzwahlen in den Großen Rat (St. Alban- und Riehenquartier) fallen zu Gunsten der Konservativen aus.

22. Großer Rat. Die zurückgelegten Artikel des Wasser- und Elektrizitätsgesetzes werden in erster Lesung durchberaten. Die Petition Anna Hug weist die Mehrheit des Großen Rates an die Regierung. Es werden ein Nachtragskredit und der Ankauf eines Hauses an der Aeschenvorstadt bewilligt, hierauf werden angenommen

der generelle Straßenplan für das Land der Chr. Merianischen Stiftung im Gellertquartier und der generelle Baulinien- und Geleiseplan für das äußere St. Johannquartier.

25. Nach einer ziemlich lange andauernden und tiefgreifenden Renovation wird die Predigerkirche durch Festlichkeiten in der altkatholischen Gemeinde eingeweiht unter Anwesenheit von Delegierten der Regierung.

26. In Leipzig stirbt, erst 55 Jahre alt, der dortige Professor der orientalischen Sprachen, der Basler Albert Socin, der als einer der gelehrtesten lebenden Orientalisten seit Anfang der 70er Jahre in ähnlichen Stellungen in Basel und Tübingen gewirkt hatte.

29. Auf einer Erholungsreise wird in Donaueschingen vom Blitz erschlagen der Apotheker Th. Bühler-Lindenmeyer, der auch in den Naturwissenschaften im weiteren Sinne, zumal auf dem Gebiete der Ornithologie, namhafte Verdienste aufzuweisen hat. Er war 1859 geboren.

30. In der Generalversammlung der Aktionäre der Schweizerischen Centralbahn wird für 1898 eine Dividende von 9 % beschlossen, ferner die Verteilung von 275,000 Franken an die Beamten und Angestellten; endlich werden 375,000 Franken auf das folgende Jahr übertragen.

Juli 1899.

1./2. In einer durch Referendumsbegehren hervorgerufenen Volksabstimmung wird die vom Großen Rat genehmigte Regierungsvorlage betreffend Neubau der mittleren Rheinbrücke ꝛc. mit 3016 Ja gegen 2170 Nein bei zirka 15,300 Stimmberechtigten angenommen.

1. ffg. In eigens gebauter Hütte auf dem Barfüßerplatz eröffnet der Zirkus Krembser seine Vorstellungen.

2. Das vom Turnverein St. Johann organisierte Kantonalturnfest von Baselstadt, dem auch eine Anzahl von Gastvereinen beiwohnen, nimmt trotz der Ungunst der Witterung einen sehr befriedigenden Verlauf. — Der Zoologische Garten feiert durch Veranstaltung von allerlei Volksfestlichkeiten und Vergnügungen das Andenken an seine vor 25 Jahren erfolgte Eröffnung.

4. In der Sitzung des Weiteren Bürgerrats wird die Verteilung des 1899 an die Bürgergemeinde fallenden Anteils der Merianischen Stiftung so geregelt, daß 40,000 Franken an den Spital fallen und der Rest ans Waisenhaus. Dann werden eine Reihe von Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht erledigt.

5. Zu Privatdozenten an der Universität werden ernannt Dr. med. Karl Hübscher und Dr. phil. Wilhelm Bruckner. — Zu Gunsten gemeinnütziger Zwecke tragen die Männergesangvereine Basels ihre für das Sängerfest in Bern eingeübten Wettgesänge vor.

4. Als Privatdozent für moderne vergleichende Litteratur hält Dr. Hans Trog seine Habilitationsvorlesung über Alfred de Vigny.

6. Großer Rat. Nach der Validation dee Ersatzwahlen vom 17./18. Juni wird die Errichtung eines Primarschulhauses am Gotthelfplatz beschlossen, ferner die Unterbringung hiesiger Sträflinge in außerkantonalen Zuchthäusern, die Vorlage betreffend Nachbarrechte an Liegenschaften wird erledigt erklärt, eine Revision des Strafgesetzes im Sinne der Herabsetzung einiger Strafminima angenommen und der Kauf eines Stückes Land an der Landesgrenze bei Kleinhüningen ratifiziert. Endlich beschließt der Rat motivierte Tagesordnung gegenüber einem Anzug Schär auf Einführung des Systems der Grundrente bei Verkauf von Liegenschaften durch den Staat.

7. Dr. August Tobler hält als Privatdozent für Mineralogie seine Antrittsvorlesung über die geologische Bedeutung der Versteinerungen.

8./9. Den Behörden wird der neue Operationssaal des Bürgerspitals zum Besuche zugänglich gemacht, ein großes, mit allem Raffinement der modernsten Chirurgie ausgestattetes vielräumiges Gebäude, dessen Eröffnung und Betrieb der Hauptförderer, Professor August Socin, nicht mehr erleben sollte.

11. Die vom 20. eidgenössischen Sängerfest in Bern zurückkehrenden Basler Gesangvereine Liedertafel, Männerchor, Liederkranz, Konkordia und Männerchor Breite werden festlich empfangen.

12. Die Regierung ernennt zum ordentlichen Professor für germanische Philologie Dr. John Meier, d. Zt. Privatdozenten in Halle, und zum ordentlichen Professor für innere Medizin und Oberarzt der medizinischen Abteilung des Bürgerspitals Dr. Friedr. Müller, d. Zt. in Marburg.

14. Nationalfest der französischen Kolonie im Sommerkasino.

16. Eine Anzahl deutscher Vereine halten im Sommerkasino unter dem Ehrenvorsitz des Generalkonsuls von Eckardt ein Sommerfest ab.

17. ffg. Die verschiedenen Jugendfeste werden in üblichem Rahmen abgehalten. Nur das Spalenquartier wartet noch zu, weil es sein Fest in der großen Halle des Unteroffiziersfestes abzuhalten gedenkt.

23. In dem benachbarten Dornach wird der 400. Jahrestag der am 22. Juli 1499 geschlagenen letzten Entscheidungsschlacht des Schwabenkriegs gefeiert. Die offiziellen Delegierten verschiedener Kantone sowie zahlreiche Mitwirkende vom Festspiel hatten schon die Nacht vom 22. zum 23. ds. in Basel zugebracht, das Fest selber fand sehr zahlreichen Besuch von Basel; bei der Aufführung des Festspiels von Dr. Eugen Munzinger wirkten in hervorragenden Rollen Mitglieder des Quodlibet von Basel mit. Die Witterung hielt sich gut. Ein gewitterhafter Platzregen ging unmittelbar vor

Beginn des Festspiels nieder, die Luft reinigend und kühlend. Auch am Abend herrschte in Basel von dem Fest her viel Leben. Die Regierung bot den offiziellen Vertretern einzelner Mitstände sowie den Mitwirkenden eine Kollation im Musiksaal an.

25. In Olten stirbt in der Morgenfrühe, über 82 Jahre alt, einer der bekanntesten Söhne Basels, Nikolaus Riggenbach, der Erbauer der Bergbahnen, der sich durch seine Selbstbiographie, die Erinnerungen eines alten Mechanikers, auch litterarisch bekannt gemacht hat.

August 1899.

4./7. In Basel wird das eidgenössische Unteroffiziersfest abgehalten. Seit 1897 hatte die Sektion Basel des Unteroffiziersvereins die Centralleitung geführt (Präsident: Inf.-Adjutant-Unteroffizier Emil Berger). Nun kam als Schluß die Durchführung des Festes. Das Ehrenpräsidium hatte Oberst Karl Köchlin übernommen, Präsident war Art.-Wachtmeister Norbert Hofer. Es waren an die 2000 Unteroffiziere aus der ganzen Schweiz zusammengekommen, von der Bevölkerung freundlich willkommen geheißen. In einem angenehmen Wechsel von Arbeit und Erholung, bei prächtigem Wetter, unter der Teilnahme von höhern und Subalternoffizieren, wickelte sich die Feier zu allgemeiner Befriedigung ab. Die Bürgerschaft bewies ihre Sympathie dadurch, daß sie den geselligen Anlässen in der großen Festhütte auf der Schützenmatte fleißig beiwohnte. Bei diesem Anlaß legte der neue städtische Schießstand hinter dem Allschwiler Weiher (auf dem Boden des Kantons Baselland) seine Feuerprobe ab und wurde durch das kompetente Urteil der am Wettschießen beteiligten Unteroffiziere tadellos befunden. — Noch im Lauf der ganzen folgenden Woche wurde die Hütte wiederholt zu Festlichkeiten und Vergnügungen verschiedener Art benützt, z. B. für das Jugendfest des Spalenquartiers, wie auch vor dem Fest zu wiederholten Malen unter der Be-

zeichnung von Hüttenproben daselbst stark besuchte Konzerte und Vorführungen abgehalten wurden.

13. Aus Deutschland kommen nicht weniger als drei gänzlich angefüllte Extrazüge mit Hunderten von Touristen an und mehren die ohnehin große Zahl von Fremden in der Stadt. Die ganze Schweiz ist mit ausländischen Gästen überfüllt und es herrscht nur eine Stimme, daß in allen Gebieten des Landes keine vorhergegangene Fremdensaison der von 1899 gleichkam.

15. Das Füsilierbataillon 54, nahezu 1100 Mann stark, rückt zu einem Wiederholungskurs im Regimentsverband nach Aarau ein; die Bataillone 52 und 53 machen den ersten Teil des Kurses in Liestal. Die Stärke des Bataillons 54 verbot, sie alle am gleichen Ort unterzubringen, und erst die Feldübungen im zweiten Teil des Kurses werden gemeinsam vor sich gehen.

15./18. Im Stadtkasino findet unter dem Vorsitz von Dr. Th. Herzl aus Wien der dritte Zionistenkongreß statt. Es waren etwa 300 Delegierte aus aller Herren Ländern da; das Hauptkontingent stellte das östliche Europa. Die Verhandlungen, die wiederholt einen lebhaften Verlauf nahmen und sich bis tief in die Nacht, einmal bis früh 2 Uhr ausdehnten, bezogen sich auf die Organisation der ganzen Bewegung und auf die Beschaffung der nötigen Geldmittel durch Gründung einer jüdischen Kolonialbank in London mit einem Kapital von zwei Millionen Pfund. Daneben wurden eine Reihe weniger wichtiger oder zunächst weniger akuter Fragen behandelt. Vielen Widerspruch erregte der Vorschlag eines nordamerikanischen Delegierten, die Kolonisation der modernen Judenschaft anstatt nach Palästina nach Cypern hin zu lenken, wo keine namhaften Schwierigkeiten der Durchführung des zionistischen Gedankens entgegenständen.

20. Die in der Schweiz bestehenden deutschen Arbeiterturnverbände halten im Klingenthal ein gemeinsames Turnfest ab.

26. Unter außergewöhnlicher Gunst der Witterung wickelt sich das St. Jakobsfest ab. Es nimmt etwas größere Dimensionen als gewöhnlich an, weil die Regierung, wie sie es alle fünf Jahre zu thun pflegt, die Organisation an die Hand genommen hat. Festpräsident ist Regierungsrat Dr. J. Iselin, Festredner Regierungsrat Dr. H. David.

28. Die Goethefreunde veranstalten zur Erinnerung an Goethes 150. Geburtstag (28. August 1749) eine kleine Feier im Sommerkasino, bei der Karl Frey aus Basel in Bern die Festrede hielt, Goethe'sche Gedichte in musikalischer Form vorgetragen wurden und der Recitator Emil Milan aus Köln Werke des Gefeierten zu Gehör brachte.

31. Rückkehr des Bataillons 54 aus dem Regimentswiederholungskurs (Siehe 15. August). Die Entlassung erfolgt erst am 1. September.

September 1899.

2. In der Morgenfrühe brennt im benachbarten Binningen ein Haus nieder, wobei fünf Personen, meist noch nicht erwachsene, den Tod finden.

10./11. Der Feldschützenverein Basel veranstaltet auf dem neuen Schießplatz im Allschwiler Wald ein gelungenes Ehr- und Freischießen, an dem namentlich auch viele Schützen des Nachbarkantons Baselland sich beteiligen.

14. fg. Der Schweizerische Apothekerverein hält in Basel seine 55. Jahresversammlung ab.

15./25. Das von den Manövern in der französischen Schweiz zurückkehrende Schützenbataillon 5 dient den Rest seines Wiederholungskurses in Basel ab, wo es in der Kaserne gern ein komfortables Heim bezieht.

18. Am Montag, ſtatt wie ſonſt üblich am Sonntag nach Bettag wird die 1899/1900er Saiſon des Stadttheaters eröffnet mit Verdis „Aïda."

21. Der Weitere Bürgerrat ratifiziert den zwiſchen dem Engern Bürgerrat und der Regierung als der Vertreterin der Einwohnergemeinde abgeſchloſſenen Vertrag betr. Verkauf des Mueshauſes an die letztere. In dem Gebäude ſoll die Gewerbehalle ihre Unterkunft finden, die von der Schifflände weichen muß. Hierauf werden eine Reihe von Bürgeraufnahmen beſchloſſen.

23./24. Großer Ausmarſch des geſamten Kadettenkorps ins Baſelbiet, wobei zum erſtenmale die ſämtliche Infanterie mit dem neuen Gewehr bewaffnet war.

24. Auf dem Landhof findet als Abſchluß der diesjährigen Rennſaiſon ein großes Velorennen ſtatt. Doch wurde es wiederholt durch die Ungunſt der Witterung unterbrochen und zog ſich bis in die Abenddämmerung hin. Die zunehmende Dunkelheit und die Glätte der regenfeuchten Rennbahn trugen die Schuld an einer ganzen Reihe glücklicherweiſe unbedeutender Unfälle. — In der Burgvogtei wird das 25-jährige Beſtehen der Kapelle Schreiber mit einem großen Konzert gefeiert. Ein Orcheſterverein Schreiber iſt gegründet worden, beſtehend aus zu Gunſten der Kapelle bezahlenden Paſſivmitgliedern.

25. ffg. Ein Inſtruktionskurs für kirchliche Liebesthätigkeit, an dem eine ganze Menge von Geiſtlichen verſchiedener Richtungen und auch Laien teilnehmen, findet unter den Auſpizien des Ausſchuſſes der Schweizeriſchen Predigergeſellſchaft für kirchliche Liebesthätigkeit (Präſident Profeſſor Keſſelring in Zürich) in Baſel ſtatt. Präſident des Lokalkomites war Dr. med. Paul Barth. Die geſchäftlichen Sitzungen gingen im Blaukreuz-Haus am Petersgraben vor ſich, das bei dieſem Anlaß zum erſtenmal ſeine Säle öffnete. Es wurde referiert beiſpielsweiſe über die Frage, wie der Verrohung

der heranwachsenden Jugend könne begegnet werden, über Irrenpflege und dergl., woran sich jeweilen belebte Diskussionen schlossen. Daneben wurden Abendversammlungen für das große Publikum, gemütliche Vereinigungen für die Kursteilnehmer u. dergl. organisiert.

29. Es wird von der Pestalozzigesellschaft ein Aufruf verbreitet mit der Bitte um Gaben zum besten einer kantonalen Anstalt für verwahrloste Mädchen. — Das sogenannte Blaukreuz-Haus am Petersgraben, ein neuer, stattlicher Bau, der vor allem der Abstinenzbewegung und ähnlichen Tendenzen dienen will, wird vom Baukomite seiner Bestimmung übergeben. Im Erdgeschoß richtet der Verein für Mäßigkeit und Volkswohl ein alkoholfreies Restaurant ein, im ersten Stockwerk steht ein geräumiger Saal für Versammlungen und Vorträge zur Verfügung. Das zweite Stockwerk soll als Logierhaus vermietet werden. In den nächsten Tagen nehmen die Mieter mit entsprechenden Festlichkeiten jeder sein neues Heim in Besitz.

Oktober 1899.

1. Die katholische Gemeinde beschließt Errichtung einer St. Josephskirche auf dem ihr gehörigen Areal, Ecke Klybeck- und Amerbachstraße.

1. ffg. Ausstellung der Werke der Schweizerischen Aquarellisten in der Kunsthalle.

2. Die Kantonalbank eröffnet ihre Thätigkeit (der 1. Oktober war ein Sonntag gewesen) in ihrem einstweiligen Unterkunftsort, den hintern Räumen des ehemaligen Gasthofes zur Krone.

8. Am 4. Oktober 1874 hat Pfarrer Alfred Altherr sein Amt an der Leonhardskirche angetreten. Die Anhänger der kirchlichen Reform feiern die 25. Wiederkehr dieses Tages mit einem Festgottesdienst am Vormittag und einem Bankett am Abend im Musiksaal.

8./9. Die Rennen des Schweizerischen Rennvereins finden auf der St. Jakobsmatte statt, da die Schützenmatte zum Teil in einen Park verwandelt und zu diesem Zwecke nicht mehr brauchbar ist. Unter einer glänzenden Herbstsonne und beim Zuströmen eines zahlreichen gewählten Publikums geht das Sportfest ohne nennenswerte Unglücksfälle vorüber. Am ersten Tag zeichneten sich die Basler Reiter und Pferdebesitzer durch den Gewinn erster Preise nicht sonderlich aus.

9. Wiederbeginn der regelmäßigen Wintersitzungen der Historischen Gesellschaft.

12. Großer Rat. Nach Genehmigung von 43 Bürgeraufnahmen und Bewilligung einiger Nachtragskredite wird der Kauf des Hauses Schnabelgäßlein 12 durch den Staat ratifiziert und ein Großratsbeschluß betreffend Beiträge der Anwänder der Falknerstraße (der jetzt nahezu vollendeten Straße über den überwölbten Birsig von der Post bis zum Barfüßerplatz) genehmigt. Hierauf wird eingetreten auf den von einer Kommission vorberatenen Entwurf eines Wohnungsgesetzes.

In der Morgenfrühe starb 80-jährig der gewesene Bankier Ed. Bernoulli-Riggenbach, der in verschiedenen richterlichen Beamtungen, als Mitglied des Großen Rats und der Synode dem Gemeinwesen große Dienste leistete. Der Bank in Basel gehörte er als Mitglied des Aufsichtsrates an; der Centralbahn hat er in deren ersten Zeiten die Komptabilität eingerichtet und im Missionskomite den finanziellen Teil des Unternehmens geleitet mit der Umsicht, dem Geschick und der hohen kaufmännischen Begabung, die ihn auszeichneten.

17. Mit dem großen Konzert eines aus 90 Künstlern bestehenden, meist der Scala in Mailand angehörenden Orchesters unter Mascagnis persönlicher Direktion im Musiksaal wird die musikalische Saison 1899/1900 eröffnet. Am folgenden Sonn-

tag (22.) bringt das I. Abonnementskonzert den Pianiſten de Greef, am 24. ein Kammermuſikabend ein Bläſerterzett aus Paris (von der Société des Instruments à vent) auf das Basler Konzertpodium.

18. Die Centenarfeier zur Erinnerung an Chr. Friedr. Schönbeins Geburt, 18. Oktober 1799, die von der Regenz und der Naturforſchenden Geſellſchaft veranſtaltet wurde, zerfiel in einen akademiſchen und einen geſelligen Akt. In dem erſten, der im oberen Kaſinoſaal ſich abwickelte, beleuchteten Schönbeins Wirken von verſchiedenen Seiten die Profeſſoren Kahlbaum, Piccard, Schär aus Straßburg und Hagenbach-Biſchoff. Das hierauf folgende große Bankett im Muſikſaal, dem Vertreter von Schönbeins Familie und Heimat (Metzingen in Württemberg), ehemalige Kollegen und Schüler in reicher Zahl, ſowie die ganze akademiſche und wiſſenſchaftlich angeregte Geſellſchaft des gegenwärtigen Baſel beiwohnten, bot in reicher Abwechslung von Ernſt und Kurzweil eine Fülle von Reden und eine ganze Reihe künſtleriſcher Produktionen.

21. Zum außerordentlichen Profeſſor der Nationalökonomie an Stelle Profeſſor Berghoff-Iſings wird ernannt Dr. Stefan Bauer, d. Zt. in Brünn. — Der Kaufmänniſche Verein begeht im gewohnten Rahmen ſein 37. Stiftungsfeſt.

22. Der Bürgerturnverein veranſtaltet einen gelungenen Unterhaltungsabend in der Burgvogteihalle.

25. Der Regierungsrat erteilt die nachgeſuchte Entlaſſung dem Rektor der Töchterſchule, Dr. Ph. A. Largiadèr und dem langjährigen Sekretär des Erziehungs- und des Juſtizdepartements, Heinr. Zehntner.

26. Großer Rat. Nach einer Interpellation betreffend Anſtellung Kantonsfremder in Staatsdienſt und der Wahl eines Erſatzrichters ins Strafgericht und der Kontrollſtelle für die Kantonalbank ratifiziert der Große Rat den Ankauf folgender von der Re-

gierung unter Vorbehalt erworbener Liegenſchaften: Freieſtraße 15 und 109, St. Johannvorſtadt 14, Rebgaſſe 13 (auf Rechnung des Tramunternehmens) und des Mueshauſes, indem er zugleich den Umbau des letztern zur Gewerbehalle genehmigt. Ferner nimmt er die Nachricht entgegen, daß während des Rathausumbaues die Großratsſitzungen in der Aula des Muſeums ſtattfinden. Die Vorlage betreffend Umtaufe der Irrenanſtalt auf einen unverfänglichen Namen wird zurückgewieſen und die Errichtung eines Oekonomiegebäudes auf Kloſterfiechten beſchloſſen. Am Nachmittag fährt der Rat fort in der Beratung des Wohnungsgeſetzes.

27. Die am heutigen Tag einläutende Meſſe bietet auf der Budenſtadt des Barfüßerplatzes ein etwas gedrängteres Bild als gewöhnlich, weil das von der Falknerſtraße her einmündende Tram den Raum beſchränkt. Die Menagerie Pianet hat ihr Zelt vor dem ehemaligen Steinenthor aufgeſchlagen. Auf dem Petersplatz endlich geht der Kaufverkehr ſo flott wie nur je.

29. Zur Wahl der vier Vertreter Baſels in den Nationalrat hatten die drei Hauptparteien je eine Zweierliſte vorgelegt. Die Konſervativen ſchlugen vor die bisherigen Nationalräte Iſelin und Köchlin, die Freiſinnigen Regierungsrat David und Kaufmann H. Gautſchy, beide neu (Profeſſor Kinkelin hatte eine abermalige Kandidatur abgelehnt), die Sozialiſten Nationalrat Wullſchleger (bish.) und Maler R. Schweizer. Die Katholiken brachten eine gemiſchte Liſte: Iſelin, Köchlin, Wullſchleger, David. Von 17,453 Stimmberechtigten gingen 8283 gültige Zettel ein; das abſolute Mehr betrug 4142. Gewählt wurden Nationalrat Köchlin mit 4384 nnd Nationalrat Wullſchleger mit 4337 Stimmen. Es muß alſo ein weiterer Wahlgang ſtattfinden. Fernere Stimmen erhielten: Regierungsrat Iſelin 3971, Regierungsrat David 3792, Rud. Schweizer 2680 und H. Gautſchy 2146. Wir nehmen hier vorweg, daß im zweiten Wahlgang der von den Konſervativen unter-

ſtützte Kandidat der Freiſinnigen, Regierungsrat Dr. David, im dritten der konſervative Regierungsrat Dr. Iſelin gegen den Sozialdemokraten Schweizer gewählt wurde. Weitere acht Tage ſpäter, am 19. November, wurde Dr. Paul Scherrer als Ständerat beſtätigt. Die Basler Deputation in die Bundesverſammlung iſt für drei weitere Jahre beſtellt und zwar in gleicher Zuſammenſetzung wie bisher, aus zwei Centrumsmitgliedern, zwei Freiſinnigen und einem Sozialdemokraten. Gleichzeitig mit dem erſten Wahlgang für die Nationalratswahlen wurden auf eine neue Amtsdauer von ſechs Jahren die Wahlen der eidgenöſſiſchen Geſchworenen vorgenommen. — In der Burgvogteihalle veranſtaltet das Quodlibet eine ſehr ſtark beſuchte Abendunterhaltung zu Gunſten einer kantonalen Anſtalt für verwahrloſte Mädchen, für die jüngſt eine größere Geldſammlung durchgeführt worden iſt.

(6.–) 8

Digitized by Google